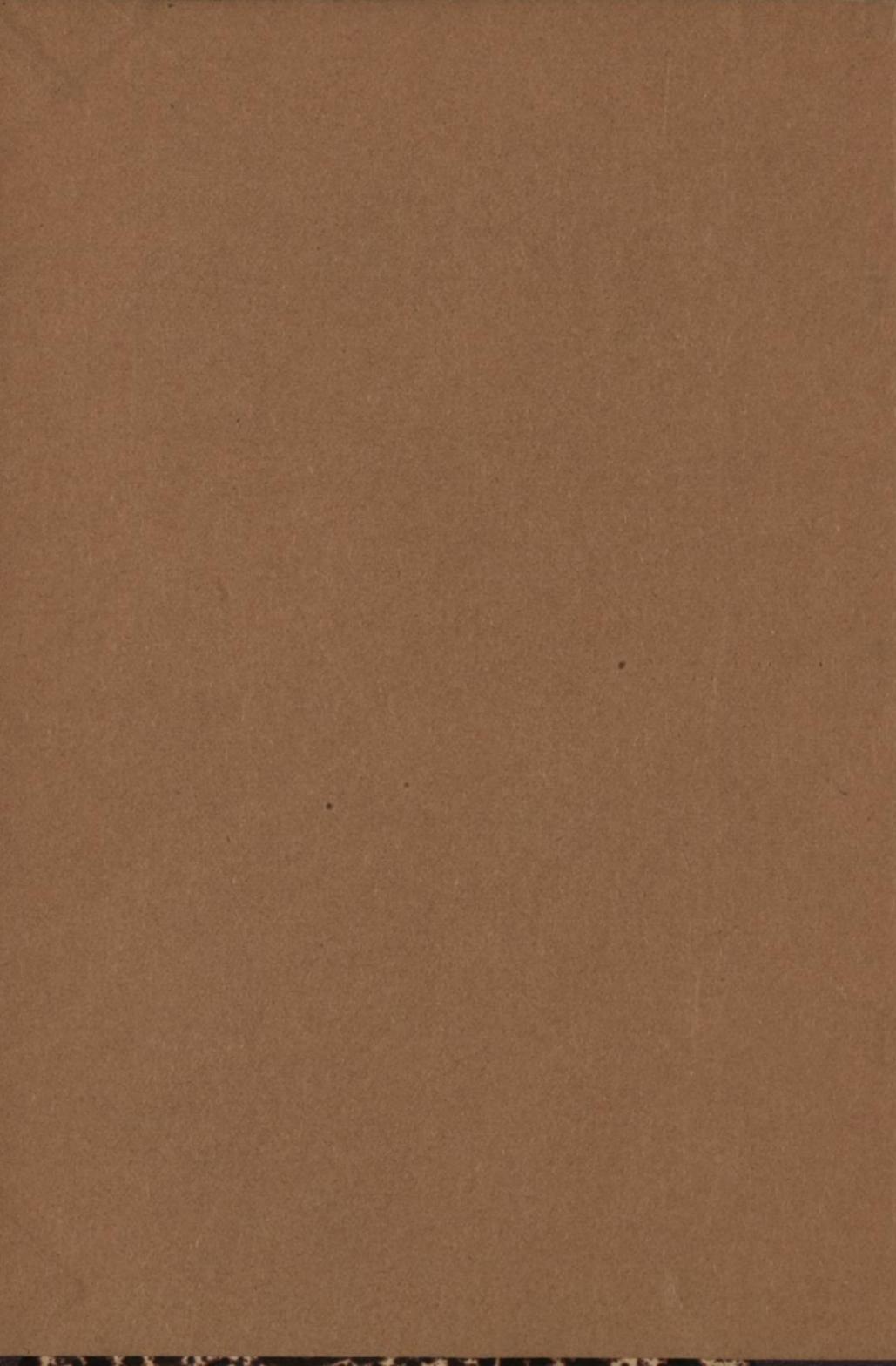


Wiener Stadt-Bibliothek.

49879 A



Die
heimliche Ehe
des
Erzherzogs Ernst von Oesterreich
* * und seine Kinder. * *

Mit verschiedenen Bildern.

Von

E. von S.

[= Eugen v. Spiras]



Zürich.

Verlag von Caesar Schmidt.

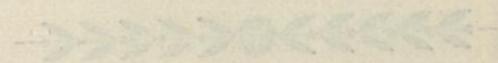
1901.

2. N. 73432

Heinrichs Ehe

Erzherzog Carl von Österreich

und seine Kinder.



Verlag von Franz Schönlank
1891



Ein von Säulen getragener Palast, mit Marmor-
bildwerken die Fassade geschmückt, von Gruppen der schönsten
und edelsten Palmen umgeben, aus dem schattigen Grün
Fontainen emporprudelnd, deren krystallhelle Perlen im
heißen Strahl der italienischen Sonne in allen Farben des
Regenbogens funkeln, im Hintergrunde die kühngeschwungenen
Linien der blauen Berge, der hoch in den Aether empor-
ragenden Alpen, die einen der schönsten oberitalienischen
Seen umgeben, den weithin sich streckenden, hier azurblau,
dort grünlich, dort wieder silbern schimmernden Gardasee
— so denkt man sich die Wohnstätte eines österreichischen
Erzherzogs in Arco. Und im Innern? Breite Marmor-
treppen mit kunstvoll gestalteten Balustraden, exotischen
Pflanzen auf den Absätzen, Statuen antiker Götter und
Göttinnen, reich, fast verschwenderisch dekorierte Prachtsäle
wechselnd mit Wohnzimmern von gediegener, vornehmer
Ausstattung, Teppiche aus Smyrna, in denen der Fuß des
Dahinschreitenden fast versinkt, wertvolle Gemälde alter
Meister an den Wänden, Reliefgebilde die Rosetten der
Decken erfüllend, Flügeladjutanten in goldgestickten Uni-
formen, eine reich galonnierte Dienerschaft, der Winke des
hohen Herrn harrend

Weg, Traumgebild der Phantasie! Weiche der Wirk-
lichkeit!

Der Himmel Italiens ist da und der See und die
Berge — doch die Gebilde von Menschenhand?

Geht man die Allee entlang, die von der Heilstätte
für kranke Offiziere zum „Hotel Arco“ führt, so sieht man
kurz vor diesem, dicht an der kleinen Pforte, die in den

Garten des verstorbenen Erzherzogs Albrecht führt, ein Häuschen — man sieht es vielleicht auch nicht, oder beachtet es nicht, so klein, so unscheinbar ist es, nur einen Stock hoch, ein Häuschen, kaum den Namen einer Villa verdienend, nur seiner Lage im Garten ihn dankend, wie Leute es suchen, die nach Arco gehen müßten, weil des Arztes Stimme dringend ihnen den Aufenthalt daselbst gebot, sollen sie nicht der Tücke eines rauheren Klimas zum Opfer fallen. Ihre Mittel gestatten ihnen nicht, in Mitten des teuren Kurorts zu leben, seinen Komfort zu genießen, sie müssen, um ein paar Gulden zu sparen, hinaus an dessen Peripherie ziehen, mit bescheidenen Räumen vorlieb nehmen. Wir steigen die schmale, mit einem billigen Teppich bedeckte Treppe hinauf zu einem Korridor mit drei Thüren. Die mittlere derselben führt in einen kleinen Salon mit Balkon, der ein einfaches, fast ärmliches Mobiliar aufweist. Eine bescheidene Möbelgarnitur, mit geblütem Kreton überzogen, nimmt die eine Ecke ein, ein Schreibtisch, unter Militärschematismen und Journalen fast verschwindend, die andere. Dazu noch ein Tisch, eine kleine Bücheretagère — das ist alles!

Rechts das Schlafzimmer, mit zwei Fenstern, das eine nach dem Hotel Arco, das andere nach dem Promenadenweg hinausführend. Nur die äußeren Flügel der Fenster sind vorhanden; die inneren sind wohl früher einmal herausgenommen worden und man hat vergessen, sie wieder einzusetzen, Fenstervorhänge scheinen als überflüssiger Luxus angesehen worden zu sein. An der Längsseite des Zimmers ein Bett, nicht etwa aus kostbarem Holz, mit dem kaiserlichen Wappen in eingeleger Arbeit geziert, und schwellenden, reichgestickten Kissen, nein, eine einfache Tannenbettstelle, auf den ersten Blick verratend, daß hier schon seit Generationen müde Leute die Ruhe gesucht, darin eine Matratze, ein Betttuch von grobem Leinen, zwei schmale Polster, von gleichem Stoff überzogen, eine rauhhaarige Decke, ein Kissen, wie man in den Alpenländern zu sagen pflegt — das ist die Lagerstätte. Neben dem Bett eine

ebenso einfache Kommode, an der anderen Seite eine Chiffonniere, ein Tischchen mit Waschgerät, ein Sessel — das ist das übrige Meublement, das ist die Umgebung, in welcher am 4. April 1899 ein Sproß des stolzesten Kaiserhauses der Welt, ein Habsburger, Erzherzog Ernst, seinen letzten Seufzer aushauchte!

Selten wohl konnte mit mehr Recht gesagt werden, daß sein letzter Atemhauch ein Seufzer war, der letzte einer langen Reihe jener unwillkürlichen Aeußerungen tiefen Seelenleides. Denn einer in vollem Glanz der Stellung, zu welcher die Geburt des Erzherzogs ihn erhoben hatte, verlebten Jugend folgte ein schon durch mancherlei Schatten getrübtcs Mannesalter, ein von schweren Stürmen durchwehcter Spätherbst des Lebens. Es war nicht nur ein kranker, es war ein müder, ein lebensmüder Mann, der da am 4. April 1899 seine Augen zum ewigen Schlummer schloß, fern von den Seinen, fern von der, nach welcher sein Herz am meisten sich sehnte, von seiner Lieblingstochter Clotilde, die in den Straßen Arcos umherirrte, verzweiflungsvoll darüber, daß ihr vom Bruder des Erzherzogs Ernst, dem Erzherzog Rainer, die Erfüllung ihres heißen Sehnsens versagt wurde, dem sterbenden Vater Lebewohl sagen zu dürfen.

Was hatte sie verbrochen, daß man ihren letzten Trost ihr raubte?

Ihr Verbrechen war ihre Geburt!

Sie war illegitim geboren, die Frucht eines fürstlichen Verhältnisses?

Nein!

Sie war in legitimer, wenn auch morganatischer Ehe geboren — aber diese sollte nicht bekannt werden und wurde es auch nicht — bis jetzt! Nur wenige Eingeweihte wußten, daß der Erzherzog vermählt gewesen war mit einer durch Schönheit, Anmut und Klugheit so ausgezeichneten Ungarin, daß einer ihrer Landsleute, der sie von frühester Jugend an gekannt hatte, bei der Nachricht von ihrem Tode weh-

mütig und enthusiastisch zugleich ausrief: „Nie wieder wird solch' ein Weib geboren werden!“

In Nachstehendem wird berichtet werden, wie Erzherzog Ernst seine Gemahlin kennen lernte und ehelichte, wie die Kinder des Erzherzogs aufwuchsen, wie schwere Kämpfe sie um die Anerkennung ihres Rechtes zu führen hatten und noch führen. Romanhaft klingt es, allein die Dokumente, die wir diesem Bericht beigeben, lassen keinen, auch nicht den allermindesten Zweifel an der Wahrhaftigkeit des Erzählten Raum, und wenn man es auch zu unterdrücken suchen wird mit allen Mitteln, die einer Regierung Oesterreich-Ungarns zu Gebote stehen — es wird sich doch Bahn brechen, und nicht eher werden die lauten Anklagen, die erhoben werden, verstummen, als bis endlich den so lange und so grausam um ihr Recht Verkürzten dieses in vollem Umfange zu Theil geworden sein wird!

Man hat es von Seiten strenger Geschichtsforschung und Geschichtsschreibung bisweilen den Herrschern aus dem Hause Habsburg zum Vorwurf gemacht, daß sie zu sehr dem Vergnügen huldigten. Ist dieser Vorwurf berechtigt? Es kann und soll nicht Aufgabe des Buches sein, dies in rein wissenschaftlicher Weise, Fall für Fall untersuchend und die gewonnenen Resultate vergleichend, festzustellen. Wohl aber erlauben wir uns die freilich vom Standpunkte der „in Unterthänigkeit Ersterbenden“ keizerische Behauptung, daß Fürsten auch Menschen seien. Und wenn dies der Fall, so haben sie ein Recht auf Lebensgenuß so gut wie jeder andere. Extravagieren sie nach dieser Richtung hin — wer ohne Sünde ist, der werfe den ersten Stein auf sie! Ihnen wird soviel geboten, mehr als die meisten glauben — sollten sie immer nur Enthaltksamkeit üben, darben, wenn andere genießen?

Wie dumm wären sie, wenn sie dies thäten!

Selbst der große Friedrich, der Philosoph auf dem Throne, hatte seine Barberina, und die Bildnisse der berühmten Tänzerin im Schloß zu Sanssouci, vor denen noch heute die das Schloß mit Vater und Mutter, mit

Gouvernante oder Hofkavalier besuchenden Jungfräulein sittsam die Augen niederschlagen, um sie mit desto größerem Wohlgefallen, natürlich nur ganz verstohlen, auf einem kraftstrotzenden Mars oder Gladiatoren ruhen zu lassen, diese Bildnisse beweisen, daß Friedrich der Große auch in diesem Punkte ein echter Hohenzoller war, die plastische Schönheit dieses sinnberückenden Frauenleibes wohl zu schätzen mußte. Warum auch nicht? Nur natürlich ist das, und nur das Natürliche ist berechtigt!

Man braucht es ja nicht gerade so arg zu treiben, wie „Morgen wieder lustig!“, Jérôme, von Napoleons Gnaden König von Westfalen, der sich einen Harem hielt, um den ihn selbst der Beherrscher aller Gläubigen — Ungläubige sind viel schwerer zu beherrschen! — der am Goldenen Horn zu Stambul residierende Padiſchah hätte beneiden können. Und doch war der sozusagen über Nacht zum König gewordene ehemalige Handlungskommiss auch ein Philosoph in seiner Art, ein Epikuräer, und wenn es auch nicht schön war, daß er den Rotwein, in dem er gebadet hatte, fein säuberlich wieder auf Flaschen ziehen und den ehrsamem Bürgern seiner Haupt- und Residenzstadt Kassel verkaufen ließ, die jungenschmagend das königliche Badewasser vertilgten, so war er doch in anderer Beziehung ein wahrer „Vater seines Volkes“ — er hinterließ nicht weniger als 47 uneheliche Kinder, und niemand kann sein Verdienst um die Bevölkerung seines Königreichs leugnen! Der lustige Lump auf dem Throne ging vielleicht von der Idee aus, daß, weil viele Genies läuderlich sind, man erst läuderlich sein müsse, um ein Genie zu werden. Das erstere hat er in vollem Maße erreicht, zum Genie hat er es nie gebracht!

Rehren wir zu den Habsburgern zurück. Will man jemand richtig verstehen und beurteilen, so muß man das Milieu berücksichtigen, in dem er aufgewachsen ist. Das Milieu der Habsburger ist die Wiener Luft, der schweizerische Ursprung ist in ihrem Charakter längst verwischt, verfallen wie ihre Stammburg bei Narau. Sie sind

Wiener geworden, echte Wiener, leichtlebig, wie all' die Phäaken an der Donau, aber gutmütig, grundgutmütig. Mit dieser ihrer Gutmütigkeit haben sie sich festgewurzelt in den Herzen der Wiener nicht allein, sondern der Oesterreicher überhaupt, der jeweilige Herrscher wie das gesammte Kaiserhaus mit seinen vielen Erzherzogen und Erzherzoginnen.

Nicht der Glücklichsie unter allen diesen Sprossen des alten Geschlechtes ist der, welcher berufen ist, die Krone zu tragen. Um ihn spürt man einen erkältenden Hauch. Wie auf den Höhen der Berge, so weht es nicht immer rein, immer aber eisig auf den Höhen der Menschheit, auf Fürstenthronen. Die Last der Verantwortlichkeit für das Wohl und Wehe so vieler Millionen von Unterthanen ist eine erdrückende — wohl dem, der sie nie kennen lernt!

Aber Erzherzog zu sein, ein junger, lebensfrischer Erzherzog, den keine Last der Verantwortung drückt, der wohl einmal einen Ringkampf mit dem Riesenungeheuer Etikette zu bestehen hat bei Paraden oder Repräsentationen, gern und oft aber sich freimachen kann von ihrer Umklammerung — ja, das ist ein Leben! Ein Thor, wer es nicht genießt, wer den Becher, den das Schicksal ihm kredenzt, süßen, berauschenden Trankes voll, von seinen Lippen weist!

Erzherzog Ernst — nur wir Alten erinnern uns noch seiner fröhlichen Jugend. Ab und zu drang nach Wien ein Gerücht von einem tollen Streich, den er ausgeführt, um die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts, wie er über einen Hohlweg mit dem Gaul hinweggesetzt, in dem das Fuhrwerk eines zum Tode erschrockenen Landgeistlichen mühsam sich aufwärts bewegte, mit Hussa und Hoppla seine Suite hinterdrein, oder wie er auf der Jagd, zu der er einen alten, guten f. k. Hofrat eingeladen, eine Raze, in ein Hasenfell eingenäht, vor dessen Stand losgelassen hatte, daß der alte Herr sich bekreuzigte und an Zauberei glaubte, als vor seinen Augen der „Hase“ einen Baum hinaufkletterte — tolle, lustige Streiche, über die jedermann herzlich lachte, schließlich auch die von ihnen Betroffenen.

Die Presse war damals noch nicht zur sechsten Großmacht herangewachsen und in Oesterreich, wo man noch heutzutage den jungen Riesen am liebsten in Kinderschuhen und mit Kniehöschen herumlaufen ließe, am allerwenigsten. Was das kaiserliche Haus, was ein Mitglied desselben betraf, war ihr tabu, ein nolimetangere, ein Gegenstand heiliger Scheu. Nur von Mund zu Mund ging die Mär, daß Erzherzog Ernst leidenschaftlich schönen Frauen huldige — oder sich von ihnen huldigen lasse? Beides mag oft der Fall gewesen sein!

Auch seine Stunde schlug. Er ahnte es nicht, als er eines Tages in der Ofener Burg aus den Händen seines Adjutanten ein Audienzgesuch entgegennahm, das mit Laura Louise von Czendhely unterzeichnet war, daß er an einem Wendepunkte seines Schicksals angekommen.

„Eine Dame?“ sagte er zerstreut. „Genehmigt, selbstverständlich!“

Der Adjutant machte die entsprechende Notiz auf das Gesuch, und der Dame wurde die Nachricht von der Genehmigung ihres Audienzgesuches zugestellt.

Wer war Laura Louise von Czendhely?

Sie war als Tochter eines Gutsbesizers von Skubliz zu Besenyö geboren und hatte eine vorzügliche Erziehung genossen. Schon früh entwickelte sie sich zu einer außerordentlichen echt ungarischen Schönheit. Von ungewöhnlich hohem Wuchs und junonischen Formen, hatte sie in vollem Maße jene Grazie der Bewegungen, die ein Erbteil der Töchter Arpads zu sein scheint. Ihre regelmäßigen Züge erinnerten im Schnitt an diejenigen Maria Theresias, ein Ausdruck stolzer, frauenhafter Würde war ihnen eigen, der erkältend gewirkt haben würde, wäre er nicht durch ein lebhaftes, seelenvolles Mienenspiel gemildert und durch den Glanz ihrer herrlichen, tiefdunklen Augen belebt worden. In reicher Fülle umgab rabenschwarzes Haar ihr feines Köpfchen, in seiner wogenden Masse fast zu schwer für dasselbe erscheinend.

Kein Wunder, daß es dem jungen Mädchen nicht an

Bewerbern fehlte! Sie zögerte, sich für einen derselben zu entscheiden; sie lebte ja so glücklich, so sorglos im Hause ihrer Eltern! Aber ein schwerer Schlag traf sie. Beide wurden dahingerafft, und der Bruder ihres Vaters, der die Vormundschaft übernahm und trotz seiner hohen Stellung als Obergespan in arg zerrütteten Verhältnissen lebte, sah, äußerlich um den Bruder trauernd, den Tod desselben als einen Glücksfall an, der ihm gestattete, auf Kosten der Waisen seine verschwenderische Lebensweise fortzusetzen. Vorbei war die Zeit des fröhlichen Lebens im Schloß zu Besenyö, vorbei die Gesellschaften und Bälle, auf denen Laura eben erst zu glänzen begonnen hatte!

Sie war zu klug, um nicht zu erkennen, welches Ziel ihr Oheim verfolgte. Aber wie sollte sie, das junge, unerfahrene Mädchen, dem hochangesehenen Beamten gegenüber Widerstand wagen? Sie ersann Pläne und verwarf sie wieder; sie dachte auf Mittel, der Tyrannei des Vormundes zu entrinnen, und fand kein solches!

In ihrer Not gedachte sie eines ihrer früheren Lehrer, des Advokaten von Czendhely in Zala-Egerszeg. Sie schrieb an ihn und frug ihn um Rat. Er suchte sie auf, war von ihrer Schönheit, die durch einen leisen Zug des Leides nicht gemindert, eher noch mehr gehoben wurde, bezaubert, und gab ihr seinen Rat dahin — ihn zu heiraten!

Sie empfand keine Liebe für ihn, ihr Herz war noch unberührt. Allein ihre Lage war eine so traurige, daß sie nach langem Schwanken sich endlich entschloß, seinen Antrag anzunehmen. Sie wurde Frau von Czendhely.

Konnte die unter solchen Umständen geschlossene Ehe eine glückliche werden? Nein! Sie war bestrebt, den Anforderungen ihres Gatten gerecht zu werden — nur ihn zu lieben vermochte sie nicht. Und gerade das verlangte er, um so stürmischer, je mehr sie sich von seinem ungestümen, leidenschaftlichen Wesen erkältet, in ihrem Feingefühl verletzt zeigte. Tief grollend zog er sich nach heftigen Scenen, die nur zur Erweiterung der zwischen beiden be-

stehenden Klust beitrugen, von ihr zurück, sie lebten eine Weile nebeneinander, aber nicht miteinander, bis sein heißes Temperament wieder die Bande künstlicher Mäßigung sprengte, und jene Scenen sich erneuerten.

Auch die Geburt zweier Kinder, beide Mädchen, die sonst bisweilen lockere Ehebande wieder festigt, übte hier diesen Einfluß nicht aus. Zu sehr waren beide schon einander entfremdet. Immer unerträglicher wurde ihnen das Leben, bis sie endlich den Gedanken der Scheidung faßten. Er wurde zur That!

Sie ging nach Budapest. Aber selbst hier, wo an schönen Frauen wahrlich kein Mangel ist, erregte sie Aufsehen, so zurückgezogen sie auch sich verhielt. Sie konnte nicht verhindern, daß, wenn sie über die Straße ging oder die herrliche Margareteninsel aufsuchte, die freilich damals noch nicht wie heute das beliebte Ausflugsziel der Bewohner der ungarischen Hauptstadt war, sondern mehr einer romantischen Wildnis glich, bewundernde Blicke auf ihr ruhten, daß man ihr folgte, um zu erfahren, wer sie sei. Unter ihren Anbetern zeichnete sich ein Oberleutnant des damals in Budapest garnisonierenden 48. Infanterieregiments, dessen Kommandeur Erzherzog Ernst war, durch unablässige Beharrlichkeit aus. Sie schien ihn erst nicht zu bemerken, suchte ihn zu vermeiden. Aber seine anspruchslose Treue rührte endlich ihr Herz; sie gestattete ihm eine Annäherung, und wenn man auch nicht sagen kann, daß sie wirklich Liebe für ihn empfunden habe, so schlich sich doch leise, ihr selbst unbewußt, ein dieser nahe verwandtes Gefühl in ihr Herz, ein Gefühl, das ihn hoch beglückte, und auch ihr, der Einsamen, Verlassenen, das gewährte, was sie als Glück aufzufassen geneigt war. Und so war es Glück für sie — denn das Glück ist kein objektiver, es ist ein subjektiver Begriff; wer glücklich zu sein glaubt, der ist es!

Noch war die Zeit ihrer Prüfungen nicht zu Ende. Seit kurzer Zeit erst hatte sie im Zusammensein mit ihm die trüben Stunden der Vergangenheit zu vergessen be-

gonnen, da zog wieder eine schwere Wetterwolke über das Haupt der Armen herauf: er erkrankte und starb. In seinem Testament vermachte er ihr sein Vermögen, aber seine Verwandten griffen das Testament an und weigerten ihr die Auszahlung des Erbes. Das war der Grund, aus dem sie eine Audienz bei dem Erzherzog erbeten hatte; von seiner Vermittelung hoffte sie eine günstige Wendung des Prozesses.

Hoherfreut empfing sie die Nachricht, daß die Audienz genehmigt sei. Und nun ein Zug, der so recht zeigt, wie sehr sie trotz aller Klugheit doch Weib war, eine echte Gvastochter. Bemüht, sich für die Audienz zu schmücken, um einen möglichst günstigen Eindruck auf den Erzherzog hervorzubringen, von dessen erhoffter Thätigkeit so viel für sie abhing, saß sie zu lange an ihrem Toilettentisch; als sie endlich hochklopfenden Herzens die Königsburg zu Ofen betrat, war die Stunde der Audienz vorüber, sporenkflirrend kam der Erzherzog die Treppe hinabgeschritten, sich anschiekend, die Burg zu verlassen.

Enttäuschung und wohl auch einen leisen Zorn über sich selbst im Antlitz, trat sie beiseite. Höflich grüßend, wollte er vorüberreiten; als sein Blick auf ihre schönen Züge traf, stockte sein Fuß, er blieb stehen.

„Zu wem wollen Sie?“ frug er in seiner leutseligen Weise.

„Ich bin die Dame, die zur Audienz befohlen ist“, entgegnete sie leise, „aber wie ich zu meinem Schrecken sehe, habe ich die bestimmte Stunde verpaßt!“

„Wenn dem so ist, dann bitte, nur wieder mit hinaufzukommen!“

Ihr galant den Vortritt lassend, geleitete er sie in das zur Audienz bestimmte Gemach und richtete an sie die Aufforderung, ihm ihre Wünsche vorzutragen.

Sie that es nicht ohne Bangen. Es entging ihr nicht, daß sein Blick unausgesetzt auf ihrem im Ausdruck der Befangenheit doppelt liebreizenden Antlitz ruhte, und das Bewußtsein, daß dies geschehe, vermehrte noch ihre

Verlegenheit, ließ eine heiße Blutwelle aufsteigen, das zarte Kolorit ihrer Züge für einen Moment unter einer dunklen Röthe verschwinden.

Was sie gesprochen, mußte sie nachher selbst nicht. Sie hatte sich das, was sie dem Erzherzog sagen wollte, in formvollendeter Weise ausgearbeitet, sie hatte diese Ausarbeitung mehrmals sich laut vorgelesen, bis sie dieselbe ganz sicher im Kopfe zu haben meinte. Und nun, da sie vor dem Erzherzog stand, dessen schlanke, hohe Gestalt sich ein wenig vornüber neigte, der sein großes, glänzendes Auge so fest auf sie gerichtet hielt, als wollte er die Worte von ihren Lippen lesen, nun wußte sie gar nichts mehr von dem, was sie niedergeschrieben, nun fand sie nur einfache Worte, das Unglück ihres bisherigen Lebens zu schildern, stockte bisweilen, verbesserte sich, konnte sich dem Bann, den sein Auge auf sie ausübte, nicht entziehen!

Vielleicht machte ihre ungekünstelte Redeweise einen tieferen Eindruck auf ihn, als es die hochtönendsten Phrasen vermocht hätten, die er ja bei seinen Reisen, bei festlichen Empfängen so oft hören mußte!

Vielleicht — vielleicht auch nicht!

Denn er schwieg, als sie geendet; er schwieg, immer noch den Blick fest auf sie gerichtet haltend. Ueberlegte er, was zu thun sei? Es schien so — sie wagte nicht, ihn zu unterbrechen, während er immer noch den Blick fest auf sie gerichtet hielt . . .

Endlich machte sie, sein Schweigen peinlich empfindend, eine unwillkürliche Bewegung der Ungeduld — wie aus einem Traum erwachend, strich er über seine hohe Stirn; gewaltsam riß er sich von ihrem Anblick los. „Gehen Sie nur ruhig nach Hause“, sagte er dann rasch, die Worte fast überstürzend, „ich werde Ihre Angelegenheit selbst in die Hände nehmen. Aber Sie müssen mir Ihre Adresse hier lassen, damit . . . damit ich weiß, wohin meine Nachrichten zu senden sind.“

Mit zitternder Hand notierte sie ihm ihre Wohnung auf ihre Visitenkarte, dann verließ sie das Audienzgemach,

von ihm in seiner chevaleresken Weise bis zur Thür geleitet. Von widerstreitenden Gefühlen bewegt, stieg sie die breite Treppe wieder hinab. Ihr war der Eindruck nicht entgangen, den ihre Schönheit auf den Erzherzog gemacht hatte, und doch wußte sie nicht recht, ob sie sich dieses Eindrucks freuen sollte. Er schmeichelte ihrer Eitelkeit, gewiß, er konnte keine andere, als eine günstige Wirkung auf den Gang ihres Prozesses ausüben, wie diese ja auch das Versprechen des Erzherzogs in Aussicht stellte, und doch — ein seltsam Räthsel ist das Frauenherz! — doch vermochte sie nicht, unbefangen ihres Erfolges sich zu freuen. Wie eine Ahnung schwererer Kämpfe, die ihr noch bevorstanden, lag es auf ihrer Seele, und erst als sie wieder in ihrer Wohnung angekommen war, übte die altbekannte Umgebung einen beruhigenden Einfluß auf sie aus, löste die Beklemmung, die ihre Brust gefesselt hielt.

Auch an dem Erzherzog war die Begegnung mit ihr nicht spurlos vorübergegangen. Er, der sonst bei aller Herzensgüte doch ein scharfes Auge für jeden Fehler hatte, den die ihm unterstellten Truppen begingen, schien heute nicht recht bei der Sache zu sein. Immer und immer wieder tauchte vor seinem inneren Auge das Bild der schönen Frau auf, die als Bittstellerin vor ihm gestanden, und gewaltsam mußte er sich zusammennehmen, um die Obliegenheiten seines Dienstes zu erfüllen.

„Was hat Seine Kaiserliche Hoheit nur heute?“ frug Oberst Graf A. vertraulich den Adjutanten des Prinzen.

„Er ist auffallend zerstreut, seit heute Vormittag eine reizende Frau bei ihm Audienz hatte.“

„Ah! Etwas Neues?“

„Ganz neu! Bisher am Hof noch nie gesehen!“

„Hoffähig?“

„Von altem Adel!“

„Wer ist es denn?“

„Eine Frau von Czendhely, geborene von Skublig.“

„Was wird die Baronin dazu sagen!“

„Sie hat allen Anlaß, diese Nebenbuhlerin zu fürchten!“

„In der That?“

„Ich habe Seine Kaiserliche Hoheit noch nie so kaptiviert gesehen, als heute. Ich glaube, man thut gut . . .“

„Nun?“

„Sich dem aufgehenden Stern zuzuwenden. Glauben Sie mir, der ich den Erzherzog so genau kenne, seit ich die Ehre habe, sein Adjutant zu sein und nicht selten sein Vertrauen zu genießen: die Herrschucht der Baronin war ihm schon seit längerer Zeit unbequem, und das Erscheinen der schönen Fremden wird das auslösende Moment sein, das seinen Entschluß, mit der Baronin zu brechen, zur Reise bringt. Doch Seine Kaiserliche Hoheit winkt mir, entschuldigen Sie mich, Herr Oberst!“

Der Oberst sah ihm einen Augenblick nach. „Die Baronin muß benachrichtigt werden“, sagte er dann vor sich hin, und sobald sein Dienst es erlaubte, ritt er zu ihr.

Baronin Klona Barhely*) war ebenfalls eine ungarische Schönheit, aber von anderem Typus. Sie war blond und zart, aus ihren dunkelblauen Augen schien nur sanfte Hingebung zu sprechen; ihre schlanke und doch der Fülle nicht entbehrende, im Gegenteil jetzt, wo die Baronin die Mitte der zwanziger Jahre überschritten hatte, ein wenig zu mühsam zurückgehaltenem Embonpoint neigende Gestalt war von seltener Schmiegsamkeit, von fast nixenhaft zu nennenden Bewegungen, ihr Gang wies eine seltene Anmut auf. Ihre Hände und Füße waren außerordentlich schmal und gut gebildet.

Sie war an einen bedeutend älteren Mann, einen hohen Beamten verheiratet, der gänzlich ihrem Willen sich beugte, den sie mit einer Energie geltend zu machen wußte, die man auf den ersten Anblick gewiß nicht in ihr gesucht hätte. Ihm waren die häufigen Besuche des in der Voll-

*) An Stelle des wirklichen Namens der Baronin, sowie desjenigen des Adjutanten des Erzherzogs und des später auftretenden Untersuchungsrichters sind aus Rücksicht auf die Familien derselben andere Namen gesetzt worden. Die übrigen Namen sind beibehalten worden.

Kraft seiner Jahre stehenden Erzherzogs in seinem Hause durchaus nicht angenehm, um so weniger, als sie meist zu einer Zeit stattfanden, in welcher er selbst durch Dienstgeschäfte an sein Bureau gefesselt war. Er hatte auch einmal, durch Sticheleien seiner Kollegen gereizt, seiner Frau Vorhaltungen wegen dieser Besuche gemacht, sie gebeten, den Erzherzog in seiner Abwesenheit nicht zu empfangen. Aber damit war er schlimm angekommen.

„Du erlaubst dir doch nicht etwa, eifersüchtig zu sein?“ hatte sie gefragt, ohne sich die Mühe zu geben, die Geringschätzung, die in ihren Worten lag, zu verhehlen. „Ist es nicht genug, daß ich meine blühende Jugend dir geopfert habe? Mußt du mir auch noch das Leben zu verbittern trachten?“

Mit diesem „Opfer der blühenden Jugend“ hatte es nun freilich eine eigene Bewandtnis. Die Baronin war die Tochter eines bis über die Ohren verschuldeten Gutsbesitzers. Nur um der noch mühsam unter glänzendem, äußerem Schein verborgenen Misere des häuslichen Lebens zu entgehen, hatte sie Barhely geheiratet, der immer noch eine ganz stattliche Erscheinung war und, was bei ihr mehr in das Gewicht fiel, ihr eine gesicherte, fast glänzend zu nennende Zukunft bot. Mit den Verhältnissen in ihrem Elternhause bekannt, hatte er gehofft, sie werde, nachdem er einen nicht unbedeutenden Teil seines großen Vermögens geopfert, um ihren Vater von seinen Gläubigern zu befreien, ihm hierfür eine stetige Dankbarkeit zeigen. Allein damit hatte er sich verrechnet. Darauf fußend, daß Wohlthaten nur dann solche bleiben, wenn sie demjenigen, dem sie erwiesen sind, nicht vorgehalten werden, hatte sie ihn zu solchem Vorhalt wiederholt gereizt, um dann vor sich selbst entschuldigt, die Pflicht der Dankbarkeit von sich werfen zu können. Er erkannte dies wohl, aber was nützte es, wenn er es hervorhob? Instinktiv fühlend, daß damit der wunde Punkt getroffen sei, suchte sie dies durch um so heftigeres Auftreten zu verdecken, und er schwieg dann lieber, als daß er einen Zank fortgesetzt hätte, der ihn, den ohne-

dem nervös Angekränkelten, der seine hervorragende Stellung nicht einer Protektion von dieser oder jener Seite, sondern lediglich seinem ausdauernden Fleiß und seiner dienstlichen Tüchtigkeit zu danken hatte, empfindlich an seiner Gesundheit schädigte. Dazu kam, daß er an eine ernstliche Untreue seiner Frau nicht glaubte, nicht glauben mochte — ein kokettes Spiel mit dem Erzherzog, wie sie es schon mit Anderen auch getrieben, aber ernstliche Vergehen gegen die eheliche Treue — nein, an solche glaubte er nicht und wollte er nicht glauben, weil er fühlte, daß ihm dann alles, aber auch alles verloren ging, was bisher sein Glück oder wenigstens das, was er als solches ansah, ausgemacht hatte. Man lacht über solche Thoren, die krampfhaft den Schatten des Glücks festzuhalten suchen, nachdem dieses selbst flüchtigen Fußes ihnen längst enteilt, und — man macht es bei nächster Gelegenheit ebenso, nicht um eine Spur anders!

Freilich, hätte Baron Barhely am Abend des Tages, an welchem die Audienz stattgefunden hatte, der Szene beiwohnen können, die im Boudoir seiner Gattin zwischen ihr und dem Erzherzog sich abspielte, er wäre vielleicht doch anderen Sinnes geworden, hätten seine Augen nicht mehr schließen können gegenüber der sich ihm aufdrängenden Ueberzeugung. So aber saß er ruhig mit seinen Kollegen im Konferenzzimmer des Ministeriums und lauschte gleich ihnen auf die Worte des Vortragenden, während seine Gattin den Erzherzog erwartete.

Den Bericht des Obersten, daß der Letztere nach der heute stattgehabten Audienz der Frau von Czendhely ein auffallend verändertes Wesen gezeigt habe, hatte sie anscheinend mit großer Ruhe entgegengenommen; sie hatte es sogar über sich gewonnen, ein leises, spöttisches Lachen hören zu lassen, und nur ein sehr scharfer Beobachter konnte das Gezwungene heraushören, als sie in leichtem Scherzton erwiderte: „Das freut mich, freut mich aufrichtig, lieber Oberst! Die Aufmerksamkeiten, welche Seine Kaiserliche Hoheit mir zu erweisen geruhte, fingen leider an, über das Maß dessen hinauszugehen, was eine Frau, der an ihrem

guten Rufe gelegen ist, entgegennehmen kann; ich fühlte mich ernstlich beunruhigt, auch um meines Gatten willen, der in diesem Punkt sehr empfindlich ist — ich danke Ihnen herzlich, Herr Oberst, Sie haben mir mit dieser Nachricht eine große Freude gemacht!“

Kopfschüttelnd hatte der alte Soldat diese unerwartete Aufnahme seiner Botschaft gesehen, kopfschüttelnd war er bald darauf von dannen gegangen. „Da werde einer aus den Weibern klug!“ brummte er vor sich hin, den langen, nach ungarischer Sitte zu beiden Seiten spitz herausstehenden Schnurrbart streichend. „Entweder ist sie wirklich eine vorzügliche kleine Frau, wie der alte Narr, der Barbely, sie eigentlich gar nicht verdiente, oder eine vollendete Komödiantin! Aber ich meine, das letztere! Ein famoseres Weib bei alledem, aber — wer mit ihr fertig werden will, braucht Trense und Kandare, bassama teremtete!“

Währenddem ging Ilona mit raschen, ihre Aufregung verratenden Geberden in ihrem Boudoir auf und ab, fast lautlos über die weichen Teppiche dahingleitend, einem schönen Raubtier ähnlich mit ihren kagenhaft geschmeidigen Bewegungen, dem eigentümlich fascinierenden Glanz ihrer Augen. Ihr Busen wogte heftig, ihre kleine Hand zitterte.

„O, mein schöner Erzherzog“, preßte sie zwischen den zusammengebissenen Lippen hervor, „man ist meiner bereits müde? Man sucht nach Ersatz, oder vielmehr, man hat ihn schon gefunden? Man glaubt wohl nun, mich bei Seite schieben zu können? Ach! Noch sind wir nicht so weit, Herr Erzherzog, noch nicht!“

Wer sie wohl sein mag, diese Frau von Czendhely? Ich habe ihren Namen schon nennen hören, ja, ja, ganz gewiß! War sie es nicht, von welcher der kleine Reday so schwärmte? Gewiß, sie war es! Wie beschrieb er sie doch? Groß, von majestätischer Figur, blauschwarzes Haar, große, dunkle Augen — seltsam, wie genau ich mich dessen noch erinnere! Ein Vorgefühl, daß ich einst mit dieser Frau noch in Berührung kommen werde, muß mich veran-

laßt haben, den Schwärmereien des kleinen Husarenleutnants soviel Aufmerksamkeit zu schenken!

Ob sie wirklich mir gefährlich werden wird? Vielleicht hat der Oberst die Sache übertrieben, der Erzherzog hat vielleicht ganz andere Dinge im Kopfe gehabt, Unannehmlichkeiten mit dem Hofe — was weiß ich! Man nimmt ihm übel, daß er sein Leben zu genießen bestrebt ist, es muß da jemand bei Hofe sein, der ihn verleumdete, er hat es mir ja selbst gesagt, daß alles, was er thut und spricht, in gehässig entstellter Weise nach Wien berichtet wird — vielleicht ist es nur das!

Aber — er ist leicht entflammt durch schöner Frauen Reize! Bedenklich bleibt die Sache immerhin! Ich werde ja sehen, wie er sich heute abend benehmen wird. Daß er kommt, daran zweifle ich nicht; er erbat sich vorgestern die Gunst, heute abend bei mir weilen zu dürfen, und er ist zu sehr Cavalier, um mich vergeblich seiner harren zu lassen! Eine Absage hat er nicht geschickt — freilich, sie könnte noch kommen, es ist erst Nachmittag — aber auf alle Fälle thue ich gut, mich ein wenig über die zu informieren, die meine Nebenbuhlerin werden könnte!“

Rasch dem Impuls des Moments folgend, zog sie an einer perlengestickten Klingelschnur, deren Griff sich über einer persischen Ottomane befand, auf der sie am Tage bisweilen zu ruhen pflegte. Ein junger Mensch, etwa achtzehn oder neunzehn Jahre alt, in eine Art Halblivree gekleidet, erschien. Er war der Sohn eines Gutsverwalters ihres Mannes und nahm in ihrem Hause eine Stellung ein, die zwischen der eines Dieners und der eines Sekretärs schwankte. Ursprünglich zu ersterem bestimmt, hatte Janos durch seine Anstelligkeit und einen entschiedenen Verneifer das Interesse der Baronin erregt, die ihm Unterricht in der französischen Sprache geben ließ und ihn, träge in allem, was eine auch nur geringe körperliche Anstrengung erforderte, dazu benützte, ihm ihre Korrespondenzen zu diktieren. Der hübsche Bursche war ihr mit Leib und Seele ergeben, und wenn sie Thaten der größten Aufopferung

von ihm verlangt hätte, würde er sie geleistet haben, ohne mit den Wimpern zu zucken. Sie wußte das, wußte auch, daß die Bevorzugung, die sie ihm angedeihen ließ, den Neid der ganzen übrigen Dienerschaft erweckte, und um so ostentativer begünstigte sie ihn.

„Janos!“

„Gnädige Baronin?“

„Ich habe einen Auftrag für dich, einen Auftrag, der von großem Vertrauen zeugt!“

„Ich werde mir alle Mühe geben, ihn zur Zufriedenheit der gnädigen Frau Baronin auszuführen.“

„Davon bin ich überzeugt. Nun höre, um was es sich handelt. Es wohnt hier in Budapest, wo weiß ich nicht, du wirst es aber auf dem Meldeamt leicht erfahren können, eine Frau von Czendhely. Von ihr muß ich Näheres erfahren. Ich muß wissen, wie sie aussieht, wie sie lebt, mit wem sie verkehrt. Hast du mich verstanden?“

„Vollkommen, gnädige Frau Baronin.“

„Vor allem liegt mir daran, zu erfahren, ob . . . ob der Erzherzog Ernst in ihrem Hause verkehrt!“

In den Augen des jungen Burschen leuchtete ein eigentümliches Feuer auf, als sie den Namen des Erzherzogs nannte. Sie bemerkte es nicht, oder vielmehr, sie gab sich nicht die Mühe, es zu beachten.

„Wirst du diesen Auftrag ausführen können?“

„Ich hoffe es, gnädige Frau Baronin!“

„Mir liegt daran, daß es baldmöglichst geschehe. Geh' jetzt, und sowie du etwas in Erfahrung gebracht haben wirst, kehre zurück und melde es mir!“

Er verbeugte sich und wandte sich der Thüre zu. Ehe er dieselbe erreicht hatte, rief sie ihn noch einmal zurück.

„Ich kann mich doch auf deine Verschwiegenheit unbedingt verlassen, Janos?“

„Kein Mensch erfährt von mir auch nur eine Silbe von dem, was gnädige Frau mir anvertrauen.“

„Ich glaube dir, Janos, und es ist auch gut so, denn wenn du jemals ein Wort von dem verlauten ließe, was

ich dir anvertraue“ — ein böses Lächeln spielte um ihren kleinen roten Mund, dem schönen, jetzt etwas bleichen Angesicht etwas Medusenähnliches verleihend — „so würde meine Reitpeitsche mit deinem Rücken in einer Art und Weise Bekanntschaft machen, daß du sie nicht so bald wieder vergessen würdest!“

Ihr Blick heftete sich starr auf ihn, und ihre kleinen, spitzen Zähne gruben sich tief in ihre Unterlippe. Janos fühlte es wie einen leichten Schauer durch sein Blut rieseln bei dieser Drohung; er zweifelte nicht einen Moment daran, daß sie dieselbe wahr machen werde, wenn er eine Indiskretion begehe, und doch — der schwersten Züchtigung von ihrer Hand hätte er sich willig unterworfen, wenn er nur einmal sie hätte mit seinen kräftigen Armen umschlingen, seinen Mund auf ihre Lippen pressen dürfen.

Der arme Bursche! In diesem Moment erst wurde ihm bewußt, wie sehr er seine schöne, stolze Herrin liebte!

Er gab sich alle Mühe, seinem Auftrage gerecht zu werden, und wenn er auch am ersten Tage nichts weiter in Erfahrung bringen konnte, als daß Frau von Czendhely eine kleine Wohnung in der Dob-uteza innehatte und in sehr beschränkten Verhältnissen zu leben scheine, auch seit dem Tode eines Offiziers, mit dem sie verlobt gewesen, keine Besuche empfangen, als von einer alten Tante, obwohl, jedenfalls durch ihre Schönheit angelockt, schon mehrfach Kavaliere versucht hätten, zu ihr Zutritt zu erlangen, so genügte dies Ilona zunächst vollständig, um daraufhin einen Plan zu bauen, von dem sie sich fast sicheren Erfolg versprach.

Sie entließ Janos mit einem so gnädigen Lächeln, daß dem armen Burschen das Herz vor Glückseligkeit fast zerspringen wollte, und machte dann Toilette für den erwarteten Besuch des Erzherzogs.

Sie hatte ursprünglich beabsichtigt, für diesen Besuch eine kostbare Empfangstoilette anzulegen. Aber sie verwarf diesen Gedanken. Dem Erzherzog waren solche allzu gewohnt, als daß sie von ihnen eine Erhöhung ihrer Reize in seinen Augen hätte hoffen können. Gerade heute aber

mußte, wollte sie die drohende Rivalin aus dem Felde schlagen, die Wirkung dieser Reize bis zu einem solchen Grade gesteigert werden, daß dem Erzherzog nichts anderes übrig blieb, als sich auf Gnade und Ungnade zu ergeben — nur davon hoffte sie sicheren, dauernden Erfolg.

Ein einfaches Hauskleid — auch das war nicht das Richtige; in diesem hatte der Erzherzog, der es bisweilen liebte, nach Soldatenart überraschend, ganz unangemeldet zu erscheinen, sie gewissermaßen zu überfallen, schon öfters sie gesehen.

Sie entschied sich endlich für ein Negligé — um eine Motivierung desselben war sie nicht verlegen; sie bereitete dieselbe vor, während sie sich ihrer Toilette widmete, die mit einem Bade begann, in dessen Wasser ihre Kammerfrau wohlriechende Essenzen gegossen hatte.

Die Kunst des Badens ist in keinem Kulturstaat Europas so entwickelt wie in Ungarn und speziell in Budapest. Eine wirklich vornehme Ungarin engagiert nie eine Kammerfrau, die nicht auch in dieser Kunst bewandert ist, besonders in der Temperierung und Mischung des Bades, die sich nach Konstitution und Teint der Herrin nicht allein, sondern auch nach der Jahreszeit, nach dem Spezialzweck des Bades, ob zur Erfrischung dienend und daher kühler zu halten oder ob zur Herabspannung der Nerven bestimmt und daher warm zu wählen, richten muß. Mehr aber noch wird Gewicht auf die fast stets dem Bade folgende Massage gelegt, die, dort vom Orient her bekannt geworden, zu seltener Perfektion ausgebildet worden ist. Wenn auch die Prozedur des Massierens selbst besonders von Damen, die noch nicht an sie gewöhnt sind, fast als eine Marter empfunden wird, so ist doch das ihr folgende Wohlgefühl des auf weichen wollenen Decken in angenehmer Temperatur ruhenden Körpers ein so hohes, daß man es gern mit einer vorübergehenden Unannehmlichkeit erkaufte. Die Massage aber hat auch die Wirkung, die Glieder geschmeidig, das Fleisch weich und doch fest zu erhalten, während das Bad besonders dann vorteilhaft auf die Haut wirkt, wenn das Wasser, das der

Donau entnommen sein muß, um nicht kalkhaltig zu sein, oder, wo dies nicht thunlich und nur Brunnen- oder Leitungswasser zur Verfügung steht, eine Abtötung des Kalkes durch Zusatz von Soda und Borax erfahren haben muß, genau die richtige Temperatur hat. Zu kaltes Wasser macht die Haut rauh; zu warmes schlaff; nur ein regelmäßiges Baden in genau richtig temperiertem Wasser schafft und erhält jene Glätte der Haut und jene Weichheit der zahllosen in ihr wurzelnden kleinen Härchen, die zur Vollendung der Schönheit notwendig sind, und der über sie streichenden Hand dasselbe Gefühl mitteilen, welches sie bei der Berührung schwerer seidener Stoffe erhält. Blondinen müssen das Wasser ein wenig, um etwa $1-1\frac{1}{2}$ Grad kühler nehmen, als Brünetten; auch ist bei letzteren ein etwas stärkerer Essenzzusatz nötig.

Jonas Kammerfrau verstand diese Mysterien der Toilette einer vornehmen Dame ausgezeichnet; aus ihren Händen ging die schöne Herrin der schaumgeborenen Venus ähnlich hervor. Nach dem Bade kam die Pflege des Haares an die Reihe. Auch diese erfordert, soll sie zur Perfektion durchgeführt werden, ein ernstes Studium, und muß der Individualität angepaßt werden. Was in dem einen Falle nützt, kann in dem anderen ebenso schädlich wirken. Die Hauptsache für die Erhaltung und Beförderung eines starken Haarwuchses ist peinlichste Reinlichkeit des Haares nicht allein, sondern besonders auch des Haarbodens, der Kopfhaut. Eine Vernachlässigung dieser Regel rächt sich stets schwer. Nach den Abwaschungen der Kopfhaut mit lauwarmem Wasser muß das von denselben mitbetroffene Haar den ihm entzogenen Fettgehalt durch maßvolle Anwendung reinen Olivenöls oder einer aus reinem Rindermark mit einem leichten Zusatz von Rosenöl hergestellten Pomade ersetzt bekommen; bei sehr fettarmem, in natürlichem Zustande stumpf erscheinendem Haar thut man gut, an Stelle des Wassers lauwarme Milch anzuwenden.

Nachdem die Kammerfrau erfahren, daß Jona im Negligé zu bleiben wünsche, ordnete sie das Haar ihrer

Gebierterin in einen einfachen Knoten am Hinterkopf, der griechischen Frisur ähnelnd, wickelte die zarten Glieder derselben aus den Decken, hüllte sie in ein duftigleichtes, mit kostbaren Valenciennes Spitzen reich besetztes Hemd, streifte ihr hellblaue, hoch hinauf reichende Seidenstrümpfe über und ließ die kleinen Füßchen in ein Paar reizende, nur um eine Nuance dunkler als die Strümpfe gehaltene Pantöffelchen schlüpfen. Dann hüllte sie die schöne Frau in ein bis zu den Füßen niederreichendes weißwollenes Gewand, dessen einzigen Schmuck die es zusammenhaltenden blauseidenen Schleifen bildeten, und überließ die auf der Ottomane ihres Boudoirs Gelagerte sich selbst.

Es handelte sich nun für Ilona darum, zu motivieren, daß sie den Erzherzog, trotzdem sie auf seinen Besuch gefaßt sein mußte, im Negligé empfangen. Es war zwar kaum zu befürchten, daß es bei ihm heißen werde: „Man merkt die Absicht, und man ist verstimmt“, allein sie wollte den Anschein erwecken, als überrasche er sie — sie kannte ihn genau genug, um zu wissen, daß dies das letzte Mittel sei, ihn zu einem kühneren Auftreten zu veranlassen. Dazu mußte ihr Janos helfen.

Wieder zog sie die Klingel.

Er erschien.

„Wenn Seine Kaiserliche Hoheit, der Herr Erzherzog, heute kommt“, sagte sie langsam, damit er imstande sei, jedes Wort seinem Gedächtnis einzuprägen, „so wirst du ihm sagen, daß ich leidend sei!“

„Gnädige Frau Baronin wollen Seine Kaiserliche Hoheit nicht empfangen?“

Sie wandte sich erstaunt um, seine Stimme vibrierte so seltsam. Jetzt erst gewahrte sie, daß er seinen Blick fest, mit verzehrender Glut auf die unter dem leichten Wollgewand sich deutlich markierenden Formen ihrer reizenden Gestalt geheftet hielt. Ein leichtes Lächeln flog über ihr Antlitz.

„Daß ich ihn nicht empfangen wolle, habe ich nicht

gesagt“, fuhr sie fort. „Du wirst ihm nur sagen, daß ich leidend sei, Kopfschmerzen habe. Verstanden?“

„Zu Befehl, gnädige Frau Baronin.“

„Er wird dir dann sagen, daß du fragen mögest, ob ich ihn nicht trotzdem empfangen wolle. Darauf antwortest du, es sei jedermann von der Dienerschaft verboten, bei mir einzudringen. Hast du auch dies verstanden?“

„Nur zu gut“, murmelte er leise vor sich hin, unfähig, das in ihm tobende Gefühl zu bannen.

„Was sagst du da?“ Ihr Blick richtete sich mit so kaltem Ernst auf ihn, daß er sich wie von einer Douche getroffen fühlte. Sie hatte jedes seiner Worte gehört und hielt es für nötig, ihn in seine Schranken zurückzuweisen.

„Ich . . . ich wollte nur sagen, daß ich die gnädige Frau Baronin sehr gut verstanden habe“, sprach er, purpurrot im Antlitz.

„Das will ich hoffen“, sagte sie mit Nachdruck.

„Und wenn Seine Kaiserliche Hoheit darauf besteht, die gnädige Frau Baronin zu sehen, was soll ich dann erwidern?“

„Dann wiederholst du ihm, daß du es nicht wagtest, mich zu stören! Hast du mich jetzt verstanden, ganz genau verstanden?“

„Zu Befehl, gnädige Frau Baronin!“

„So mache deine Sache gut — du sollst es nicht zu bereuen haben!“

Ein verheißungsvoller Blick aus ihren schönen Augen traf ihn noch, der sein Herz erbeben ließ — schwankenden Schrittes verließ er das Gemach seiner schönen Herrin, die nun, nachdem sie noch ein wenig Puder aufgelegt, ihrer Kammerfrau die dichten Vorhänge der Fenster herabzulassen und die von hellem Rubinglas umgebene Ampel, die von der Decke des Gemaches niederhing, zu entzünden befahl, um dann der Ankunft des Erzherzogs zu harren.

Sie hatte nicht lange zu warten, bald wurde sein fester Schritt im Vorzimmer laut, von einem leisen Klirren seines Säbels und seiner Sporen begleitet. Auf seinen Befehl,

ihn der gnädigen Frau zu melden, antwortete Janos seiner Instruktion gemäß.

Der Erzherzog zog eine Zehnguldennote aus seiner Tasche. „Geh' und melde mich!“ sagte er kurz.

Janos wich einen Schritt zurück, ohne die Banknote zu berühren. „Ich darf nicht, Kaiserliche Hoheit!“ sagte er.

„Auch nicht, wenn ich es dir befehle?“

„Ich stehe nicht in Diensten Eurer Kaiserlichen Hoheit und muß thun, was meine gnädige Herrin angeordnet hat.“

„Du bist ein guter Diener“, lobte ihn der Erzherzog Ernst. „Nimm das Geld immerhin!“

Ohne sich weiter um den Burschen zu kümmern, schritt er auf das Boudoir der Baronin zu. Einen Augenblick schien es, als wollte Janos ihn hindern, dasselbe zu betreten; er machte eine Bewegung, als wolle er zur Thür stürzen, aber ein erstaunt fragender Blick aus den großen Augen des Erzherzogs bannte ihn an seine Stelle, und im nächsten Moment hatte jener nach raschem Klopfen die Thür des ihm wohlbekannten Gemachs geöffnet.

Ein leichter Schrei erschallte, als er eintrat. Die Baronin hatte ihn ausgestoßen, gleichzeitig rasch sich emporrichtend.

Er blieb einen Augenblick stehen, ein wenig verwirrt.

„Kaiserliche Hoheit, Sie hier!“ rief sie in vorzüglich gespielter Ueberraschung. „Und ich hatte strenge Ordre gegeben, daß ich, an Migräne leidend, für niemand zu sprechen sei! Eine solche Nichtachtung meiner Befehle, wie dieser Janos sie zeigt, ist unerhört! Eine schwere Strafe . . .“

„Wenn jemand Strafe verdient, gnädigste Baronin“, sagte der Erzherzog lächelnd und einige Schritte näher tretend, „so bin ich es. Janos hat seine Pflicht gethan, indem er jeden meiner Versuche, ihn zu bestimmen, daß er mich melde, abwies. Wollte ich nun nicht ganz auf das so ersehnte Vergnügen, mit Ihnen ein wenig zu plaudern, verzichten, so mußte ich handeln, wie ich es

gethan. Ich bekenne mich schuldig und bitte um milde Strafe!"

"Das wird davon abhängen, ob Sie bereuen, was Sie gethan, Kaiserliche Hoheit!"

"Bereuen? Ich müßte lügen, wollte ich das behaupten!" Er vermochte kaum die Augen von dem reizenden Bild abzuwenden, das sich ihm bot. "Nein, ich bereue nicht!"

"Aber was fange ich dann mit Ihnen an? Ich kann Kaiserliche Hoheit nicht hinausweisen, das wäre gegen den Respekt, den ich den Mitgliedern meines erhabenen Herrscherhauses als getreue Unterthanin schulde!"

"So lassen Sie mich hier, das ist die einfachste Lösung!"

"Ich muß wohl", entgegnete sie mit einem leichten Zug des Schmollens um den reizenden kleinen Mund. "Aber dann gestatten Kaiserliche Hoheit, daß ich mich anleide!"

"Nicht doch!" Er zog einen niedrigen Sessel neben die Ottomane und ließ sich auf denselben nieder. "Wissen Sie denn nicht, daß Sie in keinem anderen Gewande so reizend, so verführerisch erscheinen können, als in diesem?"

"Aber das soll ja eben nicht sein, Kaiserliche Hoheit!"

"Lassen Sie diese ceremonielle Bezeichnung weg, ich bitte Sie darum, liebste Flona! Nennen Sie mich bei meinem Vornamen, wie ich es thue!"

"Aber das schießt sich doch nicht, Kaiserliche . . . Ja so, das soll ich ja nicht sagen!"

"Es schießt sich nicht? Was geht uns hier, in diesem lauschigen Boudoir, das an, was draußen sich schießt oder sich nicht schießt! Draußen freilich muß ich leider der Erzherzog sein, so gern ich oft diese lästige Würde bei Seite werfen möchte, hier aber bin ich . . . Ihr Freund, wenn Sie mir gestatten, es zu sein!"

"Ich weiß diese hohe Ehre wohl zu schätzen, allein . . ."

"Nun?"

„Ich bin doch eine verheiratete Frau! Nur mein Gatte . . .“

„Lassen wir den guten Barthely! Er weiß ja nicht, er ist gar nicht fähig, zu empfinden, welchen Schatz er an Ihnen besitzt! Und ich kann mir auch gar nicht denken, daß Ihr Herz wirklich für ihn schlagen sollte!“

„Doch!“

Sie sah ihn so neckisch an, daß er kaum noch sich zurückhalten konnte, sie in seine Arme zu schließen.

„Und schlägt es nicht auch ein wenig für mich? Nur ein ganz klein wenig?“

„Ich . . . ich weiß nicht!“

„So muß ich mich davon überzeugen!“ Ghe sie es zu verhindern vermochte, legte er seine Rechte auf ihren hochatmenden Busen.

„O ja! Ein ganz klein wenig doch!“ flüsterte er dann, sein Haupt zu ihrem Köpfschen neigend und einen heißen Kuß auf ihren zuckenden Mund drückend.

„Um Gotteswillen, Kaiserliche Hoheit, lassen Sie mich!“

Sie strebte, sich ihm zu entwinden, aber wie berauscht von dem Wohlgeruch, der von ihrem Gewand, von ihrem weichen Körper ausging, preßte er sie fester und fester an sich, mit der Linken ihren weißen Nacken umschlingend, ihre Versuche, sich seiner Umarmung, seinen Küssen zu entziehen, wurde matter und matter, mit einem leisen Seufzer schloß sie die Augen . . .

*

*

*

Erst nach einigen Stunden verließ der Erzherzog das Boudoir der schönen Baronin, die ihm einen langen, rätselhaften Blick nachsandte. Er war unzufrieden mit sich selbst. Nicht, weil er gethan, was jeder andere an seiner Stelle auch gethan hätte; solche Skrupel fühlte er nicht. Er war unzufrieden wegen eines Versprechens, das er ihr gegeben.

Als sie aus dem ersten Liebestaumel erwacht waren, hatte sie ihm die bekannte kleine Thränenkomödie vorgespielt. Er war, an derartige Scenen gewöhnt, nicht sonderlich gerührt gewesen, hatte aber natürlicher Weise sie zu begütigen versucht. Dann war sie in Klagen darüber ausgebrochen, daß er nicht treu sei, daß sie sein Herz mit einer anderen zu teilen habe. Er hatte geleugnet, auch als sie ihm den Namen der Frau von Czendhely genannt, hatte er mit um so mehr Recht leugnen können, als die Neigung, welche er nach seiner ersten Begegnung mit dieser für sie empfand, in der That noch keine Liebe, höchstens der Keim einer solchen war. Auf die Mitteilung hin, welche Janos seiner Herrin dann gemacht hatte, war Klona mit dem Vorschlage hervorgetreten, der Erzherzog möge Frau von Czendhely eine größere Geldsumme zukommen lassen. Sie kannte ihn gut, sie wußte, daß, wenn ihre Rivalin diese annehme, sie sich in den Augen des Erzherzogs für immer erniedrige. Er hatte nicht gleich zugesagt, sondern gemeint, er wolle sich die Sache überlegen. Aber sie hatte nicht nachgelassen, ihn zu bestürmen, und er hatte schließlich das von ihm verlangte Versprechen gegeben. Was verspricht man in solchen Situationen nicht alles!

Jetzt bereute er seine Nachgiebigkeit. Aber er hatte sein Versprechen gegeben, er mußte es halten. Nur die Art und Weise, in welcher er dies thun solle, beschäftigte sein Denken. Am einfachsten wäre es ja gewesen, ihr Geld durch die Post oder durch einen Diener zu senden. Gewiß, am einfachsten — aber unzart, in hohem Grade unzart. Der Erzherzog war nicht nur von vornehmer Geburt, er dachte auch vornehm — nicht immer findet sich das vereint. Nein, nein, es ging nicht anders, wollte er seinem Versprechen gerecht werden, ohne sie zu verletzen, so mußte er selbst ihr das Geld überbringen. Im Laufe des Gesprächs fand sich dann wohl die Möglichkeit, jene Klippe zu umschiffen.

Auch in anderer Beziehung zeigte er eine zarte Rücksichtnahme: damit sein Besuch nicht auffalle, Frau von Czendhely

nicht durch denselben kompromittirt erscheine, wählte er zu demselben die Abendstunde. In seinen Mantel gehüllt, so daß nur jemand, der ihn genau von Angesicht zu Angesicht kannte, wissen konnte, wer er war, ging er, nicht ohne Herzklopfen, aber ohne sich die Frage vorzulegen, ob wirklich allein ein Gefühl der Delikatesse ihn zu diesem Besuch veranlaßte, oder ob nicht auch der Wunsch in ihm maßgebend war, die schöne Frau, die schon bei der ersten Begegnung einen so tiefen Eindruck auf ihn gemacht hatte, recht bald wiederzusehen. Es mochte wohl beides in ihm wirksam sein.

Er traf es insofern günstig, als Frau von Czendhely das Mädchen, das ihre gesamte Dienerschaft bildete, ausgesandt hatte, um einige Einkäufe zu machen. Sie selbst öffnete auf sein Klingeln, mit ungeheuchelter, fast einem Erschrecken gleichender Uebersaschung. Rasch sich fassend, mit tiefer Verbeugung, wie sie sich einem so illustren Gast gegenüber geziemte, bat sie ihn einzutreten. Es war kein mit raffiniertem Luxus ausgestattetes Boudoir, in das sie ihn führte, kein Benustempel, wie der, in welchen er gestern zu gleicher Stunde getreten war, sondern eine einfache Häuslichkeit, ein mittelgroßes Gemach mit guten, soliden Möbeln, Fenstervorhängen und Portièren von schwerem Wollenstoff, erstere durch blütenweiße Gardinen freundlicher gestaltet, auf dem Tisch eine kleine Lampe mit einem Schirm aus purpurrotem Seidenpapier, den Frau von Czendhely selbst gefertigt, vor der Lampe ein Buch, in dem sie gelesen. Freundlich eingeladen, Platz zu nehmen, that er es gern, angenehm berührt von dem undefinierbaren Zauber echter, traulicher Häuslichkeit, der einen so wohlthuenden Kontrast zu der kalten Pracht der Räume der Hofburg bildete, in denen er sich aufzuhalten gewöhnt war. Freilich würde wohl diese Häuslichkeit kaum ihren Zauber auf ihn in solchem Maße ausgeübt haben, wäre sie nicht durch die Gegenwart der schönen Hausfrau belebt worden, die dann, nachdem sie ihre anfängliche Befangenheit überwunden, so reizend zu plaudern verstand, daß die Zeit ihm wie im

Fluge dahinschwand. Auf seine Aufforderung erzählte sie ihm noch einmal ausführlicher ihr bisheriges Leben, die glücklichen Tage der Kindheit, die mit dem Tode der Eltern über sie hereingebrochene Katastrophe, ihr Leben an der Seite des ungeliebten Mannes. Sie redete von diesem nicht schlecht, sie ließ auch seinen guten Seiten Gerechtigkeit widerfahren, und gerade dies nahm den im Grunde außerordentlich gutmütigen, wenn auch ein wenig leichtlebigen Erzherzog für sie ein. Er sah in ihr nicht nur die schöne Frau, die seine Sinnlichkeit in Aufruhr brachte, sondern er ahnte ihr tiefes Gemüt. Pfl egte er sonst mit Damen, die sein leichtentzündliches Herz in Wallung brachten, in nicht selten das Gebiet des Frivolen streifender Weise zu verkehren, so kam ihm hier nicht einmal der Gedanke daran. Aufmerksam lauschte er ihren Worten, dem Klang ihrer vollen, tiefen Stimme, und lachte herzlich, wenn sie in geistreicher Weise die Personen, welche mit ihr in Berührung gekommen waren, zu charakterisieren begann, hier und da mit einer leichten Neigung zur Persifflage.

„Es scheint, als ob Sie in der That niemand hätten, der sich Ihrer freundlich annehmen, Ihnen eine Stütze bieten möchte?“ frug er, als sie geendet.

„Nein, Kaiserliche Hoheit, ich stehe ganz allein!“

„So rechnen Sie auf meine Freundschaft!“

Er bot ihr mit warmem Blick aus seinen guten ehrlichen Augen die Hand, in die sie etwas zögernd die ihre legte.

„Wir wollen gute Freunde sein und bleiben, nicht wahr?“ fuhr er in gleich herzlicher Weise fort.

„Wenn Kaiserliche Hoheit mich dessen für würdig erachten . . .“

„Umgekehrt!“ rief er lebhaft, „ich erflehe Ihre Freundschaft als eine Gunst, die ich wohl zu schätzen wissen werde!“

„Zuviel Gnade, Kaiserliche Hoheit! Ich weiß nicht, wie ich meinen Dank für dieselbe kundthun soll!“

„Wenn es Ihnen damit wirklich Ernst ist, dazu soll

sich schon Gelegenheit finden!“ meinte er scherzend, ungerne die schmale, echt aristokratisch geformte Hand mit den rothigen Fingernägeln und den reizenden Grübchen loslassend. „Aber in der That, man hat Ihnen gegenüber unverantwortlich gehandelt; es ist höchste Zeit, daß da energisch eingegriffen wird.“

„Wenn Kaiserliche Hoheit das thun wollten! Aber . . .“

„Nun? Was gibt es da für ein Aber?“

„Aber die hohen Herren pflegen, von wichtigeren An-
gelegenheiten in Anspruch genommen, nur zu leicht das zu vergessen, was anderen von entscheidender Bedeutung ist!“

„Das wird bei mir nicht der Fall sein, gnädige Frau, ganz gewiß nicht!“ versicherte er lebhaft. „Wenn Sie ahnten, wie lebhaft mir seit gestern Ihr Bild vor der Seele steht! Wie ich immer und immer nur an Sie gedacht habe! Aber was ist Ihnen? Sie werden mit einem Male so ernst, fast düster! Haben meine Worte Sie beleidigt?“

„Beleidigt nicht, Kaiserliche Hoheit! Ich glaube, ich bin überzeugt, daß sie aus einem warmen, guten Herzen kommen, das für den Augenblick wenigstens dachte, was es sagte!“

„Nicht nur für den Augenblick!“ unterbrach er sie hastig.

Sie lächelte trübe. „Wollte ich selbst glauben, daß ich fähig gewesen wäre, einen dauernden Eindruck auf Eure Kaiserliche Hoheit zu machen — dann um so schlimmer!“

„Um so schlimmer? Das verstehe ich nicht!“ Sein Ton klang leichtverlezt.

„Pardon! Ich wollte Eurer Kaiserlichen Hoheit in keiner Weise zu nahe treten! Aber ich hege Befürchtungen . . .“

„Welche?“

„Kaiserliche Hoheit,“ sprach sie in festem Ton, ihm voll in die Augen sehend, „ich bin eine alleinstehende Frau, bitteren Sorgen um die Zukunft preisgegeben, ich leugne es nicht. Aber wie diese sich auch gestalten möge, eins

besitze ich, das niemand mir rauben kann und rauben soll — meinen guten Ruf! — Verstehen Eure Kaiserliche Hoheit mich jetzt?"

"Ja, ich verstehe!" gab er zur Antwort, ohne im Stande zu sein, einen leichten Unmut zu verbergen. „Aber es soll niemand wagen, diesen Ruf anzutasten, er sollte an mir einen unerbittlichen Richter und Rächer finden!"

"Bösen Zungen Schweigen zu gebieten, ist selbst ein Erzherzog nicht mächtig genug!" sprach sie, ohne sich von seinem fest auf sie gerichteten Blick einschüchtern zu lassen. „Im Gegenteil, eine Parteinahme Eurer Kaiserlichen Hoheit für mich würde das Uebel nur verschlimmern!"

Trotz seines wachsenden Unmutes konnte er sich der Richtigkeit ihrer Argumentation nicht entziehen. „So meinen gnädige Frau, daß es besser ist, wenn ich meinen Besuch nicht wiederhole?" frug er düster.

"Ja, Kaiserliche Hoheit, das meine ich!" Ihre Stimme klang traurig, aber fest.

"Selbst auf die Gefahr hin, daß ich dann wirklich, wie Sie vorhin sich ausdrückten, unter wichtigeren An-
gelegenheiten das vergesse, was für Sie von entscheidender Bedeutung ist?"

"Selbst auf diese Gefahr hin, Kaiserliche Hoheit!"

Er war aufgesprungen und ging mit raschen Schritten im Zimmer auf und ab, während sie mit umflorten Augen seinen Bewegungen folgte.

"Ich kann es nicht!" rief er, plötzlich vor ihr stehen bleibend. „Fordern Sie alles andere von mir, nur das nicht!"

"Es muß sein, Kaiserliche Hoheit!"

"Nein, es muß nicht sein! Ich will es nicht!"

"Kaiserliche Hoheit, auch der Wille der Mächtigsten auf Erden hat seine Grenzen!"

"Freilich, ich kann Sie nicht zwingen, mich zu empfangen, das ist richtig! Aber wenn ich Sie nun darum bitte, recht sehr, recht innig bitte?"

Sie fühlte ihr Herz erbeben, als sie den stolzen Erzherzog so, fast demütig bittend, vor ihr stehen sah.

„Seien Sie großmütig, Kaiserliche Hoheit!“ bat sie.
„Großmütig, wie die Traditionen Ihres erhabenen Hauses es Ihnen gebieten!“

„Und wenn ich diesem Hause nicht entstammte, würde ich dann eher Gnade vor Ihren Augen finden?“

„Warum eine Frage aufwerfen, Kaiserliche Hoheit, die uns über den Bereich der Möglichkeit hinausführt?“

„Beantworten Sie mir dieselbe, ich bitte Sie darum!“

„Ich kann es nicht, jetzt wenigstens nicht!“

„Und später?“

„Lassen Sie mir Zeit — alles das kommt so unerwartet, wie ein Ueberfall!“

„Ich bin Soldat, gnädige Frau, und ein solcher pflegt nicht lange zu zaudern, wenn es gilt, den Gegner zu treffen!“

„Aber eine schwache Frau ist doch kein würdiger Gegner für Eure Kaiserliche Hoheit!“

„Sie haben auf alles eine Antwort! Sie sind eine gefährliche Gegnerin, eine sehr gefährliche sogar!“

„Dessen bin ich mir nicht bewußt!“

„Eben darin liegt Ihre Stärke!“

„Ich suche diese mehr in meiner Schwäche, die mir gestattet, wiederholt an die Großmut Eurer Kaiserlicher Hoheit zu appellieren!“

„Ein Appell, dem ich mich nicht entziehen kann, ohne mich in Ihren Augen herabzusetzen! Gut, lassen wir dieses Gespräch jetzt, aber ich behalte mir vor, es zu erneuern! Ich verlasse Sie, gnädige Frau, aber ich nehme die Hoffnung mit mir, daß Sie bei ruhigerer Ueberlegung mir gestatten werden, Sie wiederzusehen!“

Er verabschiedete sich, von ihr, seinem Range geziemend, hinausgeleitet. Als sie in ihr Gemach zurückkehrte, lag auf dem Tisch ein geschlossenes Kouverter. Sie öffnete es und fand in demselben seine Photographie nebst einer Tausendguldennote!

Brennende Thränen des Zornes und der Scham stiegen

in ihre Augen. Wofür hielt er sie? Einer Dirne macht man ein derartiges Geschenk, nicht einer Dame der Gesellschaft! Der gute Eindruck, den sie von ihm gewonnen hatte, war mit einem Schlage verwischt. Das ließ sie sich nicht bieten, auf keinen Fall!

Sie wollte noch am Abend ihm die Banknote mit einem entrüsteten Schreiben zurücksenden, aber sie vermochte trotz ihrer sonstigen Gewandtheit nicht, die richtigen Worte zu finden. Bald klang das, was sie geschrieben, gar zu schroff, nahezu beleidigend, bald gab es ihren Gefühlen nicht genügend Ausdruck. Müde der vergeblichen Arbeit, erhob sie sich endlich von ihrem Schreibtisch und begab sich zur Ruhe. Aber sie fand diese nicht. Lange warf sie sich auf ihrem Lager hin und her, bis der Schlummer ihre Lider schloß, und dann jagten in ihrem Geist wirre Traum- bilder einander.

Sie sah sich wieder als Braut am Arme ihres inzwischen im Jahre 1855 verstorbenen Mannes am Altar stehen. Während sie mit einem ihr unerklärlichen Bangen den Worten des greisen Priesters lauschte, der die Trauredede hielt, entstand plötzlich eine Bewegung hinter ihr, und ehe sie noch recht wußte, was geschah, war jener von ihrer Seite gedrängt und der Erzherzog stand an seiner Stelle. Aber, von einem ihr unbekanntem Mann mit schlauem Fuchsgesicht und echt italienischem Typus angereizt, suchte ein anderer, großgewachsener Herr in reicher, goldgestickter Uniform, dessen Züge ihr ebenfalls fremd waren, sie von ihrem Bräutigam zu entfernen. Sie hielt mutig stand, so giftige Blicke auch der Italiener auf sie schoß. Nun wandte dieser sich gegen den Erzherzog, und unter lauter tiefen Verbeugungen drängte er denselben unmerklich weiter und weiter von ihr fort, bis an eine der Säulen, welche das Mittelschiff der Kirche vom Hauptschiff trennten. Da war es aber mit einem Male nicht mehr der Erzherzog, sondern einer der Märtyrer, und der Italiener, sowie der, den dieser vorhin gegen sie angeeifert, hatten lange Nadeln in der Hand, mit denen sie auf den Märtyrer einstachen, daß

sein Blut aus tausend Wunden floß. Sie wollte ihm zu Hilfe eilen, aber sie vermochte es nicht; ihre Füße waren wie mit eisernen Klammern an den Boden gefesselt, ihre Glieder starr; als sie zu schreien versuchte, um die übrigen in der Kirche Anwesenden aufmerksam zu machen, entrang kein Laut sich ihrem Munde. Dunkler, immer dunkler wurde es um sie her, nur noch wie durch einen Schleier sah sie das greise Dulderhaupt des Märtyrers sich zur Seite neigen, dann schwanden ihr die Sinne!

Als sie erwachte, war es Morgen, die Sonne schien freundlich in ihr Zimmer, und die Spukgestalten der vergangenen Nacht waren verschwunden. Nur der Kopf schmerzte ihr noch. Erst allmählich kehrte in ihr die Erinnerung an das zurück, was am vergangenen Abend geschehen war, und wieder glühte ihr schönes Antlitz heiß auf in Zorn und Scham. Sobald sie sich angekleidet hatte, setzte sie sich wieder an ihren Schreibtisch, und jetzt gelang es ihr, einen wenn auch nur kurzen, so doch genügend ihren Gefühlen Ausdruck gebenden und dabei doch das gebotene Maß nicht überschreitenden, nicht gerade verletzenden Brief zu Stande zu bringen. Sie schrieb:

Kaiserliche Hoheit!

Es ist mir unmöglich, meine Entrüstung über das anbei wieder zurück erfolgende Geldgeschenk zu unterdrücken. Ich glaubte nicht, auf Eure Kaiserliche Hoheit einen solchen Eindruck gemacht zu haben, um mich mit Frauen, denen man solche Geschenke macht, auf eine Stufe zu stellen. Die Photographie sende ich nicht zurück; ich behalte sie als Erinnerung an die so schön verlebten Stunden des gestrigen Abends.

Eurer Kaiserlichen Hoheit
treuergebene

Laura von Czendhely.

Als der Erzherzog dieses Schreiben empfing, zog er zunächst seine Brauen finster zusammen und warf den Brief vor sich auf die Tafel. Regungslos in seinen Sessel zurückgelehnt, dachte er nach über das Geschehene. „Sie hat

Recht, tausendmal Recht!“ rief er dann plötzlich. „Ich war ein Thor, mich von der Barbely zu dieser Dummheit verleiten zu lassen! Sie hat es gethan, um mich von dem schönen Weib, in dem sie eine Nebenbuhlerin fürchtete, zu trennen, und ihre Intrigue ist ihr nur zu wohl gelungen! Aber sie soll sich ihres Erfolges nicht freuen! Ich kehre nicht zu ihr zurück! Fahre wohl, schöne Klona!“

Er hielt Wort, so schwer es ihm wurde, wenn die Erinnerung an die verführerische Schönheit der Baronin, an ihren blütenweißen, so herrlich geformten Leib wieder in ihm auftauchte. Er vermied selbst, an ihrem Hause vorbeizureiten, wie er dies sonst oft zu thun pflegte, um nicht genötigt zu sein, einen Gruß zu dem Fenster emporzusenden, an dem sie zu stehen pflegte.

Und Klona?

Sie duldete Höllequalen. Nicht, daß sie ihn wirklich geliebt hätte — das Unkraut der Eitelkeit war in ihrem Herzen zu hoch emporgewuchert, als daß die edle Pflanze der Liebe noch in demselben hätte gedeihen können. Aber gerade diese Eitelkeit war es, durch die sie unsäglich litt. Verschmäh't, verschmäh't von dem, dem sie alles dahingegeben! Sie biß vor Wut in die spizenbesetzten Rissen ihres Nachtlagers, wenn sie sich vorstellte, wie er wohl nur mit einem leisen Lächeln des Hohns ihrer gedenken möge. Hohn! Ihr! Ihr, der alle Männer zu Füßen lagen! Sie, die einst so Stolze, jetzt so tief gedemüthigt!

Ein Entschluß reifte in ihrer Seele. Der Erzherzog kam nicht zu ihr — wenn sie ihm schrieb, würde er den Brief wohl lesen, dann aber lächelnd bei Seite legen — o, wie sie es haßte, dieses Lächeln mit dem leisen Zug des Spottes, das sie an ihm bei anderen Gelegenheiten kennen gelernt hatte! — So mußte sie, wollte sie nicht ihre Niederlage stillschweigend ertragen, ein Gedanke, gegen den sich alles in ihr aufbäumte, zu ihm!

So kühn der Plan war, sie zögerte nicht, ihn zur Ausführung zu bringen. Janos mußte ihr ermitteln, wann der Erzherzog abends allein in seinen Gemächern weile.

Als sie dies wußte, machte sie eine besonders sorgfältige Toilette. Sie wußte, daß hellblau ihr zu ihrem blonden Haar am besten kleidete; sie wählte daher ein hellblaues Seidenkleid, dessen tiefer, viereckiger Ausschnitt nur zum Teil durch eine handbreite Spitzenrüsche maskiert wurde. Sie wußte gut genug, daß weibliche Reize dann am wirksamsten sind, wenn sie durch eine halbe Verhüllung hindurchschimmern. Dann hüllte sie ihre zierliche Gestalt in einen langen, diese völlig verbergenden Pelzmantel, warf ein schwarzes Spizentuch, wie man es damals zu tragen pflegte, so über ihr Köpfchen, daß ihre reizenden Züge fast gänzlich verhüllt waren, nur die in sonderbarem Glanze schimmernden Augen, das feine Näschen mit den vibrierenden Flügeln und der kleine kirschrote Mund noch zu erkennen waren, und huschte aus dem Hause. Am nächsten Halteplatz nahm sie einen Mietswagen, dem sie nach der Ofener Burg zu fahren befahl.

Als der Wagen über die Donaubrücke rollte, um dann in langsamerem Tempo den steilen Weg zu der trotzig auf beherrschender Höhe emporragenden Burg aufwärts zu klimmen, fiel ihr schwer auf das Herz, daß man ihr zu so später Stunde vielleicht den Zutritt zu dem Erzherzog weigern werde.

Gewiß wäre dies auch der Fall gewesen, wenn nicht zufällig einer der allerdings nicht wenigen Offiziere, die im Hause Barbely verkehrten, die Wache gehabt hätte. Er machte zwar ein sehr erstauntes Gesicht, als er die Baronin, die ihr Spizentuch zurückschlug, erkannte und sie sagte, sie müsse den Erzherzog sprechen.

„Seine Kaiserliche Hoheit wünschen abends nicht gestört zu sein, außer in ganz dringenden Fällen,“ entgegnete er, unschlüssig, was er thun solle.

„Wenn es nicht ein ganz dringender Fall wäre, würde ich gewiß nicht zu solcher Stunde hier erscheinen, das können Sie sich doch denken!“

Ihr entschiedenes Auftreten imponierte ihm. Es war ihm zwar auch kein Geheimniß mehr, was man sich in den

vornehmen Kreisen der ungarischen Residenz erzählte, daß die bisher vom Erzherzog so favorisierte Baronin Barbely in den letzten Tagen von ihm auffallend vernachlässigt worden sei. Allein vielleicht handelte es sich nur um einen kleinen Zwist zwischen beiden, sie mochte wohl gar gekommen sein, um die Hand zur Versöhnung zu bieten, und wenn er dieser hindernd in den Weg trat, traf ihn sicherlich die Ungnade des Erzherzogs! Und diese nicht allein, sondern auch diejenige der schönen Baronin, von der man erzählte, daß sie trotz ihres sanftmütigen Aeußeren doch gelegentlich recht gut an denen Revanche zu nehmen wisse, die ihre Pläne zu durchkreuzen versuchten!

Er hielt es für das Klügste, nachzugeben und folgte ihr, als sie die zu den Gemächern des Erzherzogs führende Treppe hinaanstieg, um sie anzumelden. Aber ehe er noch diese Absicht zur Ausführung bringen konnte, wandte sie sich mit einem raschen: „Eine Anmeldung ist nicht nötig!“ zu ihm, und ehe der ziemlich verblüfft dastehende junge Offizier etwas erwidern konnte, war sie bereits hinter der Thür verschwunden.

Der Erzherzog, der an einem breiten und langen, mit Büchern militärwissenschaftlichen Inhalts und Rapporten bedeckten Tisch Studien obgelegen hatte, die ihm nie schwerer fielen, als jetzt, wo sein Geist anderweitig so stark in Anspruch genommen war, sprang überrascht auf, als er das Rauschen eines seidenen Kleides hinter sich hörte. Er hatte, sich bisweilen vergeblich zum Nachdenken über irgend eine taktische oder strategische Maßregel zwingen wollend, seinen Geist abschweifen lassen, an Laura gedacht. So auch in diesem Moment. Ohne sich darüber Rechenschaft zu geben, daß das, was er erwartete, wohl im Bereich der Unmöglichkeit lag, glaubte er bei dem Rauschen der Seide einen Moment, diejenige nahe ihm, mit der eben seine Gedanken sich wider seinen Willen beschäftigen.

Seine hohe Stirn zog sich in Falten, als er die Baronin erblickte; bei ihr, deren Besuch ihm unwillkommen war, kam ihm das Unschickliche, das sie beging, sofort zum

Bewußtsein. Allein er war zu sehr Kavalier, um diesem Gefühl Worte zu geben. Mit einer Handbewegung wies er ihr einen Stuhl an, in den sie sich schwer atmend niederließ, und blieb in der Nähe desselben stehen.

„Was verschafft mir die Ehre dieses Besuchs?“ frug er nach einer kleinen Pause, als sie keine Miene machte, das Wort zu ergreifen.

„Sie fragen?“ kam es langsam von ihren Lippen.

Er ahnte, was sie sagen wollte, allein er mochte dieser Ahnung keine Worte geben.

„Ich vermute, daß etwas vorgefallen ist, etwas von Bedeutung“, sagte er, „sonst würde Frau Baronin wohl schwerlich . . .“

„Ja, allerdings ist etwas vorgefallen!“ unterbrach sie ihn. „Etwas, unter dem ich unsäglich leide!“

Ihm wurde recht unbehaglich zu Mute. Gleich den meisten Männern von Mut war er eher geneigt, mit einem ebenbürtigen Gegner sich im Kampfe zu messen, als einer in hohem Grade erregten Frau gegenüber zu treten.

„Das bedaure ich sehr!“ sagte er unsicher.

„Wirklich?“ Fast schneidend klang ihr Wort. „Aber Kaiserliche Hoheit hätten sich dieses Bedauern so leicht ersparen können!“

„Ich verstehe Sie nicht!“

„O, Sie verstehen mich nur zu gut! Als Sie mich neulich verließen, Kaiserliche Hoheit, da geschah es mit glühenden Liebesworten — bin ich seitdem eine andere geworden, daß Sie mich so kalt behandeln, daß Sie mich fliehen, wie eine Pestkranke?“

„Sie übertreiben, liebe Baronin“, sagte er kühl. „Ich habe Sie nicht wieder aufgesucht seitdem, das ist wahr, allein ich glaubte es Ihrewegen unterlassen zu müssen und — Ihres Gatten wegen!“

„Sehr anerkennenswert, diese zarte Rücksichtnahme auf meinen Gatten! Wenn Kaiserliche Hoheit dieselbe nur auch an jenem Abend beobachtet hätten!“

„Ich wünschte in der That, ich hätte es gethan!“

„Ah, das ist zu stark!“ rief sie, unfähig, ihre Leidenschaft länger zu beherrschen. Sie sprang auf und trat mit fast drohender Miene auf ihn zu. „Freilich, auch ich wünsche, jenes wäre nie geschehen! Aber es ist geschehen, Kaiserliche Hoheit, und die Erinnerung daran läßt sich nicht abstreifen wie ein Handschuh! Es ließe sich nicht wieder ungeschehen machen, aber jene Stunde giebt mir ein Unrecht auf . . .“

„Halten Sie ein, Baronin!“ Seine Stimme klang ernst und gemessen. „Ich spreche die Wahrheit, wenn ich sage, daß ich wünsche, jene Verirrung wäre uns Beiden erspart geblieben! Wir haben schweres Unrecht gethan an Ihrem Gatten!“

„Ha, Ha! Erzherzog Ernst, der Liebling der schönen Frauen, als Moralprediger! Das ist köstlich!“ rief sie mit fast hysterisch klingendem Lachen.

„Fassen Sie die Sache auf wie Sie wollen, Baronin!“ fuhr er fort, „meine Auffassung derselben werden Sie nicht erschüttern!“

„Ich ahne, woher sie stammt! Von jener raffinierten Kokette, die Sie neuerdings in ihre Netze zu ziehen gewußt hat!“

„Halten Sie ein, sage ich nochmals!“ Auch seine Stimme klang jetzt erregt. „Sie haben Recht, wenn auch in anderem Sinne, als Sie meinen! Nicht eine raffinierte Kokette ist die, welche Sie meinen, sondern ein edles, hochherziges Weib, das mir den Glauben an Frauenwürde und Frauenreinheit wieder gegeben hat, den ich, ich gestehe es zu meiner Beschämung ein, im Umgang mit anderen Frauen verloren hatte!“

„Mit anderen Frauen — das gilt mir! Das ist der Dank für meine Liebe, meine Hingebung! O wie ritterlich, ein armes, schwaches Weib zu beleidigen!“

„Sie zu beleidigen, lag nicht in meiner Absicht, Baronin!“

„Aber Sie haben es gethan! Warum? Womit habe ich das verdient?“

„Sie verlangen es zu wissen? Gut! Ich will es Ihnen sagen! Damit, daß Sie mir, dem Arglosen, das

Versprechen abnahmen, Frau von Czendhely Geld zu bieten, um sie so von mir zu trennen!“

„Sie hat es genommen?“ Fast wie ein Jubelruf klang ihre Frage.

„Nein, sie hat es nicht genommen, sie hat es mir zurückgeschickt mit einem Brief, aus dem der ganze Stolz einer beleidigten, tief empfindenden Frauenseele sprach.“

„Ah!“ Sie erkannte, daß sie das Spiel verloren hatte. Doch einen letzten Versuch wollte sie noch machen, es zu gewinnen. Unsicher mit den Händen in der Luft herumtastend, sank sie in ihr Fauteuil zurück, den Pelzmantel dabei von den Schultern gleiten lassend. War es Zufall oder Absicht, der Haken des schweren Pelzmantels verfang sich dabei in das leichte Spitzengewebe, das ihren Busen verhüllte, es mit sich hinabreißend, daß sie mit fast gänzlich entblößter Brust vor ihm mehr lag als saß.

Noch vor wenigen Tagen wäre er dieser Versuchung sicher erlegen, jetzt, durch die wahre Liebe war er gefeit gegen dieselbe.

Er wandte sich zu seinem Schreibtisch und klingelte.

„Die Frau Baronin befindet sich nicht wohl“, sagte er ruhig zu dem eintretenden Kammerdiener, „geh' sofort zu meinem Leibarzt und ersuche ihn, hierher zu kommen!“

Mit einem halberstickten Wutschrei sprang die Baronin empor, warf dem Erzherzog noch einen Blick zu, in dem grimmiger Haß und Sehnsucht nach Rache unverkennbar sich malten, und ehe noch der Kammerdiener den Befehl seines Herrn hatte ausführen können, war sie, instinktiv den Pelzmantel wieder um die entblößte Büste zusammenziehend, flüchtigen Fußes an ihm vorüber und die Treppe hinabgeeilt.

Erzherzog Ernst schaute ihr nach, und ein Seufzer der Erleichterung hob seine Brust, als die Thür sich hinter ihr schloß. „Du kannst gehen, Martin“, sagte er freundlich zu dem ihm vertrauten Kammerdiener. „Wenn du einmal heiraten solltest und deine Frau fällt, um irgend etwas von

dir zu ertrogen, in Ohnmacht, so drohe ihr nur, den Arzt zu holen — das hilft sicherer als alles andere!“

Der Kammerdiener lächelte, aber gleich darauf wurde sein Angesicht wieder sehr ernst. „Wenn die Baronin nur nicht Gurer Kaiserlichen Hoheit einen schlimmen Streich spielt!“ meinte er besorgt. „Sie machte ein Gesicht wie Gift und Galle!“

„Ach, was kann sie mir anhaben!“ erwiderte der Erzherzog leichthin. „Sie kann höchstens erzählen, daß ich mit ihr in sehr intimen Beziehungen gestanden habe, und wenn man das erführe, würde ich nicht derjenige sein, dem man einen Vorwurf aus solchem macht. Dieser trifft stets die Frau — sehr ungerechtfertigter Weise, das ist richtig, aber es ist nun einmal so, und wir Männer haben gewiß keine Veranlassung, auf eine Aenderung dieser Anschauung hinzuarbeiten.“

„So ganz glatt geht die Sache nicht ab, Kaiserliche Hoheit!“ blieb der treue Diener bei seiner Ansicht. „Vor-sicht kann da keinesfalls schaden!“

„Du siehst zu schwarz, mein Lieber!“ Der Erzherzog war durch die glückliche Beendigung der Szene zu froh gestimmt, um auf die Warnungen Martins Gewicht zu legen. „Geh zu Bett, ich bedarf deiner heute nicht mehr, und verschlafe deine Sorgen!“

„Kaiserliche Hoheit wollen sich noch nicht zur Ruhe begeben? Soll ich nicht beim Auskleiden behilflich sein?“

„Nein, ich danke, ich spüre noch keine Müdigkeit. Geh nur!“

Als der treue Kammerdiener gegangen, that es dem au fonds sehr gutmütigen Erzherzog doch wieder leid, der Baronin etwas hart begegnet zu sein. „Sie hat es eigentlich nicht um mich verdient“, sagte er vor sich hin, nachdem er sich in einen Lehnstuhl niedergelassen und eine Havanna in Brand gesetzt hatte, träumerisch den blauen Wölkchen nachblickend, „daß unser Verhältnis einen solchen Abschluß nahm. Sie war stets sehr freundlich und liebevoll gegen mich — zu liebevoll! Und ein berückend schönes Weib ist

sie, das muß ihr der Neid lassen. Seien wir ganz ehrlich, Freund Ernst: Du würdest schwerlich so bald von ihr gelassen haben, wäre nicht jene Andere, jene Frau von Czendhely, in deinen Gesichtskreis getreten! Aber neben dieser verbleicht Klona, wie der Mond neben der Sonne! Und daß Klona mich von Jener getrennt hat, das ist es, was ich ihr nie und nimmer vergeben kann!

Getrennt — muß es denn eine Trennung sein?

Ich habe sie beleidigt, schwer beleidigt, das ist wahr, und ich darf ihr nicht einmal gestehen, wie das gekommen ist. Erführe sie es, sie würde mir noch mehr zürnen, und mit größerem Recht. Aber sie war so mild, so freundlich und gütig — sollte sie mir nicht verzeihen können?

Bisher habe ich keinen Versuch gemacht, ihre Verzeihung zu erhalten — ich fürchtete eine Zurückweisung, die mich verletzen, die zwischen uns gähnende Kluft unüberbrückbar machen würde — sonderbar! Sonst war ich nie so zaghaft! Was ist aus mir geworden? Was hat diese Frau aus mir gemacht? Ich kenne mich selbst nicht wieder!

Sie war so lieb und gut — und trotzdem habe ich nicht den Mut, zu ihr zu gehen!

Aber ihr schreiben kann ich — obwohl ich kein Meister der Feder bin, gelingt es mir doch vielleicht, ihre Verzeihung zu erhalten!“

Er nahm einen wappengezierten Briefbogen und eine Feder und schrieb — aber es erging ihm ähnlich, wie Frau von Czendhely — er verwarf das wieder, was er geschrieben. Bald klang es zu förmlich, zu gespreizt, bald zu warm, sodaß er fürchten mußte, sie von neuem zu verletzen, statt sie zu veröhnen. Endlich fand er eine Form, die ihm dem Zweck zu entsprechen schien:

Hochverehrte gnädige Frau!

Ich habe versucht, Sie zu vergessen; ich kann es nicht, trotz aller Bemühungen. Ihr Bild schwebt mir im Wachen und Träumen vor. Ich kann ohne Sie nicht leben. Erlauben Sie mir, für Sie sorgen zu dürfen!

Ernst.

Diesen Brief sandte er ihr am nächsten Morgen, von einem herrlichen Strauß roter Rosen begleitet.

Als Frau von Czendhely ihn erhielt, empfand sie noch mehr als eine Genugthuung darüber, daß der Erzherzog, wenn auch nicht direkt, so doch mit anderen Worten seinen Fehler eingestand; in ihr erwachte eine warme Neigung für den ritterlichen Prinzen, oder vielmehr, der Keim zu dieser, den schon sein Besuch bei ihr gelegt hatte, und den nicht aufkommen zu lassen ihr durch das Geldgeschenk beleidigter Stolz ihr gebot, konnte nun ungestört sich entwickeln. Dennoch war sie keinen Augenblick im Zweifel darüber, daß sie sein Anerbieten, für ihre Zukunft Sorge zu tragen, ablehnen müsse. Aber sie durfte jetzt diese Ablehnung in eine Form kleiden, die sie nicht verlegend erscheinen ließ. Ihr Brief war ein kleines diplomatisches Meisterwerk.

„Der Brief Eurer Kaiserlichen Hoheit“, schrieb sie, „hat mich hoch beglückt. Ich ersehe aus demselben, daß Kaiserliche Hoheit mich nicht, wie ich fürchten mußte, zu jenen zählen, deren Neigung käuflich ist. Dafür danke ich Eurer Kaiserlichen Hoheit ebenso aufrichtig, wie für die wundervollen Rosen.

Das Anerbieten Eurer Kaiserlichen Hoheit, für meine Zukunft sorgen zu wollen, fasse ich als den Ausfluß eines guten Herzens auf, das von dem Bestreben durchdrungen ist, zu helfen, wo es ein unverschuldetes Leiden sieht. Wenn ich es trotzdem ablehne, so geschieht dies nur deshalb, weil ich, obwohl selbst von der Reinheit der Absichten Eurer Kaiserlichen Hoheit überzeugt, doch im beiderseitigen Interesse nicht dulden darf, daß irgend etwas existiere, das böser Nachrede auch nur einen Schein von Berechtigung geben könne. Gerade weil die Stunden, welche mit Eurer Kaiserlichen Hoheit zu verbringen ich die Ehre hatte, mir so lieb und wert in der Erinnerung stehen, gerade weil jeder Mißton, der diese Erinnerung stören konnte, jetzt verklungen ist, erscheint es doppelt

wünschenswert, dem schönen Bild keine Farbe hinzuzufügen, welche die Harmonie desselben stören könnte.

Ich bitte nicht darum, daß Kaiserliche Hoheit diese meine Beweggründe würdigen möge, weil ich weiß, daß ein Mitglied meines erhabenen Herrscherhauses zu hochsinnig denkt, um sich der Ueberzeugung von der Richtigkeit derselben verschließen oder sie gar mißverstehen zu wollen.

In dieser Zuversicht verbleibe ich
Eurer Kaiserlichen Hoheit
treuergebene

Laura von Czendhely.“

„Sie ist ebenso klug als schön!“ rief der Erzherzog enthusiastisch aus, als er diesen Brief empfing. „Und ebenso gut als klug!“ setzte er gleich darauf hinzu. „Warum ist sie nicht von hoher Geburt, statt eines einfachen ungarischen Landedelmannes Tochter zu sein! Eine Zierde jedes Thrones würde sie bilden!“

Nicht lange gab er sich seinen Reflexionen hin. Sobald er die Obliegenheiten des Tages erledigt hatte und ohne Aufsehen zu erregen zu ihr eilen konnte, that er es. Sie empfing ihn in ihrer gewohnten liebenswürdigen Weise, mit feinem Tact das Vorgefallene nicht berührend, und die Konversation, von dem Buch ausgehend, in dem sie las, auf die Litteratur leitend. Sie sprachen von Petöfy, den sie als echte Ungarin glühend liebte, und von Maurus Jokai, der damals erst einen geringen Teil seiner unendlichen Romane geschrieben hatte, und dem sie keinen rechten Geschmack abzugewinnen vermochte. Nicht allein wurde, wenn sie ihn las, ihr feines Gefühl hier und da verletzt, sondern sie fühlte auch bei der dem ungarischen Romancier eigenen Heze durch möglichst aufregende Szenen hindurch rasch ein Gefühl der Ermüdung und Uebersättigung. Dagegen lobte der Erzherzog seinen Anastasius Grün, der ihr wiederum nicht interessant genug erschien, und in der fast begeisterten Anerkennung Venaus fanden beide sich wieder zusammen.

„Es ist eigentümlich, daß Eure Kaiserliche Hoheit ge-

rade zwei der Aristokratie angehörige Dichter besonders goutieren: Anton Auersperg, der seinen Grafentitel unter dem bescheidenen Pseudonym Anastasius Grün verbirgt, und Nicolaus Niembösch Edler von Strehlenau, genannt Lenau!"

"Gnädige Frau glauben hoffentlich nicht, daß ich zu denen gehöre, für die der Mensch erst mit dem Baron anfängt?"

"Ich bin vom Gegenteil überzeugt, sonst würden Kaiserliche Hoheit mir ja auch nicht die Ehre Ihres Besuches zuteil werden lassen! Und die Dichter — nun, ich meine, jeder wahre Dichter gehört zur Aristokratie, selbst wenn er in einer Bettlerhütte zur Welt gekommen!"

"Das sind ja ganz demokratische Ansichten!" neckte sie der Erzherzog. "Fast staatsgefährlich! Denken gnädige Frau in der Politik auch so radikal?"

"Mit Politik habe ich mich nie beschäftigt, Kaiserliche Hoheit, und gedenke es auch in Zukunft nicht zu thun! Das überlassen wir Frauen wohl besser den Männern — soweit meine geschichtlichen Kenntnisse reichen, hat die Einmischung der Frauen in die politischen Angelegenheiten nie gute Folgen gehabt!"

"Gnädige Frau werden doch Maria Theresia gelten lassen!"

"Maria Theresia war eben keine gewöhnliche Frau, sie ragte turmhoch über die große Menge ihrer Geschlechts-genossinnen empor. Aber die aus dieser großen Masse hervorgegangenen Frauen, die Einfluß auf Fürsten und leitende Persönlichkeiten gewannen, bedienten sich desselben meist zu egoistischen Zwecken — man denke nur an die Mätressen Ludwig des Bierzehnten!"

"In Frankreich mag das gelten — aber unsere Aristokratie ist gutmütiger!"

"Welche meinen Kaiserliche Hoheit, die österreichische oder die ungarische?"

"Beide!"

"Ich bin der Ansicht, daß sie sich scharf von einander

unterscheiden. Gewiß wohnt der österreichischen Aristokratie eine gewisse Gutmütigkeit inne; ich glaube kaum, daß der Adel anderer Länder an Wohlthätigkeit sich mit demjenigen Oesterreichs messen kann. Allein diese Gutmütigkeit hindert nicht ein oft allzuweit gehendes, in ungerechtfertigten Hochmut ausartendes Standesbewußtsein. Nirgends ist der hohe Adel so exklusiv wie in Oesterreich! Das hat zur Folge, daß die Kinder dieser Aristokratie in einem beschränkten Ideentreis aufgezogen werden, dessen Grenzen zu durchbrechen eine Anstrengung fordert, Kämpfe, denen sie in den meisten Fällen nicht gewachsen sind. Sie kommen in Konflikt mit den immer mächtiger erwachenden Ideen der Neuzeit. Die österreichische Aristokratie gleicht einer Insel, die vom wild daherbrausenden Strom der Zeit umspült wird. Bald hier, bald dort bröckelt etwas ab, um von jenem Strom fortgeführt und verschlungen zu werden. Noch ragen, anscheinend unerschütterlich, mächtige Felsen empor, aber auch ihre Basis wird mehr und mehr unterwaschen, und mit Donnerkrachen wird einer nach dem andern zusammenstürzen!“

„Das ist ein trauriges Bild, das gnädige Frau da entwerfen! Auch ich zähle mich zur österreichischen Aristokratie, mit einem, wie ich glaube, gerechtfertigten Stolz auf meine Ahnen und ihre Thaten. Glauben gnädige Frau, daß auch ich, daß auch das Haus, dem ich entstamme, dieses traurige Los teilen wird?“

„Ich fürchte es — es sei denn, daß auch die Habsburger sich entschließen, mehr, als dies bisher geschehen, in ihrem Volk und mit ihrem Volk zu leben, und nicht sie allein, sondern die österreichische Aristokratie überhaupt, wie es die ungarische thut. Auch der ungarische Aristokrat ist stolz auf seine Abstammung, stolz auf die Thaten seiner Ahnen, die für ganz Europa den Wall gegen das einbrechende Osmanentum bildeten, aber dieser Stolz hindert ihn nicht, in erster Linie als Ungar sich zu fühlen und in zweiter erst als Aristokrat! Das ist es, was die Stärke des ungarischen Adels ausmacht, dieses lebendige Volks-

bewußtsein, diese Solidarität zwischen Hoch und Nieder die in Oesterreich, das werden Kaiserliche Hoheit zugestehen, nicht zu finden ist! Der ungarische Adel wurzelt fest im ungarischen Volk — kann man vom österreichischen Adel das Gleiche behaupten?“

„Leider nicht!“

„Er hat seine Wurzeln im Volk verloren, und es wird ihm schwer fallen, sie wieder zu finden, wenn es ihm überhaupt gelingt! Er verschanzt sich wie in Burgen in seinen großen Besitzungen — das Jahr 1848 hat gezeigt, wie wenig diese Verschanzungen standhalten gegen ein Volk, das ihnen nicht nur fremd, sondern feindlich gegenübersteht. Und der Sturm, der damals über Oesterreich dahinbrauste, wird nicht der letzte sein — ob die Hochburgen des Feudalismus ein zweitesmal sich werden retten lassen, das steht dahin!“

„Gnädige Frau malen ein trauriges Bild — wenn es nicht zu pessimistisch gehalten ist, wie ich hoffe, wäre es dann nicht das beste, die klügste Philosophie, noch zu genießen, was die Gegenwart uns bietet?“

„Vielleicht — aber auch das *Après nous le déluge!* hat seine Schattenseiten. Bisweilen bricht die Sintflut früher herein, als man sie erwartet hat!“

„Gnädige Frau huldigen sehr ernstern Lebensauffassungen!“

„Weil ich, von den Tagen glücklicher Kindheit abgesehen, das Leben nur von sehr ernstern Seiten kennen gelernt habe. Sind wir doch schließlich alle nur die Produkte unserer Veranlagung und der auf uns einwirkenden Umstände! Kaiserlicher Hoheit hat das Leben bisher nur seine Sonnenseite gezeigt — kein Wunder, daß da sich ein heiteres Gemüt entwickelte, für das meine düstere Anschauung nicht paßt!“

„Vielleicht gerade!“

„Wie meinen Kaiserliche Hoheit das?“

„Les extrêmes se touchent! Gnädige Frau, die so viel gelernt haben, kennen jedenfalls auch das physikalische Gesetz, daß gleichartige Pole sich abstoßen, entgegengesetzte sich anziehen. Freilich weiß ich bisher nur, daß ich diese

Anziehung kennen gelernt habe, nicht aber, ob ich hoffen darf, daß sie sich auch ein klein wenig in entgegengesetztem Sinne geäußert habe!“

„Gewiß, Kaiserliche Hoheit!“ entgegnete sie unbefangen. „In der Einsamkeit meines sonstigen Lebens bildet ein solcher Besuch mit der Anregung zur Unterhaltung, die er gewährt, gewissermaßen eine Oase, die zu erreichen der Karawanenpilger sich sehnt, die er nur ungern, zögernden Schrittes verläßt, um wiederum der Wüste mit ihrer er-tötend wirkenden Einförmigkeit sich hinzugeben. Ich bin Eurer Kaiserlichen Hoheit aufrichtig dankbar für soviel Güte für die Selbstverleugnung, mit der Kaiserliche Hoheit den so vielfach sich bietenden rauschenden Vergnügungen den Rücken wenden, um einer einsamen Frau einige gute Stunden zu bereiten.“

„Gnädige Frau sehen mich beschämt, tief beschämt. Was gnädige Frau für Herzengüte nehmen, ist nichts als reiner, nackter Egoismus. Nicht um der gnädigen Frau willen komme ich hierher, sondern um meiner selbst willen, weil ich dem Drange, bei gnädiger Frau zu weilen, in so liebe Augen zu sehen, nicht widerstehen kann! Da haben gnädige Frau mein Bekenntnis und werden sehen, wie weit ich überschätzt worden bin!“

Ein leises Erröten lief über ihre Wangen. „Nicht doch, Kaiserliche Hoheit!“ entgegnete sie eifrig. „Darin eben liegt ja die Güte Ihres Herzens, Kaiserliche Hoheit, daß dasselbe Sie zu einer einfachen Frau zieht, die Ihnen nichts zu bieten vermag!“

„Nichts?“

„Oder doch nur sehr wenig — wenn Kaiserliche Hoheit mein einfaches Souper mit mir teilen wollen?“

„Grausame! Warum nur so mit Ualgewandtheit entschlüpfen? Zur Strafe — denn ein solches absichtliches Mißverstehen verdient Strafe, gnädige Frau, und daß es ein absichtliches war, zeigt deutlich die Purpurfarbe, die eben so verräterisch wieder die zarten Wangen der gnädigen Frau bedeckt — o schade, jetzt verblaßt sie wieder — jetzt

ist sie wieder ganz entschwunden! Also: zur Strafe werde ich hier bleiben, das Anerbieten der gnädigen Frau, so wenig ernst es wohl gemeint war, annehmen und einen fürchterlichen Appetit entfalten!“

„Das soll mich doppelt freuen!“

„Doppelt?“

„Gewiß! Einmal, weil es ja jede Hausfrau freuen muß, wenn ihrem Mahle, sei es auch nur äußerst einfacher Natur, Ehre angethan wird, und sodann, weil ein guter Appetit immer ein Zeichen vollständiger Gesundheit ist!“

„Ich bin aber jetzt gar nicht gesund!“

„Nicht?“

„Nein — ich leide an Herzerweiterung!“

„Ja, ich habe davon auch schon gehört — das Uebel soll bei Kaiserlicher Hoheit chronisch sein, alle paar Wochen ein Anfall erfolgen!“

„Gnädige Frau spotten meiner Leiden! Das ist schlecht! Aber die Strafe wird nicht ausbleiben! Auch bei gnädiger Frau wird diese Herzerweiterung, die Liebe, einmal sich geltend machen, und dann . . .“

Er schwieg, aber der zornfunkelnde Blick seines Auges zeigte, wie er den zukünftigen begünstigten Rivalen haßte, ehe er noch wußte, ob ein solcher je existieren werde. Frau von Czendhely erkannte, klug wie sie war, aus diesem Blick, wie tief der Eindruck, den sie auf den Erzherzog gemacht hatte. Eine andere Frau hätte vielleicht mit allen Künsten der Koketterie darauf hingearbeitet, diesen Eindruck zu verstärken, ihn zu einem nachhaltigen zu machen und dann auszubeuten, so weit sich dies thun ließ. Aber der Erzherzog hatte Recht gehabt, als er gesagt, daß sie ebenso gut als klug sei. Ihr lag dies fern, im Gegenteil, sie ließ sich nicht mehr so unbefangen gehen, sie zeigte ihrem Gast gegenüber eine gewisse Reserve, eine Zurückhaltung, die freilich, ohne daß sie es wollte, seine Gefühle nur noch höher entflamnte. Kaum vermochte er, dieselben noch zu bemeistern, und doch wagte er nicht, ihnen Worte zu leihen, aus Furcht, sie zu verlegen, sie zu veranlassen, ihn aus

ihrer Nähe zu verbannen. Als er sich verabschiedete, war er um keinen Schritt vorwärts gekommen, wenigstens seiner Meinung nach, und nur das eine tröstete ihn, daß sie ihn eine baldige Wiederkehr gestattete.

* * *

„Bist du ein Mann?“

„Ich denke doch!“

„Ich bezweifle es!“

„Aus welchem Grunde, liebe Flona?“

„Weil du nicht den Mut hast, einen Schritt zu thun, den deine Pflicht als Beamter und als guter Patriot dir gebietet!“

„Als Beamter habe ich mit dem Erzherzog nichts zu thun, und selbst wenn alles das wahr ist, was du über seine Besuche bei Frau von Czendhely erfahren haben willst, so sehe ich nicht ein, was mein Patriotismus damit zu schaffen hat. Im Gegentheil, gerade weil ich unserem Herrscherhause treu ergeben bin, gönne ich dem liebenswürdigen Erzherzog sein Vergnügen!“

„Es will mir scheinen, als ob andre Motive für dich maßgebend wären!“

„Vielleicht!“

„So nenne sie mir!“

„Du verlangst es — gut! So lange der Erzherzog Frau von Czendhely den Hof macht, bin ich wenigstens sicher vor den Sticheleien meiner Kollegen!“

„Barhely!“

„Du wolltest es ja hören! Ich habe, überzeugt davon, daß du deine Länderei mit dem Erzherzog nicht so weit treiben würdest, daß meine Ehre ernstlich bedroht würde, zu manchem still geschwiegen, was ein anderer Ehemann sich nicht so ruhig hätte gefallen lassen. Aber daß ich dazu beitragen soll, ihn von Frau von Czendhely zu trennen, damit er reuig zu deinen Füßen zurückkehre, das ist dem doch eine Zumutung, die ich ganz entschieden ablehnen muß!“

„Weil du ein Narr bist!“

„Flona! Diesen Ton verbitte ich mir!“

Sie lachte verächtlich. „Ich wiederhole es dir, du bist ein Narr!“

„Warum?“

„Wenn das mein Streben wäre, würde ich wohl nicht dich zu meinem Werkzeug auserkoren haben. Mir liegt nichts an dem Erzherzog, im Gegenteil, ich hasse ihn.“

„So? Mit einem Male?“

„Ja, ich hasse ihn! Mag sein, daß ich mich gekränkt darüber fühle, daß er mich um dieser Abenteurerin willen verlassen hat — ich leugne es nicht! Aber wenn ich mich auch an ihm und an ihr rächen möchte, das schwöre ich dir, daß er nie und nimmer bei mir Erhörnung finden würde, wenn er jetzt, wie du sagst, reuig zu meinen Füßen zurückkehrte! Nur eben rächen möchte ich mich an ihm, mich und — dich!“

„Mich? So ist es wahr, was man mir, wenn auch nicht offen auszusprechen wagte, oft doch andeutete?“

„Ja, es ist wahr!“ gestand sie mit einem Cynismus ein, der ihn erbeben ließ. „Er war mein Geliebter, mein begünstigter Geliebter! Willst du nun dich an ihm rächen?“

Er stand da, als könne er das Gehörte nicht fassen. „Du hast mich verraten, Weib!“ rief er, während sein Antlitz sich purpurn vor Wut färbte.

„Ja, ich habe dich verraten! Mit ihm verraten!“

Er hob die geballte Faust.

„Schlage mich!“ zischte sie zwischen den zusammengebissenen Zähnen hervor. „Schlage mich --- aber räche mich!“

Er ließ die Hand sinken und starrte sie wie geistesabwesend an.

„Geh!“ sprach er heiser.

„Willst du mich rächen?“

„Geh — oder ich töte dich!“

Rauh rang sich der Ton von seinen Lippen — zum erstenmal in ihrem Leben empfand sie Furcht vor ihm.

Sie wich zurück, immer im Bann seines starr auf sie gehefteten Blickes — als die Thür sich hinter ihr geschlossen hatte, brach er zusammen.

Wohl eine Stunde mochte der alte Mann, auf dem Teppich ausgestreckt, gelegen haben, ehe ihm die Besinnung wiederkehrte, langsam nur, aber doch vollständig. Er richtete sich schwankend auf, griff sich an die Stirn. War es ein Traum gewesen, ein furchtbarer Traum, der ihn getäuscht hatte? Aber nein, zu deutlich stand die Erinnerung an das, was er durchlebt, vor seiner Seele. Es war Wahrheit, entsetzliche, grauenvolle Wahrheit!

Er seufzte tief auf. Ihm war, als sei sein Herz ausgebrannt, tot. Was darin gelebt, was seines Daseins Glück und Inhalt ausgemacht hatte, seine Liebe zu seiner Frau, war vernichtet, zerstört für immer. Nie wieder konnte sie zu neuem Leben erweckt werden!

Er dachte zurück an die Stunde, in der er mit ihr vor den Altar getreten, stolz auf die Bewunderung, welche die Schönheit der mit weißem Atlasgewand geschmückten, jungen Frau erweckte — zum Fluch, zum Verderben war ihm diese Schönheit geworden!

Er dachte zurück an die Stunden, in denen sie sich liebevoll, hingebend an seine Brust geschmiegt — Lüge war es gewesen, was ihn so hoch beglückte, Lüge, elende Lüge, Heuchelei, erbärmliche Heuchelei!

Er erinnerte sich, wie dann mehr und mehr das herrschsüchtige, streitliebende Element im Charakter seiner Frau hervorgetreten, wie er, blinder Zärtlichkeit voll, versucht, sie zu entschuldigen, frampshaft die Illusion festgehalten, daß sie ihm doch geneigt, daß sie ihm dankbar sei für das, was er an ihr und ihrem Vater gethan — grausam mit einem Schlage hatte sie alle diese Illusionen getötet, an Stelle des geliebten Weibes erschien ein häßliches Zerrbild — und dieses Zerrbild war Wahrheit!

Der Kopf schmerzte ihn zum zerspringen, dunkel empfand er, daß es eine Wohlthat für ihn sein würde, wenn seine Sinne sich verwirrten für immer. Aber diese

Wohlthat wurde ihm nicht zu teil, sein Denken blieb klar und logisch, er wußte, was er fühlte, er wußte, was er dachte — weiterleben mußte er mit der Erkenntnis der entsetzlichen Schmach, die sein Weib, sein über alles geliebtes Weib ihm angethan!

Mußte er weiterleben?

Lag es nicht in seiner Hand, diesem fluchbeladenen Dasein ein Ende zu machen?

Er schritt langsam zu seinem Schreibtisch, öffnete ihn, zog den Kasten heraus, in dem seine Pistolen ruhten.

Lange war es her, seit er sie zum letztenmal in der Hand gehabt, wohl zwanzig Jahre. Damals hatte ein junger Offizier im Uebermut einen Wortwechsel mit ihm angefangen — einer Bagatelle halber, es war zu Beleidigungen gekommen, die nur durch ein Duell ausgetragen werden konnten. Sie hatten sich geschossen. Er hatte seinem Gegner eine leichte Verletzung des rechten Oberarmes beigebracht und die Sache war erledigt gewesen.

Aber die kleine Episode war doch nicht spurlos an ihm vorüber gegangen. Als er damals die Waffen wieder in ihrem Kasten legte, hatte er im Stillen sich gelobt, daß dergleichen, so weit es ihn anginge, nicht wieder vorkommen solle. Er hatte Wort gehalten, er war manchem Streite, zu dem das heißblütige Temperament der Magyaren leicht neigt, aus dem Wege gegangen. Und nun?

Nun sollte er die Waffe gegen die eigene Brust kehren?

Warum nicht gegen die des Beleidigers? Dessen, der ihm eine Schmach zugesügt, wie sie von keiner anderen übertroffen werden konnte?

Es war ein Mitglied des Herrscherhauses, der dies gethan, aber es war auch ein tapferer Soldat, der ihm die Genugthuung nicht weigern würde, nicht weigern durfte! War auch der Schritt ungewöhnlich, den er thun wollte, er war gerechtfertigt durch die Umstände — waren diese eben nicht ungewöhnlich?

Er lachte ingrimmig. Nein, sie waren es nicht! Es war nur etwas ganz Gewöhnliches, daß hohen Herren das

Weib eines ihrer Unterthanen gerade gut genug zum Spielball ihrer Lüfte dünkt, ungewöhnlich war höchstens, daß dieser Unterthan, statt stolz auf die ihm hiermit erwiesene gnädige Anerkennung seines Geschmacks zu sein, so anmaßend ist, sein Weib für sich haben zu wollen! Wie mancher andere würde die Gelegenheit ausgenutzt haben, um Rang, Beförderung, Ehrenstellen zu erringen — ja, Ehrenstellen für die Schande seiner Frau!

Er wollte sie und sich rächen, nur in anderer Weise, als sie es gedacht!

Sie rächen? Nein! Sie verdiente nicht, daß er auch nur einen Tropfen seines oder fremden Blutes ihrethalben vergoß — mochte sie zusehen, wer ihren Rachedurst befriedigte, der so niedriger Quelle entsprang!

Aber sich, seine Ehre mußte er rächen!

Es war stiller geworden in ihm, als dieser Gedanke ihm zum Entschluß geworden war. Ohne Janos zu rufen, kleidete er sich in seine Staatsuniform — er mochte keinen Menschen sehen, ehe er nicht seiner Ehre Genüge gethan. Er fuhr nach der Burg und ließ den Erzherzog um eine Audienz ersuchen.

In einer Stunde sollte er sie haben, lautete der Bescheid des zurückkehrenden Adjutanten, Seine Kaiserliche Hoheit sei momentan dringend beschäftigt.

Es litt ihn nicht in dem Wartezimmer; er ging hinaus vor die Burg, schaute hinab in das Donauthal. Ein Falter kam gegaufelt und setzte sich auf eine kleine Blume dicht neben ihm.

Mechanisch schaute er dem in bunter Farbenpracht erglänzenden Tierchen zu. Er verweilte nicht lange auf einer Blume, sondern flatterte bald wieder zu einer anderen, dann zu einer dritten.

„Wie er, den ich zur Rechenschaft ziehen will!“ dachte Barheln. „Auch er fliegt von Blume zu Blume, nur auf den Genuß bedacht, nutzlos wie dieser Schmetterling! Und doch — auch dem Falter ist seine Rolle im Haushalt der Natur zugeteilt! Ohne ihn würde bei vielen Pflanzen

die Befruchtung, die Samenbildung sich nicht vollziehen können. Lange hat es gewährt, bis die Naturforscher dies herausfanden. Kein Wesen ist unnütz — und ein Mensch, der höchstorganisierten Wesen eins, sollte es sein?“

Unwillkürlich überkam ihn eine weichere Stimmung, ein religiöseres Denken. „Töten will ich ihn“, sagte er sich. „Habe ich das Recht, ein Menschenleben zu vernichten? Ein Geschöpf Gottes, das er so werden ließ, wie er es gewollt, das so handeln mußte, wie es seiner Individualität entspricht?“

Er bekämpfte diese Regung, die seinen Mut zu lähmen drohte. „Warum sollte ich dieses Recht nicht haben?“ sagte er dumpfgrollend. „Wie ein räuberischer Wolf in die Herde der Bußta ist er eingebrochen in mein häusliches Glück. Wenn der Csikos (Roßhirt) den Wolf sieht, so greift er zum Fokosch (Beilstock) und sucht den Räuber zu erlegen, obwohl es nicht sein Eigentum, nur ihm anvertrautes Gut ist, dem seine Fürsorge gilt. Mir aber hat jener geraubt, was in heiligem, an Gottes Altar geschworenem Eid sich mir zum Eigentum gegeben, das Kostlichste, was ich auf Erden besaß, das, was allein mir das Leben lieb und wert machte — und ich sollte den Räuber nicht vernichten dürfen, der so an mir gefrevelt? Mag dieses Recht mir weigern, wer da will — ich nehme mir es!“

Entschlossen stieß er mit der Scheide des Säbels, der zu seiner Staatsuniform gehörte, auf den Boden, und ein Zug finsternen Troges legte sich wieder über seine Züge. Er wandte sich um und schritt zur Burg zurück.

Unweit derselben begegnete ihm Erzherzog Ernst mit seinem Adjutanten. „Die Angelegenheit, wegen deren ich Sie warten lassen mußte, lieber Baron“, rief er ihm entgegen, „hat sich rascher erledigt, als ich dachte. Da ich hörte, daß Sie hier hinausgegangen seien, bin ich Ihnen gefolgt, um Sie nicht noch länger warten zu lassen.“

„Zu gütig, Kaiserliche Hoheit!“ erwiderte Barhely, sich ernst verneigend. „Aber ich möchte Kaiserliche Hoheit

bitten, mir in einer für mich sehr wichtigen Angelegenheit Gehör unter vier Augen gewähren zu wollen!"

Dem Erzherzog war diese Wendung nicht angenehm; er zweifelte keinen Augenblick, daß Flona hier die Hand im Spiele habe. Aber er konnte dem verdienten Beamten die von diesem gestellte Bitte nicht abschlagen.

"Gehen Sie immer voraus, lieber Palffy", wandte er sich an seinen Adjutanten, "ich komme dann nach!"

Als jener verschwunden war, wandte er sich wieder zu Barbely. "Nun, welches Staatsgeheimnis wollen Sie mir anvertrauen?" frug er in leichtem Tone.

"Kein Staatsgeheimnis, Kaiserliche Hoheit. Es handelt sich, wie ich vorhin zu bemerken die Ehre hatte, nur um eine Privatangelegenheit. Meine Frau hat mir alles gestanden!"

Auf eine so brüste Eröffnung war der Erzherzog doch nicht gefaßt. Er zuckte ein wenig zusammen, und sein Säbel, auf dessen Griff er die Hand gestützt hatte, klirrte leise.

"Alles?" frug er nach einer kleinen Pause.

"Alles! Kaiserliche Hoheit werden es gerechtfertigt finden, daß ich als Ungar von altem Adel bitten muß, mir mit der Waffe in der Hand Genugthuung für den mir angethanen Schimpf zu gewähren."

"Sie sind in Ihrem Rechte", sagte der Erzherzog ernst. "Ich kann und werde Ihnen die geforderte Genugthuung nicht vorenthalten. Machen Sie alles mit Palffy ab; er wird auch für einen Sekundanten sorgen, den zu finden Ihnen sonst Schwierigkeiten bereiten dürfte. Ich werde ihm Auftrag geben, allen Wünschen, die Sie in Bezug auf diese Angelegenheit äußern sollten, nachzukommen. Genügt Ihnen das?"

"Ich bin Kaiserlicher Hoheit sehr dankbar für dieses Entgegenkommen und bedauere nur, daß ich mich schwerlich noch für dasselbe so dankbar werde zeigen können, als ich es möchte."

"Ich hoffe, daß diese leider unvermeidliche Affaire

einen besseren Verlauf nehme, als Sie zu vermuten scheinen, lieber Barhely . . .“

Der Erzherzog zögerte; er schien noch etwas hinzuzufügen zu wollen, aber Bedenken zu hegen. Er überwand dieselben.

„Wie es aber auch kommen möge“, fuhr er fort, „nehmen Sie die Versicherung, daß das, was geschehen ist, mir herzlich leid thut, und daß ich viel darum gäbe, es ungeschehen machen zu können. Ich weiß, daß Sie mich nicht mißverstehen, meinen Worten nicht einen anderen Beweggrund unterlegen werden. Was ich soeben gesprochen, mußte ich Ihnen sagen, es war mir nicht anders möglich!“

„Ich danke Eurer Kaiserlichen Hoheit aufrichtig dafür“, rief Barhely, die ihm dargebotene Hand des Erzherzogs ergreifend. Einen Augenblick standen beide Auge in Auge einander gegenüber, dann wandte der Erzherzog sich raschen Schrittes zum Gehen. Barhely folgte ihm langsam.

In seiner Seele kämpften zwei Gefühle miteinander. Hatte vorher, wenigstens zeitweise, Rachedurst ihn beseelt, so war derselbe jetzt völlig verschwunden, und an seine Stelle die Ueberzeugung getreten, daß der Erzherzog weniger schuldig sei, als es den Anschein gehabt hatte. Diese Ueberzeugung drängte sich ihm auf, allein sie vermochte nicht, die andere zu erschüttern, daß seine Ehre ihm ein Zurückweichen von der nun einmal betretenen Bahn unmöglich mache. Von ihr durchdrungen, wandte er sich, wie der Erzherzog ihn angewiesen hatte, an den Adjutanten desselben, den Grafen Palffy.

„Aber ein solches Duell ist ja ganz unmöglich!“ rief dieser, als er vernommen hatte, um was es sich handle. „Sie können doch nicht im Ernst daran denken, die Waffe auf die Brust Seiner Kaiserlichen Hoheit richten zu wollen!“

„Wenn Kaiserliche Hoheit selbst dies gerechtfertigt findet, warum nicht?“

„Aber das ist ja purer Wahnsinn! Kommen Sie,

Barhely, seien Sie vernünftig, Sie müssen doch einsehen, daß das nicht angeht?"

"Durchaus nicht!"

"Nie und nimmer werde ich meine Hand zu solch' einem Akte bieten!"

"Kaiserliche Hoheit haben es befohlen!"

"Gleichviel! Mag er mich meinetwegen in Arrest bringen wegen Insubordination — diesem Befehl gehorche ich nicht!"

"So werde ich einen Anderen suchen und finden!"

"Es dürfte Ihnen schwer fallen, Herr Baron! Niemand wird Ihr Sekundant gegen einen solchen Gegner sein wollen! Geben Sie es auf!"

"Unmöglich!"

"Was wollen Sie thun? Ohne Sekundanten können Sie sich nicht schlagen!"

"So werde ich den Fall dem Erzherzog selbst unterbreiten. Ritterlich, wie er ist, wird er dafür Sorge tragen, daß es mir möglich werde, die Genugthuung zu erlangen, deren Berechtigung er mir selbst zugestand."

"Es muß Ihnen immerhin peinlich sein, sich in dieser Angelegenheit nochmals an ihn zu wenden. Ich will Ihnen etwas sagen, lieber Baron: ich bin vielleicht vorhin etwas zu hastig gewesen, als ich so strikte ablehnte, dem Willen des Erzherzogs Folge zu leisten. Aber Ihre Eröffnung kam mir so unerwartet, der Fall ist ein so außerordentlicher, daß meine Uebereilung entschuldbar erscheint. Lassen Sie mir Zeit, mir die Sache noch einmal reiflich zu überlegen!"

"Bis wann?"

"Ich werde Ihnen mitteilen, was meiner unmaßgeblichen Ansicht nach das beste ist, sobald ich mit mir selbst darüber ins Reine gekommen sein werde, jedenfalls im Laufe des morgenden Tages; der heutige zählt ja kaum noch."

"Sagen wir: im Laufe des Vormittags! Bis Mittag erwarte ich Nachricht von Ihnen!"

„Gut! Sei es drum! Eigentlich brauchten Sie wirklich nicht so zu drängen — wenn Sie Ihr Heil wo anders versuchten, würden Sie sich einen Refus nach dem andern holen und schließlich doch zu mir zurückzukehren genötigt sein.“

„Oder zum Erzherzog!“ Der Baron konnte sich der Ueberzeugung dessen, was Balfry sagte, nicht verschließen. „Also bis morgen Mittag bestimmt!“

Er ging und ließ den jungen Adjutanten in schweren Sorgen zurück. „Da ist mir eine Verantwortung auf den Hals gefallen“, sagte dieser zu sich selbst, als er ebenfalls der Burg zuschritt, an deren Thor Barhely ihn getroffen hatte, „an die ich nie gedacht hatte. Die Sache muß arrangiert werden, das unterliegt keinem Zweifel. Aber wie? Hätte ich nur Zeit, darüber nachzudenken! Aber der Erzherzog wird mich fragen, welche Abmachungen ich mit Barhely getroffen habe; was soll ich ihm sagen? Ersährt er, daß ich abgelehnt habe, so kann sich ein nettes Donnerwetter auf meinen Kopf entladen. Schlimmer aber wäre noch, daß er dann einen anderen an meiner Stelle beauftragen würde, die notwendigen Einleitungen zu treffen, möglicherweise jemanden, der, sich mit dem ihm gewordenen Befehl deckend, das Duell zu stande brächte! Könnte man noch auf Barhely einwirken, daß die ganze Sache nur zum Schein stattfände, dann ginge es noch an, aber daran ist bei dem tollköpfigen alten Burschen ja garnicht zu denken!

Vor allen Dingen heißt es: Zeit gewinnen! Ich darf dem Erzherzog jetzt nicht begegnen, mich jetzt nicht von ihm ausfragen lassen! Ich muß nach der Stadt; bleibe ich hier oben, so läßt er mich holen!“

Er wandte sich den Weg nach Pesth hinab, im eiligen Hinschreiten seinen Monolog fortsetzend.

„Ob ich mich an Frau von Gzendhely wende? Sie wäre wohl am ersten dazu im stande, den Erzherzog zu einer Aenderung seines Entschlusses zu bestimmen. Aber was würde er sagen, wenn er von diesem Schritt erführe! Ich kenne sie nicht näher, es ist zweifelhaft, ob sie mich,

empfangen würde, zweifelhafter noch, ob sie sich entschließen könnte, so, wie es geschehen müßte, auf den Erzherzog einzuwirken! Leicht würde er nicht nachgeben — wie weit ihr Einfluß auf ihn sich erstreckt, weiß ich auch nicht; was man in den letzten Tagen über seine Beziehungen zu ihr, seine Besuche in ihrem Hause hörte, ist Klatsch, der leicht aus einer Mücke einen Elephanten macht — nein, der Erfolg wäre ein zu ungewisser!

Wären wir in Wien, ich ginge sofort zu Seiner Majestät; sein Machtgebot würde dem Erzherzog die Ausführung seiner Idee, diesem Barbely Genugthuung geben zu wollen, unmöglich machen. Na, wären wir in Wien!

Aber wir sind hier in Budapest, und da ist die Sache nicht so einfach, da muß der arme Palffy Mittel und Wege finden, dieses Duell zu vereiteln. Vielleicht ginge es durch die Baronin? Sie ist freilich in Ungnade gefallen bei dem Erzherzog, allein auf ihren Gatten hatte sie stets einen nahezu unbegrenzten Einfluß, er stand vollständig unter ihrem Pantoffel — sie wird es gewesen sein, die ihm diese Idee eingeflößt hat, um sich zu rächen an dem Ungetreuen, sie allein kann ihren Gatten dazu bestimmen, von seiner Forderung zurückzutreten. Freilich, es wird schwer halten, sie dazu zu vermögen, aber den Versuch kann man immerhin machen. Auf diese Weise bietet er noch am meisten Aussicht auf Gelingen!“

Rasch vorwärtsschreitend, war er bald vor dem Hause Barbelys angelangt. Ein rascher Blick überzeugte ihn, daß nur wenige Fenster der Front erleuchtet waren. „Ich darf hoffen, sie allein zu Hause zu treffen!“ flüsterte er, als er die teppichbelegte Treppe hinaufstieg.

„Ist die Frau Baronin zu sprechen?“ frug er den ihm öffnenden Janos.

„Gnädige Frau sind leidend, Herr Graf!“

„Melde mich immerhin und sage, daß es sich um eine sehr wichtige Angelegenheit handle!“

Janos führte den Grafen in ein Empfangszimmer

und verschwand hinter der zu den Gemächern der Baronin führenden Thür.

„Graf Palffy? der Adjutant des Erzherzogs?“ frug sie, kaum ihren Ohren trauend.

„Graf Palffy, gnädige Frau Baronin!“ bestätigte der Diener. „Er sagte, daß er in einer sehr wichtigen Angelegenheit komme.“

„Bitte ihn, einen Moment zu warten; ich werde bald erscheinen.“

Janos richtete seinen Auftrag aus, und Palffy hatte Muße, sich zu überlegen, in welcher Weise er seine Bitte vortragen wolle. „An List und Diplomatie“, schloß er diese Ueberlegung, als er das Rauschen des Gewandes der Baronin vernahm, „ist sie mir zweifellos überlegen; es hätte keinen Zweck, ihr eine Komödie vorspielen zu wollen. Am besten ist es, mit soldatischer Offenheit und Geradheit vorzugehen.“

Ilona war nach der Szene mit ihrem Gemahl tief erschüttert gewesen. Sie hatte wohl vorausgesetzt, daß ihre Eröffnungen einen Sturm heraufbeschwören würden, nicht aber, daß die Wirkung eine derartig intensive und nachhaltige sein würde. Als er sie hinausgewiesen, hatte sie sich in ihr Boudoir geflüchtet und sich in demselben eingeriegelt. Zum erstenmal in ihrem Leben empfand sie Furcht vor ihm, vor der Abrechnung, die er mit ihr halten werde. Sie traute sich nicht hinaus; ihr bangte, daß er seine Drohung, sie zu töten, wahr machen werde.

Als nun Janos den Adjutanten des Erzherzogs meldete, wick das Gefühl der Hoffnung, daß letzterer den Bruch mit ihr bereuen, das Verhältnis wieder anzuknüpfen suchen werde. Ein leichter Schimmer von Rot stieg bei diesem Gedanken in ihre bleichen Wangen. Sie fühlte, daß sie unwissentlich die Unwahrheit gesprochen, als sie sagte, daß sie ihn hasse. Freilich, so leicht verzeihen durfte sie ihm nicht, er mußte erst eine Periode ähnlicher Qual durchmachen, wie sie dieselbe durchlebt, wäre es auch nur, um ihn vor der Wiederholung derartiger Escapaden zu warnen.

Mit diesem Gedanken betrat sie den Salon.

„Sie kommen im Auftrage des Erzherzogs?“ lautete ihre erste Frage an Balffy, nachdem sie ihn begrüßt hatte.

„Nein, gnädige Frau, ich komme aus eigenem Antriebe.“

Es war ihr, als krampfe ihr Herz sich zusammen unter dem Griffe einer eiskalten Hand, so schwer traf sie die Enttäuschung, welche seine Worte in ihr hervorriefen. Die ganze Gewandtheit der geschulten Welt dame war ihr nötig, um diese Enttäuschung zu verbergen.

„Aus eigenem Antriebe?“ wiederholte sie langsam, wie staunend.

„Jawohl, Frau Baronin, aber allerdings in einer Sache, welche den Erzherzog betrifft.“

Sie sah ihn prüfend an. Der Gedanke war in ihr aufgetaucht, daß Erzherzog Ernst sich der Vermittelung seines ihm treuergebenen Adjutanten bediene, um im Falle, daß sie seine Wiederannäherung abwies, sich die Beschämung einer Zurückweisung zu ersparen. Man glaubt, man vermutet ja so gern, was man hofft. Aber das hübsche, von der Sonne der Pusta gebräunte Gesicht Balffys hielt diese Prüfung aus, ohne daß es nur mit der Wimper zuckte.

„So nennen Sie mir diese Angelegenheit!“ fuhr sie so kühl fort, als ihr möglich war bei der brennenden Ungeduld, die sie im Herzen spürte.

„Ihr Herr Gemahl hat den Erzherzog zum Zweikampf gefordert!“

„Ah!“ Ein Blitz des Triumphes leuchtete in ihren Augen auf.

„Gnädige Baronin werden einsehen, daß dieser Zweikampf unmöglich ist!“

„Seine Kaiserliche Hoheit wünscht sich demselben zu entziehen?“ Eine leise Nuance der Verachtung klang aus ihrem Ton.

„Ich glaubte, gnädige Frau kennten den Erzherzog zu gut, um dies für möglich zu halten!“ Er konnte einen leisen Unmut nicht verbergen. „Seine Kaiserliche Hoheit

ist Cavalier durch und durch, und nie wird sich ein solcher einer Forderung, im Zweikampf verlangte Genugthuung zu gewähren, entziehen.“

„Dann aber verstehe ich nicht, was ich mit der Sache zu thun haben soll!“

„Gnädige Frau können doch nicht einen Augenblick darüber im Zweifel sein, daß Sie die Ursache dieses Zweikampfes sind!“

„Herr Graf!“

„Was hätte es für Zweck, wenn wir miteinander Verstek spielen wollten? Ihr Herr Gemahl glaubt Ursache zu haben, die Beziehungen, welche zwischen gnädiger Frau und meinem erhabenen Chef bestehen . . .

„Bestanden haben, Herr Graf!“

„Gut, sagen wir: bestanden haben, zum Grund seiner Herausforderung zu machen. Wie weit seine Ansicht berechtigt ist, darüber steht mir eine Ansicht nicht zu. Allein daß dieser Zweikampf nicht stattfinden darf, darüber werden, wenigstens bei ruhiger Ueberlegung, Frau Baronin gewiß mit mir einer Ansicht sein.“

„Durchaus nicht!“

„Bedenken gnädige Frau gar nicht den Skandal, der sich unmittelbar an das Bekanntwerden der Sache knüpfen würde? Nehmen wir den günstigsten Fall an, daß die Affaire unblutig verlaufe, immerhin wird sie zu den gehässigsten Kommentaren Veranlassung geben.“

„Dann nicht, wenn alle Beteiligten Stillschweigen bewahren. Daß dies geschehe, liegt zum mindesten ebensowohl in dem Interesse des Erzherzogs, wie in dem meinigen. Möge er dafür Sorge tragen!“

„Das würde unter solchen Umständen ein vergebliches Bemühen sein. Geben wir uns keinen Illusionen hin, gnädige Baronin. Findet der Zweikampf statt, so entsteht ein Skandal, der nach oben hin äußerst unangenehm berühren, sowohl den Erzherzog als auch die gnädige Frau schwer schädigen würde — letzteres mehr noch als das erstere!“

„Wie das?“

„Aber gnädige Frau wissen doch, wie die Welt über solche Verhältnisse urteilt! Dem Mann wird alles verziehen, der Frau nichts!“

„Ich will gar nicht verkennen, daß das, was Sie da sagen, Herr Graf, bis zu einem gewissen Grade berechtigt ist. Aber ohne Sie in das, was vorgegangen ist, näher einweihen zu können, muß ich Ihnen, damit Sie sich über die Situation nicht täuschen, wenigstens soviel sagen, daß ich mich auf einem Standpunkte befinde, der ein anderer ist, als der, welchen Sie anzunehmen scheinen. Ich bin dahin gelangt oder vielmehr dahin gebracht worden, daß keine Drohung mich mehr schrecken kann, weder die mit einem Scandal, noch irgend eine andere. Mir ist gleichgültig, was geschehen wird!“

„Auch das, was Seine Kaiserliche Hoheit denken wird?“

„Auch das!“

„Ich begreife, daß gnädige Frau in den letzten Stunden viel durchgemacht haben mögen, aber dieser Standpunkt der vollkommenen Resignation ist ein unhaltbarer. Gnädige Frau würden bereuen, ihn festgehalten zu haben, wo es noch möglich war, alles zum Guten zu wenden.“

„Das ist unmöglich!“

„Nicht doch! Ich bin überzeugt, daß Seine Kaiserliche Hoheit immer noch das Bild der gnädigen Frau in seinem Herzen trägt . . .“

„Sie täuschen sich! Es ist durch ein anderes verdrängt!“

„Vielleicht momentan verdunkelt — aber ich, der ich den Erzherzog so genau kenne, vielleicht besser, als er selbst, ich bin fest überzeugt, daß er zu der gnädigen Frau zurückkehren wird!“

Es war dies der letzte Trumpf in seinem Spiel. Gespannt, ohne sich es merken zu lassen, beobachtete er die Wirkung seiner Worte. Er sah, wie sie gegen die süße Hoffnung ankämpfte, die er in ihr zu erwecken bestrebt war, wie diese aber doch mehr und mehr an Boden gewann.

„Ich glaube, Sie täuschen sich!“ sagte sie nach einer Pause des Nachdenkens.

„Nein, ich täusche mich nicht! Ich urteile nach meinem eigenen Empfinden. Hätte ich je das Glück genossen, aus diesen schönen Augen so gütige Blicke zu erhalten, wie sie wohl auf meinem hohen Herrn gewelt haben mögen, nimmer wäre ich imstande gewesen, ihrem Banne zu entfliehen!“

„Aber der Erzherzog hat es gethan!“

„Er wird reuig zurückkehren und schwer genug gestraft sein, um nie wieder die Treue zu vergessen, die er Ihnen schuldet!“

„Und Sie meinen, ich würde ihn dann wieder „in Gnaden aufnehmen“, wie der Vater im Evangelium den verlorenen Sohn? Nein, Graf Balfry, wenn in nichts anderem, darin täuschen Sie sich!“

Sie war aufgesprungen und stand blitzenden Auges vor ihm. „Wenn es möglich wäre, wenn es geschehen könnte, was Sie sagen, wenn der Erzherzog zu mir zurückkehrt — nimmer würden diese Arme sich ihm wieder öffnen, die er verlassen hat, um in diejenigen einer Anderen zu eilen!“

Er benutzte geschickt den Vorteil, der sich ihm bot. „Wenn dies geschähe“, sagte er langsam, „so würde ich es im Interesse meines gnädigen Herrn auf das höchste bedauern . . . aber ich würde es verstehen, daß gnädige Frau den Triumph befriedigter Rache auskosten wollen. Nur warum gnädige Frau zögern, sich ihn zu verschaffen, das verstehe ich nicht!“

„Wie könnte ich das?“

„Wenn gnädige Frau jenen Zweikampf verhindern! Daß es nicht der Erzherzog ist, der ihn ersehnt, das brauche ich wohl nicht hervorzuheben. Seine Ehre verpflichtet ihn, der Forderung Ihres Herrn Gemahls nicht auszuweichen; ein Habsburger darf auch nicht der leisesten Spur eines Zweifels an seinem Mute Raum geben. Aber wenn der Erzherzog den Kampf vermeiden kann, ohne sich bloßzustellen, wird er es gern thun. Kann er im Ernst den

Wunsch hegen, das Leben des Mannes zu vernichten, den er aufs tiefste gekränkt hat? Unmöglich! Er würde seine Kugel in die Luft feuern und Ihrem Herrn Gemahl, den der Wunsch nach Rache beseelt, seine Brust darbieten, als Opfer fallen! Er geht dem drohenden Schicksal mutig entgegen, wie es einem Habsburger geziemt; aber das hindert nicht, daß er sowohl als der gesamte Kaiserliche Hof Derjenigen in höchstem Maße verpflichtet sein würde, die ihn dieser Notwendigkeit enthebt! Wie er sich jener anderen Verpflichtung, sein Leben zum Opfer zu bringen, nicht entziehen würde, so auch dieser nicht!“

Flona dachte nach. Gewiß, wenn es noch einen Weg gab, den Erzherzog zu ihr zurückzuführen, so war es dieser. Und während sie noch die Worte des Adjutanten zu überlegen schien, formte sie bereits einen weiter gehenden, kühnen Plan, mit dessen Gelingen sie die verhaßte Nebenbuhlerin für immer aus dem Felde zu schlagen hoffte.

„Was Sie mir da sagen, lieber Graf“ — zum ersten Mal heute zeigte sie sich ihm freundlicher — „kommt mir so neu, so überraschend, daß ich nicht so rasch zu einem definitiven Entschluß gelangen kann.“

„Ein solcher ist aber nötig!“ verfolgte er, im Innern frohlockend, seinem Sieg.

„Warum?“

„Gnädige Frau wissen doch, daß man die Austragung von Ehrenhändeln nicht auf die lange Bank zu schieben pflegt. Wenn nicht rasch eingegriffen wird, ist es vielleicht zu spät!“

„Aber was soll ich thun?“

„Ihren Herrn Gemahl bestimmen, seine Forderung zurückzuziehen!“

„Er wird es nicht thun wollen!“

„Aber Ihrer Ueberredung weichen!“

„Schwerlich!“

„O, gnädige Frau wissen nur zu gut, wie weit Ihr Einfluß auf ihn sich erstreckt!“

„Das war früher der Fall, jetzt nicht mehr!“

„Man kann ihm ja den Rückzug möglichst erleichtern! Der Erzherzog würde sich gewiß zu einem Wort des Bedauerns bereit finden lassen!“

„Selbst ein solches würde seine Wirkung verfehlen! Nein, ich habe einen anderen Plan!“

„Darf ich ihn erfahren?“

„Nicht jetzt! Er schwebt mir nur erst als dunkle Idee vor, und wenn ich auch hoffe, daß er gelingen wird . . .“

„Ich will nicht indiscret sein, gnädige Frau! Ich kann die Sorge um das, was zu geschehen hat, nicht in bessere Hände legen, als in die Ihren. Ich bin beruhigt, wenn gnädige Frau mir versprechen, alles aufzubieten, um dieses unglückselige Duell zu verhindern!“

„Alles!“ Sie reichte ihm mit einem eigentümlichen Lächeln, das zu dem furchtbar erregten Ausdruck ihres Gesichtes in schneidendem Kontrast stand, die Hand, die er ehrerbietig an seine Lippen zog, um sich dann zu verabschieden.

Kaum war er zur Thür hinaus, so zog sie sich nach ihrem Boudoir zurück, um dort sich hastig zum Ausgehen anzukleiden. Sie wählte ein einfaches Straßenkostüm und befahl Janos, sie nach der Wohnung der Frau von Czendhely zu führen.

Diese war ein wenig überrascht, als ihr die ihr gänzlich unbekanntes Baronin von Barhely gemeldet wurde, zögerte aber nicht, sie zu empfangen, und lud sie freundlich ein, Platz zu nehmen.

Ein bitteres Gefühl besaßte die Baronin, als sie die tadellose Schönheit ihrer Nebenbuhlerin erkannte, die im einfachen Hauskleid ebenso zur Geltung kam, als dies in der glänzendsten Toilette geschehen wäre. Aber sie bemeisterte dasselbe und zwang ein freundliches Lächeln auf ihre Züge.

„Gnädige Frau werden schwerlich den Grund meines Kommens vermuten“, begann sie.

„Ich muß gestehen, daß ich in der That keine Ahnung habe, welchem Umstande ich die Ehre dieses Besuches verdanke.“

„Es handelt sich — um Erzherzog Ernst!“

„Ah!“

„Gnädige Frau wissen wohl nicht, in welcher Gefahr er schwebt?“

„Er ist in Gefahr?“

„In Lebensgefahr!“

„Er ist erkrankt?“

„Nein, er befindet sich in voller Gesundheit! Allein er geht einem Duell entgegen, das ihm möglicher, ja wahrscheinlicher Weise das Leben kosten wird!“

„Um Gotteswillen, wie ist das möglich! Ein Erzherzog duelliert sich?“

„Warum nicht? Der Erzherzog ist Edelmann — wie sein Herausforderer auch!“

„Wer ist dies?“

„Mein Gatte!“

„Ah! Und gnädige Frau kommen zu mir?“

„Weil Sie den Erzherzog retten können!“

„Ich?“

„Ja, Sie! Sie allein — indem Sie mich bestimmen, es zu thun!“

„Das verstehe ich nicht!“

„So hören Sie: der Erzherzog liebte mich — bis er Sie gesehen hat! Ich habe ein Recht auf seine Liebe . . .“

„Ein Recht?“

„Ja, ein festes, unbestrittenes Recht!“

„Worauf gründen Sie es?“

„Ich habe es erkaufte — mit mir selbst! Verstehen Sie mich nun? Dieses Recht will ich und werde ich behaupten bis zum äußersten! Lieber will ich den Erzherzog tot sehen, als in den Armen einer Anderen, in den Ihren!“

„Das ist furchtbar!“

„Sei es darum! Ich bin keine jener sanften Gretchen- naturen, die alles aufopfern für das Glück des Geliebten und beseeligt sind, wenn er ihre Hingebung mit einem gnädigen Lächeln lohnt — mein soll er wieder sein oder sterben! Begreifen Sie nun, was ich von Ihnen verlange?“

„Daß ich . . .“

„Daß Sie auf ihn verzichten!“

„Wie kann ich das? Frau Baronin sind falsch unterrichtet über die Beziehungen, die zwischen dem Erzherzog und mir bestehen. Man kann nur auf das verzichten, was man besitzt — ich habe nie in einem Verhältnis zu dem Erzherzog gestanden!“

„Er hat mich verlassen um Ihre Willen — können Sie das leugnen?“

„Ich habe nichts zu leugnen!“ erwiderte Frau von Czendhely stolz. „Was ich Ihnen sagte, ist die Wahrheit, die reine Wahrheit — was für Verhältnisse anderer Art, als das meinige zu ihm, der Erzherzog hat, darum habe ich mich nie bekümmert und gedenke es auch in Zukunft nicht zu thun!“

„So lehnen Sie den Verzicht ab, den ich von Ihnen fordere?“

„Ich wiederhole Ihnen, daß ich nicht auf etwas verzichten kann, was ich nicht besitze noch je besaß!“

„Streiten wir nicht um Worte! Findet das Duell statt, so ist der Erzherzog verloren. Er wird, er kann nicht als Sieger aus demselben hervorgehen. Seine ritterliche Gesinnung verbietet ihm, den zu töten, dem nur die durch ihn erlittene Kränkung die Waffe in die Hand gezwungen — mein Gatte aber, der tödtlich Beleidigte, wird seiner nicht schonen!“

„Und gnädige Frau sind imstande, diesen Zweikampf zu verhindern?“

„Ich bin es!“

„Auf welche Weise?“

„Ich bedauere, Ihnen dies nicht sagen zu können. Aber ich vermag es, und ich werde es thun, koste es mich, was es wolle, jedoch nur unter der Bedingung, daß Sie mir den Erzherzog überlassen!“

„So sehr lieben Sie ihn?“

„Vielleicht! Doch das hat nichts mit der Frage zu thun, die ich wiederholt an Sie richte: Wollen Sie jeden

Verkehr mit dem Erzherzog abbrechen? Wollen Sie mir das schwören?“

„Lassen Sie mir Zeit zur Ueberlegung, Frau Baronin!“

„Unmöglich! Jeder Moment ist kostbar! Morgen schon soll der Zweikampf stattfinden!“

Frau von Czendhely war tief bewegt. Erst in diesem Augenblick empfand sie wohl, wie nahe der Erzherzog schon ihrem Herzen getreten war. Ihr Edelmut gebot ihr den Verzicht — sie zögerte nicht, der Stimme ihres Innern zu folgen.

„Ich will es thun“, sprach sie leise, mühsam ihre Rührung bekämpfend, „wenn Sie mir gestatten, in einem letzten Zusammensein mit ihm den Grund ihm zu erläutern, der mich zwinget, von ihm zu scheiden! Natürlich gilt dieses Versprechen nur für den Fall, daß es Ihnen wirklich gelingt, den Zweikampf zu verhindern.“

„Es sei!“ sprach die Baronin nach kurzem Besinnen in der Befürchtung, durch Versagen dieses billigen Wunsches alles zu gefährden. „Daß mir dies gelungen ist, davon werden Sie morgen früh Nachricht erhalten. Also Sie leisten mir das von mir verlangte Versprechen?“

„Ich leiste es!“ Eine eiskalte Hand legte sich in die dargestreckte der Baronin. Fast empfand diese Mitleid mit der, über welche sie so rasch den Sieg davongetragen hatte, aber ein Blick auf das schöne Antlig der ihr Gegenüberstehenden ließ diese Stimme des Mitleids sofort wieder verstummen. Sie ging, Frau von Czendhely, die Niemand hatte, dem sie sich anvertrauen, dem sie ihr übervolles Herz ausschütten konnte, in einem der Betäubung ähnelndem Zustande zurücklassend. Das kümmerte sie nicht; sie schaute nur vorwärts. Ihre Aufgabe war erst zur Hälfte gelöst; der andere, schwierigere Teil derselben stand ihr noch bevor.

Raum nahm sie sich, zu Hause angekommen, die Zeit, Hut und Schirm abzulegen, dann schritt sie dem Zimmer ihres Gatten zu. Sie versuchte, es zu öffnen — es war verschlossen. Ein jäher Schreck durchzuckte sie. Sollte er das Haus verlassen haben? Vielleicht in der Absicht, vor

dem Duell nicht mehr in dasselbe zurückzukehren? Aber nein, durch eine schmale Spalte in der Thür drang ein Lichtstrahl — er mußte im Zimmer sein. Sie sah durch das Schlüsselloch — er saß an seinem Schreibtisch, eifrig mit einer Arbeit beschäftigt. Was konnte es sein, das ihn vor einem so verhängnisvollen Schritt noch derart in Anspruch nahm, daß er sogar das Geräusch überhörte, das sie bei ihrem Versuch, die Thür zu öffnen, veranlaßt hatte?

War er vielleicht an einer Aenderung seines Testaments thätig? Sie wußte, daß er ein solches, welches sie und die eventuell der Ehe entspringenden Kinder zu gleichen Teilen zu Universalerben einsetzte, unmittelbar nach der Hochzeit verfaßt hatte. Der Gedanke lag sehr nahe, daß er jetzt nicht willens war, es aufrecht zu erhalten. Ein Grund mehr für sie, einzuschreiten! Wenn sie noch Zeit behielt, ehe es in Kraft trat, hoffte sie ihn umzustimmen.

Sie klopfte.

„Wer ist da?“ frug er, die Feder ruhen lassend.

„Ich — deine Gattin.“

Er erhob sich langsam, um zu öffnen. „Was willst du?“ frug er, als sie eingetreten war.

„Ich habe mit dir zu reden.“

„Wenn du auf das zurückkommen willst, was du heute mir eingestanden, so ist es besser, den Versuch zu unterlassen“, sagte er düster. „Ich habe die Konsequenzen daraus gezogen, und sie sind unabänderlich.“

„Du willst einen Zweikampf mit dem Erzherzog?“

„Ja!“

„Aber das ist unmöglich!“

„So wenig unmöglich, daß dieser Zweikampf morgen stattfinden wird.“

„Es darf nicht sein!“

„Du bangst für deinen Buhlen? Zu spät!“

„Wer sagt dir, daß ich für ihn bange?“

„Warum sonst könntest du diesen Zweikampf zu hindern suchen?“

„Ich könnte dir sagen, daß es um deinetwillen ge-

schehe, und ich würde damit nicht soweit von der Wahrheit abweichen!“

Ein unsäglich hohnvoller Zug erschien auf seinem Antlitz.

„Ich hoffe, daß du zu deinen sonstigen Tugenden nicht noch die Heuchelei fügen wirst“, sagte er langsam. „Es wäre unnötig, allerdings auch gefahrlos, denn du kannst in meiner Achtung nicht tiefer sinken, als es schon geschehen ist!“

Sie biß sich auf die Lippen, ein Blic des Hasses flammte in ihrem Auge auf.

„Es liegt mir fern, zu heucheln!“ sagte sie, „daß ich nach der Art und Weise, wie du mich heute behandelt hast und jetzt zu behandeln fortfährst, keine Liebe mehr zu dir empfinden kann, ist nur natürlich. Aber wenn ich dann sage, daß ich um deinetwillen die Folgen eines Schrittes fürchte, wie du ihn beabsichtigst, ist richtig, umso richtiger, als diese Folgen mich ebenfalls treffen.“

„Ah, deshalb!“

„Nimm an, daß es nur deshalb sei, es gilt mir gleichviel. Aber das will und muß ich dir noch sagen, daß der Erzherzog nicht so schuldig ist, als es scheint. Die Schuld trage ich!“

„Ah! Und du wagst es, auch das noch schamlos zu bekennen?“

„Es ist meine Pflicht!“

Wieder erschien jener hohnvoller Zug um seinen Mund.

„Pflicht! Also giebt es für dich eine Pflicht, die du anerkennst, nachdem du die heiligste aller Pflichten mit Füßen getreten hast? Wunderbar!“

Wieder leuchtete jener feindliche Blick in ihrem Auge auf. Er gab sich nicht die Mühe, es zu bemerken. Sie schien heftig entgegen zu wollen, allein sie bezwang sich.

„Deine Karriere ist vernichtet, sie, auf die du so außerordentlich viel Wert legtest, daß du deiner Häuslichkeit die Stunden entzogest, die dir, wenn du sie in ihr zugebracht

hättest, die Augen geöffnet hätten, als es noch Zeit war. Was soll denn aus dir und mir werden?"

"Wir werden beide zusammen eine Reise antreten, eine große Reise!"

"Was meinst du damit?" frug sie, bei dem seltsamen Ton seiner Stimme von einer unbestimmten Bangigkeit ergriffen.

"Siehst du dieses Fläschchen?" Er wies auf seinen Schreibtisch, auf dem ein Fläschchen stand, dessen Etikette einen Totenkopf mit zwei darüber gekreuzten Knochen aufwies. "Das ist unser Reisebillet!"

"Gift!"

"Wie häßlich das klingt! Beinahe so häßlich wie das Wort „Ghebruch!“ Das ist auch ein recht schlimmes Wort, nicht wahr? Siehst du, wenn einem eine Gegend verleidet ist, so reißt man eben fort, und wenn einem das Leben verleidet ist, so reißt man auch! Mir ist es verleidet! Aber ich will nicht allein reisen, ich will Gesellschaft haben, die angenehme Gesellschaft meiner schönen Gattin! Es ist ja schade, wenn dieser reizende Leib keinen Mann mehr entzücken und verführen kann, wenn nur noch ekle Würmer an ihm sich delectieren, aber es geht nicht anders! Wirklich, es geht nicht!"

"Du bist wahnsinnig!" bebte es von ihren Lippen.

"Da magst du nicht so unrecht haben! Und wenn ich es bin, wer hat mich dazu gemacht? Du! Du siehst wohl ein, daß ich dich nicht hier zurücklassen kann, du könntest sonst noch mehr Unheil stiften mit deiner verfluchten Schönheit! Nein, nein, du mußt mit, Püppchen, wenn dir auch ein wenig graut vor dieser Reise! Es ist ja nur ein Augenblick, und dann — ja, dann drängt kein Erzherzog sich mehr zwischen uns! Bist ihm dann zu kalt, Liebchen, für sein glühendes Herz, zu steif sind dann die Glieder, die so geschmeidig und anmutig sich bewegten, und gar, puh, der häßliche Geruch! Nach Verwesung! Er hat keine feine Nase, der gute Erzherzog, sonst hätte er schon lange den Verwesungsgeruch wahrnehmen können, den deine Seele

ausströmt! Denn sie ist tot, längst tot! Aber dann wird er dich nicht mehr mögen, niemand wird dich mehr mögen, niemand! Traurig, nicht wahr?“

Mit weit aufgerissenen Augen schaute sie auf ihn. Nie bisher hatte sie ihn so oder auch nur ähnlich gesehen. Sie begriff, daß ihr Leben in ernster Gefahr schwebte. Hatte er den Entschluß gefaßt, sie zu töten, woran zu zweifeln kaum noch möglich war, so lag es durchaus nicht im Bereich der Unmöglichkeit, daß er die Ausführung dieses Entschlusses beschleunigte. Was konnte sie thun, wenn er sie jetzt zwang, das Gift zu trinken? Um Hülfe rufen? Bis jemand erschien zu dieser späten Stunde, konnte er längst es ihr gewaltsam eingeflößt oder eine der Pistolen aus dem sie bergenden Kasten, den er auf den Tisch gestellt hatte, genommen und auf sie abgefeuert haben. Kalter Schweiß rieselte ihr von der Stirn — war der Tod ihr wirklich so nahe?

Er betrachtete sie mit kaltem, mitleidslosem Blick, wie der Professor das Tier, das er einer Vivisektion unterzieht. „Die Aussicht auf die Reise scheint dir kein besonderes Vergnügen zu bereiten“, sagte er. „Und du reisest doch sonst so gern! Vielleicht würdest du sie lieber ohne meine Gesellschaft antreten? Thut mir leid, aber ich kann dich von derselben nicht entbinden. Mußt diesmal schon vorlieb nehmen mit deinem alten Ehegemahl statt des jungen, feurigen Erzherzogs — es geht nicht anders! Aber vielleicht gelingt es mir, meine Kugel den Weg zu seinem Herzen finden zu lassen, zu seinem guten, großen Herzen, in dem soviel Platz für schöne junge Frauen ist, vielleicht gelingt es mir, und dann hast du gleich noch einen Reisegefährten, den, der dir am liebsten ist! He, was meinst du dazu?“

Sie antwortete nicht; von Grauen überwältigt, selbst wie geistesabwesend, starrte sie dahin.

Er trat auf sie zu und faßte sie hart am Arm. „Antworte!“ rief er in befehlendem Ton.

Sie versuchte sich loszureißen, aber er hielt sie mit einer Kraft fest, die man ihm nicht zugetraut hätte.

„Was soll ich dir antworten?“ frug sie, scheu den Blick seiner glühenden Augen meidend.

„Ob es dir nicht Vergnügen machen wird, in seiner Gesellschaft zur Hölle zu fahren?“

„Jedenfalls lieber als in der deinigen!“

Sie konnte es nicht unterdrücken, dieses Wort, und wenn es ihr das Leben kosten sollte. Aber weit entfernt, sich durch dasselbe beleidigt zu fühlen, lachte er laut auf.

„So recht, mein Püppchen! Jetzt fängst du an, ehrlich zu werden! Schade, daß es schon zu spät ist! Es wäre ein ganz interessantes Experiment gewesen, zu sehen, wie weit du es mit der Ehrlichkeit gebracht hättest! Ich fürchte, du wärest bald umgekehrt — sie läuft deiner Natur gar zu sehr zuwider. Wer so durch und durch falsch und verlogen ist, wie du, der lernt nimmermehr, ehrlich zu sein!“

Er hatte sie los gelassen und war wieder an seinen Schreibtisch getreten, aber ihr Arm schmerzte sie noch heftig von seinem rauen Griff. Sie wäre am liebsten entflohen, in ihr Boudoir zurückgekehrt, aber sie wagte es nicht, denn er hielt seine Augen unablässig auf sie gerichtet, jede ihrer Bewegungen bewachend.

„Es ist wohl unmöglich“, begann sie mit einer Stimme, der sie vergeblich Festigkeit zu verleihen suchte, „in dem Zustande der Erregung, in dem du dich jetzt befindest, eine Angelegenheit ruhig und vernünftig mit dir zu besprechen. Gestatte daher, daß ich mich zurückziehe und dieses Gespräch erst wieder aufnehme, wenn du ruhiger geworden sein wirst.“

„O nein, das kann ich leider nicht gestatten“, antwortete er rasch, „jetzt nicht, nachdem ich dir mitgeteilt habe, welches Schicksal dich erwartet. Ich fürchte, du würdest dich jener Reise entziehen wollen, die ich mit dir gemeinschaftlich zu machen mir nun einmal vorgenommen habe. Bis dies geschieht, werde ich mich nur so lange deiner teuren Gegenwart berauben, als dies zu meinem Rencontre mit dem Erzherzog unbedingt nötig ist, und

dafür Sorge tragen, daß während desselben dir die Möglichkeit zur Flucht benommen ist.“

„Du willst mich hinschlachten, ohne daß ich noch Zeit und Gelegenheit habe, Abschied zu nehmen vom Leben?“

„Vom Erzherzog, willst du wohl sagen? Ja, diesen Abschied kann ich dir allerdings nicht gewähren. Du würdest sicherlich mir einen Strich durch die Rechnung zu machen suchen. Nein, diese Hoffnung laß nur ruhig fahren. Du bist dem Tode verfallen, Weib, dem Tode, den du in reicherm Maße verdient hast, als mancher, der mit dem Strange hingerichtet wurde, weil er in einem Augenblick des Jähzorns seine Hand mit Menschenblut besleckte — du bist dem Tode verfallen, sage ich, und nichts soll dich ihm entreißen!“

Der harte, erbarmungslose Ton seiner Stimme weckte eine furchtbare Angst in ihrem Herzen. Sie warf sich zu seinen Füßen nieder.

„Ich kann nicht sterben, so jung schon sterben!“ rief sie verzweifelnd. „Hast du denn gar kein Mitleid mit mir? Ich habe gefehlt, schwer gefehlt gegen dich, ich sehe es ein, ich bereue es — laß es mich nicht so schwer, nicht so furchtbar büßen!“

„Deine Reue kommt zu spät!“ gab er finsternen Blickes zur Antwort. „Sie ist nicht wahr, nicht echt, nur die Furcht vor dem Tode preßt sie dir aus. Wenn ich thöricht genug wäre, zum zweiten Mal deinen heuchlerischen Worten Glauben zu schenken, wie bald würdest du wiederum mich hintergehen, über den leichtgläubigen Thoren lachen, der trotz seiner schlimmen Erfahrungen sich nochmals von dir täuschen ließ! Nein, die Buße, die ich dir auferlege und die deiner Schuld angemessen ist, mußt du zahlen — nichts kann dich von derselben befreien! Du bist dem Tode verfallen, du mußt sterben!“

„Wenn dies der Fall ist“, rief sie, bis auf das äußerste gebracht, „warum dann das Entsetzliche aufschieben? Warum mordest du mich nicht gleich?“

„Du vergiffest, daß ich erst noch jenen Strauß mit

dem Erzherzog auszufechten habe“, erwiderte er, „der ihn hoffentlich zu unserem Reisegefährten macht! Du siehst, wie ich für dich besorgt bin!“

„Töte mich und laß ihn leben! Dann bist du sicher, daß deine Ehre nicht wieder befleckt wird!“

„So sehr liebst du ihn?“

„Ja, so sehr liebe ich ihn, daß ich bereit bin, zu sterben, wenn ich sein Leben damit retten kann!“

„Du bist bereit?“

„Ich bin es!“

„So leere dieses Giftfläschchen!“

Er reichte ihr die kleine Phiole. Mit zitternder Hand griff sie nach dem Behältnis und erfaßte es. Sie wollte es entforcken, es war ihr, für den Moment wenigstens, Ernst mit dem gewesen, was sie gesagt hatte, allein ihre bebenden Finger vermochten nicht, den ziemlich fest in der Mündung des Fläschchens sitzenden Glasstöpsel zu entfernen.

„Trink!“ rief er gebieterisch.

„Ich kann nicht!“ Ihre Kraft war nahezu erschöpft, nur mit Mühe vermochte sie sich auf den Füßen zu halten. Er sah es wohl, aber er glaubte, daß sie aus Feigheit zaudere, daß sie eine Schwäche heuchele, die in Wirklichkeit ihr fremd sei.

„Trink!“ wiederholte er in noch rauherem, noch drohenderem Tone, mit flammendem Auge auf sie zutretend.

Eine unbefiegbare Angst erfaßte sie wieder. Mit einer letzten Kraftanstrengung floh sie, da er sich zwischen ihr und dem Ausgang zum Korridor befand, nach einem seitlich von seinem Zimmer liegenden, kleinen Kabinet, schob den Riegel vor die Thür und sank dann, zum Tode erschöpft, auf den Divan nieder.

Er rüttelte an der Thür; als er sie verschlossen fand, lachte er grimmig auf. „Du kannst mir nicht entgehen,“ rief er, „deine Feigheit verlängert nur deine Todesqual!“

Dann hörte sie seinen Tritt von der Thür sich entfernen und wieder seinem Schreibtisch sich zuwenden. Ihr

vergingen, als sie sich in augenblicklicher Sicherheit wußte, die Sinne; matt sank ihr schönes Haupt auf die Kissen des Divans nieder.

Stunden vergingen. Wie lange sie so in einem Zustande erst vollständiger, dann halber Betäubung gelegen haben mochte, wußte sie nicht. Erst ganz allmählig kehrte ihr die Besinnung wieder, wurde sie sich der entsetzlichen Gefahr bewußt, in der sie schwebte.

Sterben! So jung, so schön, so lebenslustig — und sterben! Hinabsteigen in die dunkle Erde, auf immer Abschied nehmen vom hellen, belebenden Sonnenlicht, von der Welt, die ihr nie so schön, so reizvoll erschienen war, als jetzt, da sie auf immer sie verlassen sollte!

Nein! Sie konnte, sie wollte nicht sterben! Jetzt nicht! Nur jetzt nicht!

Aber was thun, um sich zu retten?

Die Fenster öffnen, um Hilfe rufen?

Ehe solche erscheinen konnte, würde ihr unerbittlicher Wächter und Richter sie in dieser oder jener Weise dem Tode überliefert haben. Die Thür des Kabinetts war nur schwach; hätte er sie gewaltsam öffnen wollen, würde sie ihm nicht lange Widerstand geleistet haben. Warum er es nicht gethan? Seine Worte zeigten es ja; er wollte, daß sie noch länger die Todesqual in der Furcht vor dem Tode erleide!

Vielleicht konnte sie, wenn sie leise den Riegel der Thür öffnete, rasch durch sein Zimmer flüchtend zur Ausgangsthür gelangen, nach ihren Zimmern sich retten, von denen aus sie stets die Dienerschaft herbeirufen konnte, sie vor dem Wütenden zu schützen. Wenn er, wie sie vermutete, sich wieder an seinem Schreibtisch niedergelassen hatte, mit dem Rücken nach der Ausgangsthür hin sitzend, so bot dieser Plan in der That Aussicht auf Erfolg.

Sie bückte sich, sie spähte durch das Schlüsseloch.

Er saß in der That am Schreibtisch, den linken Arm auf denselben gelegt und auf diesen das Haupt, den rechten schlaff niederhängend. Schlieft er? Hatte nach der außer-

ordentlichen Nervenerregung, deren Beute er geworden war, eine Reaktion ihr Recht geltend gemacht, den Widerstand, den er ihr entgegensetzt, überwältigt? Es schien so!

Um sich zu vergewissern, stieß sie ein wenig mit dem Fuß gegen die Thür — er rührte sich nicht. Sie hustete — wieder keine Bewegung! Sie schob leise den Riegel zurück und schlich auf den Fußspitzen in sein Gemach — noch immer blieb er regungslos.

Eben erst war ihr heißestes Sehnen gewesen, ihm entfliehen zu können, und jetzt, da ihr der Weg zur Flucht offen stand, war die Begier, zu wissen, ob ihr Gatte wirklich schlafe, fest schlafe, so mächtig in ihr, daß sie dem Wunsche, sich zu überzeugen, nicht widerstehen konnte. Sie machte einige Schritte auf ihn zu. Sie sah eine Weinflasche neben ihm stehen, die bisher von seiner Gestalt verdeckt worden war, daneben ein zur Hälfte geleertes Glas. Er hatte wohl, Erschlaffung seiner so lange auf das äußerste angespannten Nerven fühlend, durch einen Trunk Wein sie zu stärken gesucht, und — ein von medizinischer Seite nicht selten konstatiertes Fall — der plötzlich nach raschem Trunk in sein Hirn dringende Alkohol hatte eine momentane Unmachtung desselben herbeigeführt.

Ein Gedanke stieg in ihr auf, der sie erbeben ließ. Wenn es ihr auch momentan gelang, sich zu retten, er würde doch sie aufzufinden wissen und seine Drohung wahr machen, sie hinopfern. Jetzt aber, jetzt oder nie, hatte sie es in der Hand, sich von ihm zu befreien — für immer! Ihre Hand tastete nach dem Giftfläschchen, das sie vorhin mechanisch in der Tasche ihres Kleides geborgen. Das Auge fest auf den Schlummernden gerichtet haltend, bereit, bei der geringsten Bewegung, die er machte, die ein Erwachen anzudeuten schien, zu entfliehen, löste sie behutsam den Stöpsel und ließ einen beträchtlichen Teil des Inhalts in das halbgeleerte Weinglas rinnen. Dann verschloß sie es wieder und barg es nochmals in ihrer Tasche.

Sie hatte nicht weiter überlegt, was sie that, sie war eine impulsive Natur, und wenn ihr auch dunkel die Vor-

stellung vorschwebte, daß sie nur einen Akt der Notwehr begehe, so war doch die Aufregung, in der sie sich befand, eine zu große, als daß sie diesen Gedanken klar auszugestalten vermocht hätte. Als sie ihr Werk vollendet, floh sie geräuschlosen Schrittes aus seinem Zimmer, die Thür desselben leise hinter sich schließend, und eilte in ihr Schlafgemach, das sie hinter sich verschloß und verriegelte. Jetzt erst begann die Vorstellung des Geschehenen in ihrem Geiste klarer sich zu formen.

Sie hatte einen Mord begangen!

Sie schauderte zusammen bei diesem Gedanken, ohne doch eine wirkliche Reue zu empfinden. Zu verderbt, zu egoistisch war ihr Charakter, als daß nicht sofort wieder die Entschuldigung, sie habe es ja thun müssen, um ihr eigenes Leben zu retten, in ihr die Oberhand gewonnen hätte. Nur vor den Folgen bangte ihr.

Alles war totenstill im Hause, alles schlief — nur ihr Auge floh der Schlummer — und er? Hatte er den todbringenden Trank bereits zu sich genommen?

Ein brennendes Verlangen, das zu wissen, überkam sie. Wenn es nicht geschehen, konnte sie es noch verhindern, ihn warnen — allein was würde er dann thun? Sie vielleicht der Polizei überliefern, der Polizei und den Gerichten unter der Anklage des Mordversuchs — doch nein, das würde er nicht thun, um seines Namens willen nicht, den auch sie trug, auf den er so stolz war — aber töten würde er sie, wie er es gedroht, wie er bereits versucht — nein, er mußte sterben, wollte sie leben!

Wie aber, wenn er entdeckte, was geschehen, wenn er den Todesbecher nicht leerte?

Mit peinigender Angst durchzuckte sie dieser Gedanke. Ohne recht zu wissen, was sie that, erhob sie sich, lauschte an der Thür, öffnete sie leise, schlich hinaus auf den Korridor bis zu seinem Zimmer. Er konnte ihre Flucht nicht bemerkt haben, sonst wäre er ihr nachgeeilt. Sie beugte sich nieder zum Schlüsselloch — er saß noch, wie

er gefessen, als sie ihn verließ. Das Glas stand neben ihm, er hatte noch nicht aus demselben getrunken.

Die schlimmste aller Qualen, die der Ungewißheit, was geschehen werde, kam über sie. Wohl hatte sie einen Moment den Gedanken, zu verhindern, daß er sich aus diesem Glase den Tod trinke, aber sie verwarf ihn gleich wieder. Hätte er nicht ihr eigenes Leben bedroht, so entschuldigte sie sich vor sich selber, sie würde nie daran gedacht haben, dem seinigen ein Ende zu bereiten. So aber handelte sie nur in der Nothwehr, sie war es sich selbst schuldig, ihn zu vernichten!

Daß auch die Hoffnung, der Erzherzog werde nun, nachdem es ihr gelungen war, die Rivalin zum Rücktritt zu bewegen, sich wieder zu ihr wenden, ein wesentliches, vielleicht das wesentlichste Element für ihre Entschließung bildete, kam ihr nicht recht zum Bewußtsein. Es giebt nicht nur eine Feigheit im Handeln, sondern auch eine Feigheit im Denken. Beide sind grundverschieden von einander. Der eine hegt die kühnsten Ideen, und wenn er an die Ausführung derselben schreiten soll, fehlt ihm der nötige Mut. Der andere begeht, wie von einer unsichtbaren und ihm selbst unbewußten Triebkraft bewegt, nicht nur im Affekt, sondern auch ohne zwingende Beweggründe Handlungen, zu denen er nur durch gewaltsames Unterdrücken der Reflexion fähig ist, vor denen er zurückbebt wäre, hätte er sie objektiv analysirt, hätte er es vermocht, ehrlich gegen sich selbst zu sein. Die Feigheit im Handeln findet sich häufiger bei Männern, die Feigheit im Denken häufiger bei Frauen. Verwerflich ist die eine wie die andere, gefährlicher die letztere.

In charakteristischer Weise gab Glona sich nicht gern Rechenschaft von den Motiven ihrer Handlungsweise, aber die an das zweite, vielleicht gewichtigere Motiv geknüpften Frage beschäftigte sie, ob Frau von Gendhely auch Wort halten, in der That ihre Beziehungen zu dem Erzherzog lösen werde. Daß sie selbst an ihrer Stelle dies nicht thun, vielmehr nach einem Ausweg suchen werde, sich dem ge-

gebenen Versprechen zu entziehen, sobald der Grund desselben in Wegfall gekommen, die Gefahr für den Erzherzog beseitigt war, darüber war sie nicht im Unklaren. Trotz der auch ihr eigenen natürlichen Neigung, von sich selbst auf andere zu schließen, wurde ihre Zuversicht, daß Frau von Czendheln in umgekehrter Weise handeln werde, nicht erschüttert; zu bedeutend war der Eindruck gewesen, den diese Frau in ihrer schlichten Größe auf sie gemacht hatte. Wohl aber empfand sie ein umso lebhafteres Gefühl der Genugthuung darüber, daß sie diese gefährliche Rivalin listig überwunden hatte, gemischt mit boshafter Freude über das Leid, das sie der bereitet, die es gewagt hatte, mit ihr in die Schranken zu treten, der es gelungen war, den Erzherzog, den Ilona fast als ihr Eigenthum betrachtete, ihr abwendig zu machen.

Bei all' diesen einander kreuzenden Reflexionen unausgesetzt durch das Schlüßelloch ihres Gatten beobachtend, sah sie, daß er, langsam sich in seinen Sessel zurücklehrend, den herabgesunkenen Arm hob, erwachend mit der Hand über die Stirn strich, als suche er, seine Gedanken zu sammeln, daß ein schwerer Atemzug, von einem tiefen Stöhnen begleitet, seine Brust hob. Er mochte wohl von freundlichen Traumbildern umgaukelt worden sein und nur mühsam sich wieder in die so traurige Wirklichkeit hineinfinden.

Langsam erhob er sich von dem Sessel, auf dem er geruht, und ging im Zimmer auf und ab. Sie mußte fürchten, von ihm überrascht zu werden; wenn er plötzlich sich nach der Thür wandte und diese öffnete, blieb ihr keine Zeit zum Entfliehen mehr. Auch wenn er nach dem Kabinett sich wandte, mußte er bemerken, daß sie aus demselben entflohen; es war vorauszusetzen, daß er sie suchen werde.

Trotz aller dieser Befürchtungen rührte sie sich nicht von ihrem Plaze. Das unbezähmbare Verlangen, zu wissen, was geschehen werde, erzeugte in ihr jenen blinden Trotz, der von denen, die seinem Einflusse unterliegen, so gern für Standhaftigkeit, für Mut ausgegeben wird und von

dem wirklichen Mut soweit entfernt ist, daß er nicht einmal als eine Abart desselben angesehen werden kann.

Barhely ging längere Zeit düsteren Blickes im Zimmer auf und ab. Aber allmählig wurde der Ausdruck seiner Züge weicher. „Jlona!“ sprach er leise vor sich hin, so leise, daß nur eben in der Stille der Nacht das Ohr der Lauschenden es vernehmen konnte, „warum hast du mir das gethan! Mir, der ich dich geliebt habe, wie nie ein zweiter Mensch auf Erden dich lieben konnte!“

Er blieb einen Moment stehen, mit der Hand nach dem Herzen greifend, als fühle er dort einen physischen Schmerz, dann setzte er seine Wanderung durch das Zimmer fort.

„Du hast mich gut getroffen“, sprach er wehmütig, „nur zu gut! Wenn ich noch hundert Jahr lebte, nie würde ich diesen Schlag verwinden können. Auch darum ist es besser, wenn ich von der Welt gehe, auf der nur Kummer noch mir bleibt. . . .“

Und du mußt mit mir gehen! Ich darf mich nicht rühren lassen durch deine Jugend, deine Schönheit! Blicbst du zurück, du würdest nochmals den alten Namen beflecken, den ich von meinen Ahnen ererbt, und den rein zu halten des Edelmanns vornehmste Pflicht ist!“

Mit einem Ausdruck unsäglichlicher Traurigkeit sprach er dies, und eine Thräne erglänzte in seinem Auge, ihm unbewußt. Er ahnte nicht, daß er mit diesen Worten sich selbst das Todesurtheil sprach — oder vielmehr es bestätigte, denn sie bekräftigten Jlona in ihrem Vorsatz, auf der von ihr eingeschlagenen Bahn zu verharren.

Atemlos, ohne auch nur durch eine Bewegung ihre Gegenwart zu verraten, des Schmerzes nicht achtend, den ihr das lange Stehen in gebückter Haltung verursachte, schaute sie jetzt zu, wie er wieder an seinen Schreibtisch trat, dessen Lichter fast gänzlich herabgebrannt waren, das halbgeleerte Glas ergriff, mit der andern Hand die Flasche, es voll schenkte, an seine Lippen setzte und mit einem Zuge leerte!

Ein tiefer Atemzug, wie ein Seufzer, drang aus ihrer Brust — er mußte ihn gehört haben, er sah um sich.

„Was war das?“ murmelte er, auf die Thür des Kabinetts zuschreitend, in dem er Zlona wähnte.

Aber er erreichte sie nicht. Er blieb plötzlich stehen und griff mit den Händen vor sich. „Es ist mit einem Male so dunkel“, murmelte er, „so dunkel . . . Eben brannte doch das Licht noch!“

Er machte eine Bewegung, als wolle er nach dem Schreibtisch zurückkehren, seine hohe Gestalt schwankte, er griff nach einem Stuhl, um sich zu halten, aber seine Hand fand die Lehne desselben nicht mehr — mit dumpfem Schläge stürzte er zu Boden.

Jetzt erst öffnete Zlona leise die Thür. Sie sah, wie ein-, zweimal noch eine krampfhafte Bewegung seinen Leib überließ, wie sein Oberkörper sich wild aufbäumte, sie hörte, wie ein qualvolles Stöhnen seinem sich mit leichtem, blutigem Schaum bedeckenden Munde entstieg, sie sah, wie das Auge des Sterbenden mit einem furchtbar drohenden Ausdruck sich auf sie richtete — von einem unbesiegt Entsetzten geschüttelt, floh sie aus dem Zimmer, eilte in ihr Boudoir und barg ihr Haupt in den Kissen ihres Nachlagers. . . .

Als am andern Morgen Janos kam, um seinen Herrn wie gewöhnlich anzukleiden, prallte er entsetzt zurück bei dem Anblick des Toten, dessen weit offenstehende, gebrochene Augen eine stumme Anklage zu bilden schienen. Sobald Janos sich ein wenig von seinem Schrecken erholt hatte, eilte er zu der Kammerfrau, um dieser mitzuteilen, was geschehen war. Auch sie erschraf heftig.

„Ich muß es der gnädigen Frau melden!“ sagte sie.

„Gewiß!“

„Wenn sie nur nicht einen Schaden davonträgt! Es ist doch ein furchtbarer Schlag für sie!“

„Sie müssen es ihr schonend beibringen!“

„Das ist leicht gesagt!“

„Es ist unbedingt nötig. Die gnädige Frau war ohnedem in der letzten Zeit sehr aufgeregter!“

„Um so schwerer wird sie es empfinden! Aber es kann ihr doch nicht verschwiegen bleiben!“

„Unmöglich!“

„Ich will hineingehen!“ sagte die Kammerfrau entschlossen. „Aber bleiben Sie in der Nähe, Janos, man kann nicht wissen, was passiert! Vielleicht müssen Sie einen Arzt holen!“

Sie klopfte an die Thür des Boudoirs. Glona fuhr wild empor.

„Wer ist da?“ frug sie mit seltsam heiser klingender Stimme.

„Ich bin es, die Kammerfrau!“ antwortete diese leise.

„Was wollen Sie?“

„Ich muß der gnädigen Frau etwas sagen! Wollen gnädige Frau Baronin nicht öffnen?“

Jetzt erst wurde Glona gewahr, daß sie sich noch in dem Kostüm befand, das sie am vergangenen Abend zu dem Besuch bei Frau von Czendhely angelegt hatte. Das war verdächtig, sie mußte ihre Toilette wechseln.

„Warten Sie einen Augenblick!“ rief sie, dann entledigte sie sich rasch ihrer Kleidung und schlüpfte in ihr spitzenbesetztes Nachtgewand. Sie kühlte Stirn, Schläfe und die brennenden Augen mit einem in kaltes Wasser getauchten Tuch, schraubte den Docht der Ampel noch ein wenig herunter und schob dann den Riegel der Thür zurück, um sogleich in ihr Bett zu schlüpfen. Bei dem schwachen Licht, das auf dasselbe fiel, durfte sie hoffen, daß die Kammerfrau die Verstörung ihres Antlitzes nicht bemerken werde.

„Der gnädige Herr befindet sich nicht wohl!“ begann diese, sogleich nachdem sie eingetreten war, ihren Bericht.

„Was . . . was fehlt ihm?“ frug Glona, unfähig, das Entsetzte zu beherrschen, das sie bei dieser Mitteilung ergriff. Sie glaubte nicht anders, als sie habe sich getäuscht, indem sie ihn für tot gehalten. Wenn er aber lebte, würde er zaudern, die furchtbare Anklage wegen des versuchten Mordes gegen sie zu erheben? Schwerlich!

Die Kammerfrau, der das bisweilen recht gespannte

Verhältnis zwischen den Ehegatten natürlich kein Geheimnis geblieben war, hatte nicht geglaubt, daß ihre Herrin schon durch die Nachricht von einem bloßen Unwohlsein ihres Gemahls so erregt werden könne. Um so behutsamer meinte sie mit ihren weiteren Mitteilungen vorgehen zu müssen.

„Es scheint, als ob der gnädige Herr einen Schlaganfall gehabt hätte!“

„Aber er lebt?“

Dieser direkten Frage konnte die Kammerfrau nicht gut ausweichen, so gerne sie es gethan hätte.

„Der gnädige Herr . . .“, begann sie zögernd, „der gnädige Herr . . .“

„Spannen Sie mich nicht auf die Folter!“ rief Jlonas, sich im Bett aufrichtend und mit krampfhaftem Griff die Schulter der Kammerfrau packend, die an die Seite des Bettes getreten war. „Lebt er oder ist er tot?“

„Er ist . . . es scheint . . . er scheint tot zu sein!“ stotterte die Kammerfrau ängstlich.

Mit einem Seufzer der Erleichterung, den Jene für einen solchen tiefsten Schmerz hielt, sank Jlonas in die Kissen zurück.

„Um Gotteswillen, sie ist ohnmächtig!“ Die ihrer Herrin sehr ergebene Dienerin rang einen Augenblick ratlos die Hände, dann ergriff sie ein auf dem Toilettentisch stehendes Flacon mit kölnischem Wasser, goß einen Teil davon auf ein Tuch und begann, die Schläfen Jlonas damit zu reiben. Diese hatte keinen Augenblick die Besinnung verloren, hielt es aber für das beste, die Kammerfrau bei ihrem Glauben zu belassen, und spielte die Rolle der Ohnmächtigen so geschickt, daß Letztere getäuscht wurde und mit verdoppeltem Eifer ihre Bemühungen fortsetzte, sie nur unterbrechend, um Janos nach dem Arzt zu senden.

Nur wenige Häuser entfernt wohnte ein solcher, Dr. Maßmann, der eben seine Morgenvisite antreten wollte, auf Janos Bitten jedoch zunächst nach dem Hause Barbelys kam. Jlonas war in der Befürchtung, daß er ihre Komödie durchschauen werde, noch vor seinem Eintritt, als sie seine

Stimme im Vorzimmer hörte, anscheinend aus ihrer Ohnmacht aufgewacht. Er fühlte ihr den Puls, konstatierte, daß sie fiebere, und verschrieb ihr ein beruhigendes Mittel. Dann ging er, von Janos geleitet, nach dem Zimmer des Barons, um zu sehen, ob hier vielleicht noch Hilfe möglich sei.

Ein Blick überzeugte ihn, daß er viel zu spät komme, um solche noch bringen zu können. Aber der Anblick der Leiche zeigte dem erfahrenen Mediziner mit voller Deutlichkeit, daß der Tod ein gewaltsamer gewesen war, und der den Lippen des Toten entströmende Geruch wie von bitteren Mandeln ließ keinen Zweifel daran, daß eine Vergiftung durch Blausäure stattgefunden hatte.

Er begab sich in das Schlafzimmer Jonas zurück. Wohl vermutend, daß die Art und Weise des Todes des Barons entdeckt worden sei, hatte diese, um wenigstens so lange unbequemen Fragen zu entgehen, bis sie sich ein wenig auf dieselben vorbereitet habe, die Miene äußerster Erschöpfung angenommen. Dr. Maßmann hielt es nicht für geraten, ihre Ruhe zu unterbrechen, sie noch mehr aufzuregen. Er wandte sich an die Kammerfrau, winkte ihr, mit ihm hinauszukommen, und forderte sie auf, dafür Sorge zu tragen, daß vorläufig niemand das Zimmer des Barons betrete. Sie versprach, dafür sorgen zu wollen, daß diese Anordnung befolgt werde, frug dann aber nach dem Grunde derselben.

„Sie scheinen ja eine vernünftige Frau zu sein“, antwortete Dr. Maßmann, „ich will Ihnen kein Geheimnis aus dem machen, was Sie doch sehr bald erfahren werden. Der Baron ist an Gift gestorben.“

„An Gift?“ Sie war augenscheinlich in höchstem Grade erschrocken; fast unfassbar erschien ihr diese Nachricht.

„Ja, an Gift, an Blausäure, einem fast augenblicklich tödtlich wirkenden Gift.“

„Aber das ist ja furchtbar! Wer kann ihn denn vergiftet haben?“

„Das festzustellen ist nicht meine Sache, sondern diejenige der Untersuchungskommission!“

„Die arme Baronin! Wie wird sie wieder erschrecken, wenn sie das erfährt!“

„Behalten Sie für sich, was ich Ihnen eben gesagt habe! Unter keinen Umständen darf die Baronin, deren zarte Konstitution größte Schonung erheischt, jetzt mit der Nachricht von dem Geschehenen beunruhigt werden. Ich mache Ihnen das zur ernstesten Sorge! Jede Aufregung kann die schlimmsten Folgen nach sich ziehen!“

Er ging und begab sich, seiner Pflicht gemäß, sofort zur Polizei, wo er von seiner Entdeckung Anzeige machte. Diese benachrichtigte den Untersuchungsrichter, einen Herrn von Szimeth, der sofort mit seinem Schreiber und einigen Beamten der Geheimpolizei sich an den Thatort begab.

Er besichtigte zunächst genau den Thatort. Der Blausäuregeruch, dessen der Arzt Erwähnung gethan hatte, ließ sich deutlich auch an dem Glase feststellen.

„Wenn der Baron sich selbst vergiftet hat“, sagte Herr von Szimeth, ein in seinem Fach noch junger, aber sehr intelligenter Mann, zu seinem alten Schreiber, „so muß das Fläschchen sich finden, in dem er das Gift aufbewahrt hat.“

Er ließ die Leiche durchsuchen, dann das ganze Zimmer, jedoch ohne Erfolg.

Auf dem Schreibtisch des Barons lag das von demselben verfaßte Konzept zu einer Abänderung seines Testaments, dahin gehend, daß sein ganzes Vermögen milden Stiftungen zufallen solle.

„Es ist recht auffallend“, meinte Herr von Szimeth, nachdem er den Entwurf gelesen, „daß der Baron seine Gattin, die er ja doch sehr geliebt haben soll, gänzlich enterbt, um so auffallender, als er als Jurist doch wissen mußte, daß dies nicht ohne weiteres zulässig ist. Wir werden die Dame selbst vernehmen müssen!“

„Sie ist krank!“ berichtete einer der Polizisten.

„Woher wissen Sie das?“

„Die Kammerfrau sagte es.“

„Es ist schließlich kein Wunder, wenn dieser plötzliche Todesfall die Dame so erregt hat, daß sie sich leidend

fühlt“, bemerkte der Untersuchungsrichter, „aber dieses Leiden erschwert mir meine Aufgabe ungemein. Sagen Sie der Kammerfrau, sie möchte einmal herkommen.“

Die Berufene erschien. Nachdem ihre Personalien festgestellt waren, befragte der Untersuchungsrichter sie bezüglich ihrer Herrin. Sie erklärte, diese sei noch in hohem Grade leidend und keinesfalls imstande, jetzt ein Verhör zu ertragen.

„Sie selbst haben keine Ahnung, wer dem Baron das Gift gereicht haben kann?“

„Nein! Der Herr Baron war wohl ab und zu einmal heftig, aber das war doch nur selten, und sonst war er ein sehr guter Herr, den wir Alle sehr gern hatten.“

„So halten Sie einen Racheakt seitens eines Mitgliedes der Dienerschaft für ausgeschlossen?“

„Gewiß! Nein, das hat Keiner von uns gethan!“

„Spuren eines Eindringens von außen sind heute morgen auch nicht bemerkt worden? Offene Fenster, beschädigte Thüren oder dergleichen?“

„Der Hausmeister würde gewiß Meldung gemacht haben, wenn ihm etwas derartiges aufgefallen wäre.“

„Es ist nicht geschehen?“

„Nein, bestimmt nicht. Er ist heute noch gar nicht oben gewesen.“

„Es ist auch wenig wahrscheinlich, daß ein von außen Kommender, um den Baron zu ermorden, sich des Giftes bedient hätte“, sagte Herr von Szimeth, zu seinem Protokollführer gewandt. Dieser nickte zustimmend mit dem grauen Kopf.

„Die ganze Situation macht es unwahrscheinlich“, sagte er, „daß der Thäter außerhalb des Hauses zu suchen sei. Einen Racheakt konnte irgend Jemand an dem Baron viel leichter in einer Abwesenheit desselben vom Hause vollziehen, als durch nächtliches Eindringen. Das Motiv des letzteren wäre wohl eher in Diebstahl zu suchen. Hier ist aber augenscheinlich nichts gestohlen: Uhr, Ringe, Briefftasche, Börse des Ermordeten sind vorhanden, kein Kasten zeigt Spuren einer gewaltsamen Oeffnung oder des Versuchs einer solchen.“

„Ganz recht“, unterbrach ihn der Untersuchungsrichter. „Es ist nichts gestohlen oder zu stehlen versucht worden, schließen Sie, also ist auch Niemand von außen eingedrungen, und wenn dies nicht der Fall, was ja mit dem äußeren Befund übereinstimmt, so muß der Verbrecher innerhalb des Hauses zu suchen sein.“

„Es wäre noch ein Fall möglich!“ sagte der alte Gerichtsschreiber.

„Welchen meinen Sie, Szavath?“

Der Angeredete antwortete nicht sogleich, sondern machte ein Zeichen, daß sein Vorgesetzter die Kammerfrau hinausenden möge. Herr von Szimeth sandte sie zu ihrer Herrin, um diese zu fragen, ob es nicht möglich sei, daß sie sich einem Verhör unterziehe. Ein solches erscheine in hohem Grade erwünscht.

„Nun?“ frug er, als die Thür sich hinter Jener geschlossen hatte.

„Ich vermute, daß ein Liebhaber der Baronin die That vollbracht hat!“ erklärte Szavath trocken.

„Daran habe ich auch schon gedacht. Aber Sie übersehen eins, lieber Szavath, oder vielmehr, Sie werden wohl keine Kenntniß davon haben: Der Liebhaber der Baronin war“ — er sagte ihm der Polizisten wegen das letzte nur in das Ohr — „der Erzherzog Ernst!“

„Ich wußte es!“

„Sie glauben doch nicht etwa . . .“

„Nein, das ist ja selbstverständlich ganz ausgeschlossen. Aber sollte diese durch körperliche Reize in so hohem Grade ausgezeichnete und als eine der schönsten Frauen unserer Stadt allenthalben bekannte Baronin nicht vielleicht mehr Liebhaber als jenen einen gehabt haben? Liebhaber, mit denen der alternde Gemahl sie überraschte?“

„Dann würde es wohl zu einem Zweikampf gekommen sein, nicht aber zu einem Gistmord.“

„Ein solcher spricht allerdings mehr für — Frauenhand!“

„Sie meinen?“

„Ich halte nichts für unmöglich. Daß der alte Herr bei einer derartigen Entdeckung, vielleicht in flagranti, nicht gleichgültig geblieben ist, läßt sich denken. Er mag mit allerlei gedroht haben, mit Scheidung, Enterbung — der Testamentsentwurf da giebt einen Fingerzeig — und man mag es für besser gehalten haben, ihn zu beseitigen, ehe er seine Drohungen zur Ausführung bringen konnte.“

„Aber eine Frau von solchem Stande!“

Der Alte begnügte sich, die Achseln zu zucken. In seiner langen Praxis hatte er auch von den höchsten Ständen zuviel Schattenseiten kennen gelernt, als daß der Rang der Baronin ein Hinderniß für seine Vermutungen gebildet hätte.

Der Wiedereintritt der Kammerfrau unterbrach das Gespräch. Sie berichtete, daß die gnädige Frau zwar sich zu leidend fühle, um in dem Zimmer erscheinen zu können, in dem ihr Gemahl ein so plötzliches und so schreckliches Ende gefunden, daß sie aber bereit sei, die Fragen des Untersuchungsrichters von ihrem Bett aus zu beantworten, so lange ihre Kräfte es erlaubten.

Ilona hatte instinktiv empfunden, daß eine fortgesetzte Weigerung, Auskunft über das zu geben, was man von ihr wissen wollte, Verdacht erregen müsse. Sie hielt es für besser, sich einem Verhör zu unterziehen, das abzubrechen sie zu jeder Zeit imstande war. Sie brauchte nur wieder einen Ohnmachtsanfall heucheln.

Froh der erteilten Erlaubnis, ging Herr von Szimeth mit seinem Schreiber nach dem Schlafzimmer der Baronin; die Polizisten ließ er natürlich zurück.

Er fand das Zimmer noch in demselben Zustand, in welchem es die Nacht hindurch gewesen; die Fenster dicht verhängt, nur die Ampel ein schwaches Licht verbreitend.

Hätte nicht der Alte seinen Verdacht gegen die Baronin rege gemacht, so würde er sich wohl damit begnügt haben, ihr die ihm notwendig erscheinenden Fragen zu stellen und nach deren geschickten Beantwortung sich, nur wenig klüger, als da er gekommen, wieder zurückgezogen haben. So

aber schob er nach höflicher Begrüßung mit einem kurzen „Gnädige Frau Baronin erlauben doch!“ die Vorhänge zurück, daß das Licht des Tages voll hereinfluten konnte, ihn in den Stand setzend, zu beobachten, was ihm sonst verborgen geblieben wäre.

„O, diese grelle Beleuchtung thut mir weh!“ klagte Flona, die Augen mit der Hand deckend. In der That war der rasche Wechsel von fast vollständiger Finsternis zum Licht wohl geeignet, ihr einen momentanen Schmerz in den Augen zuzufügen.

Herr von Szimeth zog die Vorhänge wieder ein wenig zu, doch nur so weit, daß noch genügendes Licht blieb, um ihm eine scharfe Beobachtung des reizenden Antlitzes der Baronin zu ermöglichen.

In der That erschien sie mit den in leichtem Fieber glänzenden Augen, den zart geröteten Wangen, dem fessellos um die reine weiße Stirn sich ringelnden und auf die Spitzen des Rissens und des Nachtgewandes niederfallenden Blondhaar so anziehend, so verführerisch, wie sie es vielleicht in der Salontoilette noch nie gewesen war. Auch Herr von Szimeth konnte sich nicht enthalten, einen langen Blick der Bewunderung auf sie zu heften. Sie bemerkte es, und ihr Mut wuchs.

„Da gnädige Baronin ja schon von dem Vorgefallenen unterrichtet sind und ich, dem leidenden Zustande der gnädigen Frau Rechnung tragend, das leider unumgängliche Verhör möglichst kurz gestalten möchte“, begann er, „so erscheint es am geratensten, sogleich auf den Kernpunkt der Sache zu kommen. Haben gnädige Frau eine Ahnung, woher das Gift stammt?“

„Welches Gift?“

„Die Blausäure, mit welcher Ihr Herr Gemahl vergiftet worden ist!“

„Mein Gatte ist vergiftet worden? O, mein Gott, das ist ja furchtbar! Ich glaubte, er sei einem Schlagfluß erlegen.“

„Wie kommen gnädige Frau zu dieser Ansicht?“

„Meine Kammerfrau sagte mir so.“

„Dieselbe, die ich zu der gnädigen Frau sandte, mit der Bitte, mir eine Unterredung zu gestatten?“

„Dieselbe!“

„Sie wußte ganz genau, was vorlag!“

„Sie hat vielleicht gefürchtet, mich, die ich mich leidend fühlte, zu sehr zu erschrecken.“

„Das mag sein. Es ist nur von geringer Wichtigkeit. Würden gnädige Baronin so freundlich sein, meine Frage zu beantworten?“

„Woher das Gift stammt?“

„Ganz recht!“

„Davon habe ich keine Ahnung!“

„Das ist sehr schade. Es hätte uns eine Nachricht hierüber von großem Nutzen für die Beantwortung der Frage sein können, ob der Herr Baron durch eigene oder durch fremde Hand sein Ende gefunden.“

„Ich erinnere mich allerdings, daß mein Gatte mir einmal ein kleines Fläschchen gezeigt hat, von dem er sagte, daß es ein rasch tödtlich wirkendes Gift enthalte. Aber das ist schon lange her.“

„Wie lange wohl?“

„Mindestens ein Jahr!“

„Aeußerte der Herr Baron jemals Selbstmordgedanken?“

„Er war bisweilen Anfällen von Melancholie unterworfen. . . .“

„So, so! Und in diesen?“

„Sprach er allerdings bisweilen davon, daß nur derjenige glücklich zu preisen sei, der die Bürde des Lebens von sich geworfen habe.“

„Hatten diese Anfälle von Melancholie eine besondere Veranlassung?“

„Nicht, daß ich wüßte! Vielleicht dienstliche Unannehmlichkeiten!“

„Der Herr Baron war, wie ich weiß, ein wegen seines Dienstfeifers und seiner Tüchtigkeit allgemein hochgeschätzter Beamter.“

„Das schließt dienstliche Unannehmlichkeiten nicht aus.“

„Allerdings nicht, aber es macht unwahrscheinlich, daß sie einen solchen Grad erreichen, um Lebensüberdruß hervorzurufen. Gestatten mir gnädige Baronin nun noch eine indiskret klingende, aber unumgänglich nötige Frage: War der Herr Baron vielleicht eiferfüchtig?“

Das Rot auf den Wangen der schönen Frau färbte sich tiefer. „Ich habe ihm nie Veranlassung dazu gegeben“, sagte sie in leicht unwilligem Ton.

„Die Eifersucht bedarf oft einer solchen nicht. Bei der Schönheit der gnädigen Frau — ich bitte, dies nicht als eine plumpe Schmeichelei aufzufassen — konnte es nicht fehlen, daß dieser oder jener Kavaliere der gnädigen Frau seine Huldigungen darbrachte, auch ohne daß irgend eine Ermunterung hierzu stattgefunden hätte.“

„Das mag allerdings der Fall gewesen sein.“

„Wie nahm der Herr Baron das auf?“

„Er kannte mich zu gut, um nicht zu wissen, daß ich jeden, der sich nur die mindeste Ungebühr erlaubt hätte, in seine Schranken zurückgewiesen haben würde.“

„Das ist manchmal nicht ganz leicht — besonders sehr hochgestellten Persönlichkeiten gegenüber.“

„Von diesen dürfte wohl vorauszusetzen sein, daß sie zu feinsühlend sind, um zu einer Zurechtweisung Anlaß zu geben.“

Herr von Szimeth biß sich auf die Lippen. Sie hatte seinem Angriff vorzüglich pariert.

„Also Eifersucht hat der Baron nie gezeigt?“ frug er nochmals in leichtem Ton.

„Nein!“

„In welcher Stimmung befand er sich, als gnädige Frau ihn zuletzt sahen?“

„Er war sehr ernst.“

„Wann sahen ihn gnädige Frau zuletzt?“

Sie zögerte einen Augenblick. „Gestern abend!“ sagte sie dann.

„Um welche Zeit?“

„Das weiß ich nicht mehr so genau!“

„War es schon sehr spät?“

„Ziemlich spät!“

„War die Dienerschaft noch wach?“

„Das weiß ich nicht!“

„Pfleget sie um diese Zeit noch wach zu sein?“

„Bisweilen.“

Er sah ein, daß er auf diesem Gebiete nicht vorwärts kommen würde und beschloß, ein anderes zu wählen.

„Ich würde einen Selbstmord annehmen“, sagte er, wie nur für sich, unwillkürlich seinen Gedanken Worte gebend, „wenn nicht ein Umstand mich davon abhielte.“

„Welcher?“

„Es war nicht möglich, festzustellen, wo das Fläschchen, in dem das Gift sich befunden haben muß, geblieben ist.“

Unwillkürlich warf sie einen Blick auf ihr gestern getragenes Kleid, in dessen Tasche sich das von Jenen gesuchte Fläschchen befand. Sie sah jetzt ein, wie unklug sie gehandelt hatte, als sie es mit sich nahm, ohne zu überlegen, was sie that.

„Vielleicht hat es mein Gatte nach gemachtem Gebrauch auf die Straße geworfen!“

„Das wäre möglich! Lassen Sie nachsehen, Szavath, ob sich unten eine Spur davon findet.“

„Vielleicht hat es jemand gefunden und mit sich genommen“, sagte Ilona nach einer kleinen, peinlichen Pause, während der Gerichtsschreiber einem der Polizisten den Auftrag erteilte, auf der Straße nachzusehen.

„Das ist ausgeschlossen“, erwiderte Herr von Szimeth. „Ein aus solcher Höhe niederfallendes Fläschchen mußte unfehlbar zerschellen.“

„Und die Scherben können beim Straßenkehren beseitigt worden sein.“

„Ich glaube kaum, daß die Straßen heute schon gekehrt worden sind. Indessen, das wird sich ja feststellen lassen.“

Wieder entstand eine Pause, die erst ihr Ende fand, als der Protokollführer mit der Mitteilung zurückkehrte,

daß auf der Straße weder das Fläschchen, noch eine Spur desselben gefunden worden sei.

Am liebsten hätte Herr von Szimeth, dem jener Blick Jlonas nicht entgangen war, sofort eine Durchsuchung des Zimmers vorgenommen. Allein das wagte er nicht. Sein Verdacht war noch zu schwach begründet, und er fürchtete, daß, wenn derselbe sich nicht bestätige, Frau von Barhely sich bei dem Erzherzog über ihn beschweren werde.

„Wer hat heute morgen zuerst das Zimmer des Herrn Barons betreten?“ frug er.

„Ich glaube, Janos“, antwortete sie, „wenigstens ist dies gewöhnlich der Fall. Ueber diesen Punkt wird Ihnen meine Kammerfrau am besten Auskunft geben können.“

Ihr Ton ließ keinen Zweifel daran, daß sie das Gespräch zu beenden wünschte. Er hätte gern es unter einem Vorwand noch fortgesetzt, allein ein solcher fand sich nicht. Er sprach Jlonas seinen Dank aus und verließ mit seinem Protokollführer das Gemach, um sich nach dem Zimmer des Barons zurückzugeben.

In diesem angekommen, wandte er sich, dem fragenden Blick des Protokollführers nur mit einem kurzen Nicken belegend, zu dem älteren der beiden im Zimmer zurückgebliebenen Kriminalpolizisten, der inzwischen das Zimmer einer genauen Durchsuchung unterzogen hatte.

„Ich werde den Bewohnern des Hauses das Betreten dieses Zimmers untersagen, Herr Bender“, sagte er, „und den Schlüssel desselben mit mir nehmen. Ich vermute, daß man trotzdem den Versuch machen wird, hier einzudringen. Ich möchte nun, daß Sie in diesem Falle möglichst genau feststellen, wer der Eindringling ist und was er thut.“

„Es soll geschehen, Herr Untersuchungsrichter!“

„Es wäre möglich, daß das Eindringen erst spät, vielleicht erst zur Nachtzeit geschähe, wenn man Sie schlafend glaubt.“

„Ist es unbedingt nötig, Herr Untersuchungsrichter, daß man von meiner Anwesenheit wisse?“

„Wie meinen Sie das?“

„Wenn man glaubt, es sei Niemand hier, wird man voraussichtlich eher und unbefangener vorgehen.“

„Ganz recht — aber wie wollen Sie diesen Glauben erwecken?“

„Das ist nicht schwer. Wenn der Herr Untersuchungsrichter fortgehen, gehe ich auch mit — nach einigen Minuten schleiche ich mich wieder ein.“

„Sie glauben, dies unbemerkt thun zu können?“

„Ganz sicher.“

„Um so besser. Wo wollen Sie Ihren Beobachtungsort wählen? Dort im Kabinett?“

„Das hätte den Nachteil, daß mir die Beobachtung erschwert würde.“

„Wo aber sonst?“

„Ich meine, daß der Kleiderschrank sich vorzüglich dazu eignet.“

„Ein etwas unbequemer Posten!“

„Aber man hört von dort aus alles, was geschieht, und bei einigermaßen geschicktem Arrangement der dort hängenden Uniformen und Zivilkleider kann man auch alles sehen.“

„Wie Sie wollen. Die Hauptsache ist genaue Beobachtung.“

„Darf ich den Herrn Untersuchungsrichter fragen, ob er erwartet, daß man etwas holt oder etwas bringt?“

„Wie kommen Sie darauf?“

„Herr Untersuchungsrichter meinten vorhin, gegen die Annahme eines Selbstmordes spreche das Fehlen des Giftfläschchens, da es auch auf der Straße nicht gefunden wurde.“

„Um dieses handelt es sich!“

„Gut. Nun möchte ich den Herrn Untersuchungsrichter noch auf einen Punkt aufmerksam machen. Bei der von mir aufgenommenen Recherche hier fand ich, daß eine der Pistolen in dem dort stehenden Kasten vor kurzer Zeit in die Hand genommen worden sein muß. Während die eine stark ver-

staubt ist, zeigt die andere den Staub wohl am Lauf, nicht aber am Griff.“

„Das ließe allerdings auf Gedanken an einen Selbstmord schließen. Sollte die Baronin doch die Wahrheit gesagt haben?“

Savath, zu dem er sich mit dieser Frage gewandt, zuckte die Achseln. „Vielleicht in diesem einen Punkt“, meinte er. „Es fände sich aber dafür noch eine Erklärung.“

„Welche?“

„Der Testamentsentwurf giebt sie an die Hand. Man pflegt einen solchen auch dann zu machen, wenn man sich zu einem Zweikampf begiebt.“

„Allerdings — aber die Annahme, daß dieser beabsichtigt gewesen sei, erscheint ausgeschlossen, wenn man bedenkt, wer es war, auf den eifersüchtig zu sein der Tote wohl Ursache haben mochte. Lassen wir das jetzt — ich erhoffe die Aufklärung von der Falle, die ich der Baronin gestellt habe. Ist sie schuldig, so wird sie ohne Zweifel den Versuch machen, das Fläschchen hier wieder einzuschmuggeln. Weinen Sie nicht auch?“

„Sehr wahrscheinlich!“

„Ich werde jetzt noch die übrige Dienerschaft verhören, dann werden wir ja sehen.“

„Vielleicht wäre es gut, dieses Verhör zu verschieben.“

„Warum?“

„Damit die Baronin nicht etwa, um eine Entdeckung unmöglich zu machen, inzwischen das Fläschchen vernichtet.“

„Sie haben Recht. Allein vielleicht ergiebt dieses Verhör doch noch wichtige Aufschlüsse oder wenigstens Fingerzeige!“

„Man könnte es heute Nachmittag vornehmen!“

„Ganz recht, das wollen wir thun!“

Die Beamten verließen das Gemach; einige Minuten, nachdem sie gegangen, schlüpfte Bunder, was ihm bei der herrschenden Verwirrung nicht schwer fiel, wieder in dasselbe und richtete sich in dem nach alter Sitte sehr geräumigen

Kleiderschrank ein Versteck so ein, daß er sich im Falle einer verdächtigen Annäherung an das Zimmer rasch und geräuschlos in dasselbe begeben konnte.

* * *

Nach schlaflos verbrachter Nacht hatte Frau von Czendhely mit immer steigender Angst die ihr von Klona zugesagte Botschaft erwartet, daß es Letzterer gelungen sei, das Duell zu verhindern. Als diese ausblieb, da die Baronin durch die Ereignisse der Nacht und des Morgens so sehr in Anspruch genommen wurde, daß sie jenes Versprechens sich nicht mehr erinnerte, stieg ihre Angst immer mehr. Sie dachte daran, sich nach dem Hause Barhelys zu begeben, um nachzufragen, aber eine unbefiegbare Scheu vor Klona hielt sie zurück. Mit dem feinen Instinkt, der hochgebildete Frauen auszuzeichnen pflegt und sie oft zu einer richtigeren Erkenntnis der Sachlage bringt, als dies dem Mann bei all seiner logischeren Reflexion möglich ist, erkannte sie, daß dieser Weg sie schwerlich zu dem gewünschten Ziele führen werde.

Was aber sollte sie dann thun?

Die Ungewißheit, die Angst wurden ihr fast unerträglich. Und die Arme hatte Niemand, an den sie sich um Trost, um Hilfe hätte wenden können, niemand, dem sie sich hätte anvertrauen dürfen.

Niemand? Hatte der Erzherzog ihr nicht versprochen, in allen Fällen als treuer Freund ihr zur Seite zu stehen? Wenn sie nun zu ihm selbst sich begab, um . . . was sie thun sollte oder wollte, das wußte sie eigentlich nicht recht, allein wiederum war es jener Instinkt, der ihr sagte, daß dies das richtige sei. Niemand konnte ihr nach Lage der Sache einen Vorwurf daraus machen, wenn sie es that, nicht einmal die Baronin, die ihr ja diese Ausnahme von ihrem Versprechen, diese letzte Zusammenkunft mit dem, wie sie jetzt fühlte, innig Geliebten gewährt hatte — und selbst wenn ihr Schritt von irgend Jemandem gemißbilligt werden konnte, sie setzte, hochherzig denkend, sich darüber

hinweg, sie wollte, sie mußte wissen, was geschehen war, sie konnte diese entsetzliche Angst um das Leben des Erzherzogs nicht mehr ertragen.

Mit zitternden Händen kleidete sie sich an. Einen Moment nur zauderte sie, als sie, zum Ausgehen gerüstet, noch einen Blick in den Spiegel warf — fast verstört sahen ihre schönen Züge aus, der Fassung, der Ruhe entbehrend, die sonst auf ihnen lag — durfte sie so sich zeigen, so dem Erzherzog entgegentreten?

Im nächsten Moment schalt sie sich eine Thörin. Sie zögerte, wo jede Minute verhängnißvoll werden konnte? Sie kam sich kleinlich vor, sie nahm einen Schleier um, der ihr Antlitz fast gänzlich verhüllte und machte sich auf den Weg nach der Burg.

Es war gut, daß sie nicht länger gewartet hatte, denn als sie, noch ungewiß, in welcher Weise sie sich dem Erzherzog nahen sollte, der vielleicht von seinen Dienstgeschäften in Anspruch genommen war, vor dem Thor zögerte, sah sie ihn, nur von Graf Palffy begleitet und von einer Ordonnanz gefolgt, von der Burg herabgeritten kommen. Er schaute sehr ernst, fast düster drein, und seine Stimme klang erregter, als dies sonst der Fall zu sein pflegte.

„Sie haben mich da in eine sehr unangenehme Situation gebracht, Palffy!“ sagte er. „Ich verstehe ja Ihre Motive, aber billigen kann ich sie nicht. Wenn es auch nicht ein dienstlicher Befehl war, den ich Ihnen da erteilte, so konnte ich doch erwarten, daß Sie nicht meine Pläne durchkreuzen, mir die Ausführung derselben unmöglich machen würden. Ich sagte Ihnen, daß ich die Pflicht empfinde, Barkely die von ihm erbetene Gemüthung zu gewähren, und es war sehr unrecht, daß Sie mich hieran zu hindern suchten. Es war unrecht und unklug, denn einen Erfolg werden Sie damit nicht erzielen, das versichere ich Ihnen, oder höchstens den, daß ich künftig in Vertrauenssachen mich an einen andern wende.“

Graf Palffy hielt es für geratener, den Zorn seines Chefs sich austoben zu lassen, ohne ein Wort zu erwidern.

Gesenkten Hauptes ritt er dahin, und erst, als der Erzherzog, die dunkel gekleidete Frauengestalt gewahrend, die da an der Seite des Weges auf ihn zu warten schien und unwillkürlich eine Bewegung machte, als wolle sie den Schritt seines Rosses hemmen, dieses anhielt, richtete auch er sich empor.

Frau von Czendhely schlug den Schleier zurück — der Erzherzog, sie sofort erkennend, sprang vom Pferde und warf die Zügel desselben der nachfolgenden Ordonnaiz zu, während Graf Palffy, zu diskret, um stören zu wollen, langsam weiter ritt.

„Sie hier, gnädige Frau? Zu dieser frühen Stunde?“ frug der Erzherzog erstaunt.

„Ich muß Kaiserliche Hoheit sprechen!“ flüsterte sie.

„Es ist dringlich? Aber gewiß ist es das, sonst wären Sie nicht hier! Es liegt in Ihrem Interesse, gnädige Frau, daß kein Aufsehen erregt wird. Kehren Sie, bitte, in Ihre Wohnung zurück, in einer Viertelstunde bin ich bei Ihnen!“

Sie nickte und schritt den Weg zurück, den sie gekommen, während er sich mit ehrerbietigem Gruß wieder in den Sattel schwang und Palffy den Auftrag gab, die beabsichtigte Felddienstübung durch seinen Stellvertreter einzuleiten zu lassen. Dann ritt er auf Umwegen nach der Wohnung der Frau von Czendhely, die, unmittelbar vor seiner Ankunft eingetroffen, ihn in dem kleinen Salon erwartete.

„Was ist vorgefallen?“ lautete seine erste Frage. Ihm entging nicht, wie angstvoll der Ausdruck ihres schönen Antlitzes, ihrer wunderbar sprechenden Augen war.

Sie vermochte nicht, sogleich zu antworten. „Ich weiß, daß Kaiserliche Hoheit sich . . . sich einer großen Gefahr aussetzen wollen!“ begann sie endlich stockend.

„Ja, ist das denn schon in der ganzen Residenz bekannt? Gnädige Frau meinen doch meine Affaire mit Barbely?“

Sie nickte.

„Wer hat Ihnen davon gesagt?“

„Die Baronin!“

„Blona war hier? Bei Ihnen?“

„Ja, Kaiserliche Hoheit!“

„Was wollte sie?“

„Sie sagte mir, in welcher Gefahr Kaiserliche Hoheit schweben, daß ihr Gatte . . . Grund habe, auf Kaiserliche Hoheit im höchsten Grade erzürnt zu sein. . . .“

Es klang wie ein leiser, schmerzlicher Vorwurf aus ihrer Stimme. Er entging dem Erzherzog nicht; sein sonnengebräuntes Antlitz färbte sich um einen Schein dunkler.

„Ein Duell sollte stattfinden“, fuhr Frau von Czendhely fort, „das nur sie zu verhindern imstande sei. . . .“

„Da täuschte sie sich!“

„Sie wollte es thun, wenn . . . wenn . . .“

„Nun?“

„Wenn . . . ich schwören wolle, Kaiserliche Hoheit nicht wieder zu sehen, außer zu einer letzten Zusammenkunft!“

„Und das haben Sie gethan?“

„Ja!“

„Das kann nicht sein! Das darf nicht sein! Ich kann Sie nicht missen, Laura, und niemand soll Sie mir entreißen!“

„Kaiserliche Hoheit!“

„Am wenigsten diese intrigante Frau! Nein, noch sind wir nicht soweit! Dieser Zweikampf soll und wird stattfinden, und dann sind Sie Ihres Wortes entbunden!“

„Ich bitte, ich beschwöre Eure Kaiserliche Hoheit . . .“

„Von dem Duell abzustehen?“

Sie nickte.

„Sie werden einsehen, daß es unmöglich ist! Die Ehre eines Habsburgers darf auch nicht dem leisesten Zweifel ausgesetzt werden!“

Laura schwieg. Sie erkannte nur zu gut, wie recht er hatte. Nein, er konnte, er durfte nicht zurückweichen! Und wenn er es nicht that, war er verloren!

Ihr wurde unsäglich weh um das Herz. Sie schaute

ihn traurigen Blickes an, ihr selbst unbewußt, drängten Thränen sich unter ihren langen, dunklen Wimpern hervor und tropften langsam auf ihre Wangen nieder.

„Laura!“ rief er, innig ergriffen. „Sie weinen — um mich?“

Sie vermochte nicht zu antworten, ihr Herz war zu voll!

„So lieben Sie mich?“ frug er leise, ihre Hand, die kleine, heiße, zuckende Hand ergreifend.

Ihr war so wundersam zu Mute, daß sie auch jetzt noch keine Worte fand. Fast wie eine Ohnmacht überkam es sie und doch wieder anders, wie ein Vergessen alles dessen, was bisher sie gequält und beunruhigt, ein Vergessen ihrer selbst, ein Aufgehen der eigenen, kleinen Individualität in die große, allumfassende Weltseele, die Liebe!

So ließ sie, ihrer selbst unbewußt, es geschehen, daß er sie sanft an seine Brust zog. Erst als sie sein Herz an dem ihren klopfen fühlte, als er ihre schöne Gestalt inniger, kraftvoller in seine Arme schloß, wurde sie inne, was geschehen. Seltsam! Sie war Witwe, sie war Mutter, aber sie war letzteres, war Gattin geworden, ohne je wahre Liebe empfunden zu haben. Zum erstenmal jetzt pochte diese an ihr Herz oder vielmehr, sie hielt triumphierenden, jeden Gedanken an Widerstand vergeblich erscheinenden Einzug in dieses unberührt gebliebene Herz, das in jungfräulichem Bangen zuckte. Heiße Blutwellen jagten durch ihre Glieder, wie ein sinnenverwirrender Taumel stieg ihr ein neues, bisher nie gekanntes Gefühl zum Haupt empor, und nur mit äußerster Kraftanstrengung vermochte sie diese lockende, betäubende Regung ihrer Sinne zurückzudrängen und seinen Armen sich zu entwinden.

Er mußte sie gewähren lassen, traurig ruhten seine großen, dunklen Augen auf ihr.

„Laura!“ flüsterte er, einen leisen Vorwurf in seiner Stimme und einen tiefempfundenen Schmerz.

Sie war wieder Herrin ihrer selbst geworden. „Nicht so, Kaiserliche Hoheit“, antwortete sie sanft, aber fest,

dunkel errötend unter seinen Blicken. Aber ihrem Auge, aus dem ihre Seele sprach, konnte sie nicht gebieten.

„Laura — du liebst mich doch!“ jubelte er, wieder ihre Hand fassend und mit Küssen bedeckend. „Sage es mir, laß es mich von deinen Lippen hören, dieses Wort, das mir ein Glück verleihen soll, wie ich nie, nie bisher es empfunden!“

Sie antwortete nicht, sie war zu stolz, ihm die Unwahrheit zu sagen, zu schamhaft, ihm zu gestehen, wie sie dem Drange des Herzens, das sie zu ihm zog, nicht mehr zu widerstehen vermochte. Aber deutlicher, als Worte es vermocht hätten, sagte ihm der Ausdruck ihrer wunderbaren, großen Augen, was sie für ihn empfand.

Nochmals zog er die nur schwach Widerstrebende an seine Brust, aber nicht stürmisch, mit heißem Verlangen, wie erst, sondern zart und innig, fast ehrefurchtsvoll, wie eine Fürstin, der er huldigend gegenüberstand.

„Wir gehören zusammen, Laura“, sagte er ernst, „uns hat das Schicksal für einander bestimmt, und keine Macht der Welt soll uns von einander scheiden!“

„Aber das ist unmöglich, Kaiserliche Hoheit!“

„Unmöglich? Nichts ist dem Manne unmöglich, der fest und unerschütterlich sein Glück sich zu erkämpfen bereit ist. Zu erkämpfen, ja! Nicht ohne schweren Kampf wird es mir gelingen, meines Lebens Glück mir zu gewinnen, aber es wird, es muß gelingen! Ich wiederhole es dir, mein sollst du werden, mein mußt du werden, und wenn ich mit der ganzen Welt um deinetwillen brechen müßte. Habe ich darum weniger Anspruch auf das Glück des Lebens, als der ärmste Bauer, weil das Geschick mich einem Kaiserhause entstammen ließ? Nein! Menschenanzug ist es, die das verhindern will, aber die Liebe, die von Gott stammt, ist allmächtig, wie er selbst, sie wird mir helfen, alle Hindernisse zu überwinden!“

So siegesgewiß schaute er ihr in die Augen, daß es ihr nicht möglich war, in diesem Augenblick wenigstens nicht, seiner Zuversicht mit Zweifel zu begegnen. Sonnige

Ahnung kommenden Glücks stieg in ihr empor. Sie wehrte ihm nicht, als er inniger sie umfaßte und in langem Kuß seine Lippen auf den ihren ruhen ließ. . . .

Dann erhob er sich langsam, es fiel ihm schwer, sich auch nur auf kurze Zeit von ihr loszureißen.

„Ich gehe jetzt, Geliebte!“ sprach er. „Noch ist es mir nicht gegönnt, sorgenlos, der Welt vergessend, in deinen Armen zu ruhen. Aber bald, bald kehre ich wieder — und so Gott will, ist der Zeitpunkt nicht mehr fern, in dem du ganz mein eigen bist, und nichts uns mehr trennen soll!“

Wie eine Zentnerlast fiel ihr das im Taumel der Liebe vergessene Versprechen auf die Seele, das sie der Baronin gegeben.

„Es darf nicht sein!“ sprach sie leise, während ihre schönen Augen wieder sich mit Thränen füllten.

„Warum nicht?“

„Ich gab mein Wort, nur noch einmal Eurer Kaiserlichen Hoheit zu begegnen — ich muß es halten!“

„Jenes Versprechen, das eine intriguante Frau deiner Arglosigkeit entlockt?“

„Ich habe es gegeben, ich muß es halten!“

„Laß es meine Sorge sein, die Baronin zu zwingen, daß sie dir es zurückgibt! Dann aber, Geliebte, dann giebt es nichts mehr, das dich von mir trennen kann, dann bist du mein!“

Durch Thränen lächelte sie Gewährung. Noch einmal schloß er sie innig in seine Arme, dann ging er. „Vertraue auf Gott und auf meine Liebe!“ war sein Abschiedsgruß.

Er hatte die Absicht, sich direkt zu Glona zu begeben. Schon war er auf dem Wege zu ihr, als ihm einfiel, daß dies doch nicht recht angängig sei, nachdem Barbely ihn zum Zweikampf gefordert hatte. Aergerlich blieb er stehen. Was sollte er nun thun? Sie zu einem Zusammentreffen mit ihm an drittem Ort bestimmen? Auch das ging nicht gut an, obwohl er nicht zweifelte, daß sie seiner Einladung

Folge leisten würde. Aber hinter dem Rücken seines Duellgegners mit dessen Gattin, mit ihr, die Ursache des bevorstehenden Zweikampfes war, ein Rendezvous haben — nein, seine ganze ehrliche Soldatennatur empörte sich dagegen!

Am liebsten hätte er, wie Alexander den gordischen Knoten mit dem Schwert zerhieb, so den Knäuel der Intriguen durch energisches, im Notfall gewaltsames Eingreifen vernichtet, allein so geschickt hatte die Baronin operiert, so verwirrt waren die Verhältnisse geworden, daß er nirgends eine Handhabe fand, deren er sich zu einem solchen Eingreifen hätte bedienen können. Der einzige Ausweg, der sich ihm schließlich zeigte, war der, Palfsy zur Baronin zu senden. Hatte dieser schon einmal mit der Baronin diplomatisirt, so mochte er es auch zum zweitenmal thun. Freilich mußte er zu diesem Zweck den Adjutanten tiefer in das Geheimnis seines Verhältnisses zu Frau von Czendhely einweihen, als es sonst geschehen sein würde, allein er wußte, daß Palfsy ihm von ganzem Herzen ergeben war. Dazu kam, daß dieser die Gelegenheit benutzen konnte, das, was der Erzherzog als einen dummen oder wenigstens voreiligen Streich seines Adjutanten ansah, sein Besuch bei der Baronin um Intervention in der Duellangelegenheit, wieder gut zu machen, indem er Barhely mittheilte, daß er auf Befehl des Erzherzogs die Forderung Barhelys formell entgegennehme und für die nötigen Sekundanten Sorge tragen werde.

So schien die Affaire dem Erzherzog sich am besten zu arrangieren, und dies würde vielleicht auch der Fall gewesen sein, wenn nicht inzwischen die ihm bisher unbekannt gebliebenen Ereignisse, die in dem Tode Barhelys gipfelten, stattgefunden hätten. Als Erzherzog Ernst seine Mittheilungen an Palfsy begann, unterbrach ihn dieser in ehrerbietiger Weise mit der Bitte, eine auf die Angelegenheit bezügliche Nachricht geben zu dürfen.

„Welche?“

„Baron Barhely ist tot!“

„Der Baron? So plötzlich? Wie ist es gekommen? Vielleicht ein Schlagfluß infolge der Erregung?“

„Es geht das Gerücht, daß er an Gift gestorben sei!“

„Er sollte sich vergiftet haben?“

„Oder vergiftet worden sein!“

„Das eine ist so undenkbar wie das andere!“

Balfsty schwieg.

„Sind Sie nicht auch dieser Ansicht?“

„Nein, Kaiserliche Hoheit!“

„Welcher denn sonst? So reden Sie doch!“

„Kaiserliche Hoheit, ich bitte, meine Meinung für mich behalten zu dürfen!“

„Was soll das heißen? Sie meinen doch nicht etwa, daß ich irgendwie die Hand im Spiele habe, um dem Duell zu entgehen? Balfsty!“

Seine Stimme bebte vor Zorn und seine dunklen Augen schossen Blitze.

„Um Gottes Willen, Kaiserliche Hoheit“, rief Balfsty erschrocken, „ich versichere auf meine Ehre, daß ich nicht die Ahnung eines solchen Gedankens gehegt habe!“

„So reden Sie! Was vermuten Sie?“

Einen Augenblick noch zögerte Balfsty, aber ein neuer zorniger Blick seines Chefs zerstreute seine letzten Bedenken.

„Ich vermute, daß die Baronin die Hand hier im Spiele hatte“, sagte er leise, aber fest.

„Flona? Sie halten sie für eine Mörderin?“

„Es liegt mir fern, Kaiserliche Hoheit, behaupten zu wollen, daß sie eine solche sei, aber für gänzlich ausgeschlossen halte ich es nicht, daß sie in der Furcht, ihre Kaiserliche Hoheit zu verlieren, in der Verzweiflung über diesen drohenden Verlust zu einem so entsetzlichen Mittel gegriffen hat!“

Der Erzherzog war sehr ernst, fast düster geworden. Ein Gedanke quälte ihn: War es so, wie Balfsty vermutete, so traf auch ihn eine unfreiwillige Mitschuld an dem Geschehenen! Hätte er nicht Flona in solcher Weise sich genähert, wie es geschehen, hätte er nicht, sie um Lauras

willen verlassend, das Gefühl gekränkter Eitelkeit bis zu einer fast wahnsinnigen Wut gesteigert, nie würde sie auf den Gedanken eines solchen Verbrechens gekommen sein!

Aber vielleicht war Palfsy mit seiner Mutmaßung im Unrecht! Es war ja eben nur eine Mutmaßung — sein Zögern, sie auszusprechen, bewies, für wie schwach er selbst die Fundamentierung derselben hielt — allerdings, er wußte nicht genau, wie sein Chef jetzt zu der Baronin stand, vielleicht stammte sein Zögern auch daher!

„Sie würden gewiß eine derartige Ansicht nicht aussprechen, Palfsy, wenn Sie nicht Gründe zu derselben hätten. Nennen Sie mir dieselben!“

„Kaiserliche Hoheit, meine Vermutung, daß die Baronin vielleicht der Sache nicht ganz fremd sei, basiert mehr auf dem, was die Gelehrten Imponderabilien nennen, als auf Thatfachen. Der Eindruck, den ich bei der Unterredung mit ihr empfing, wich wesentlich von dem früherer Abende, an denen ich sie als heitere Weltdame kennen gelernt hatte, ab. Sie befand sich in einem Zustande seelischer Erregung, den sie bei aller Gewandtheit nicht völlig verbergen konnte. Ein solcher erschien mir an sich noch nicht unnatürlich — die arme schöne Frau hatte anscheinend in den letzten Tagen viel Schweres erlebt. Aber im Laufe unserer Unterhaltung steigerte er sich, wie ich Eure Kaiserlichen Hoheit bereits bei meinem ersten Berichte anzudeuten mir erlaubte, zu einer wahrhaft beängstigenden Höhe, die jede ruhige Ueberlegung ausschloß. Erst ganz am Ende unserer Unterredung war sie wieder ruhiger geworden; sie schien zu einem Entschluß gelangt zu sein, den sie mir mitzuteilen sich jedoch weigerte — sie that dies in einer so sonderbaren Weise, sie gab mir ihr Versprechen, auf jeden Fall das Duell zu verhindern, in so eigentümlicher Art, daß ich mich zweifellos nicht so leicht beruhigt hätte, wäre nicht meine Haupt Sorge auf Eure Kaiserliche Hoheit gerichtet gewesen.“

„Eine Sorge, für die ich Ihnen sehr wenig dankbar bin!“ sagte der Erzherzog bitter. „Hätten Sie nicht in dieser Weise sich eingemischt, alles wäre anders gekommen!“

Doch es hat keinen Zweck, jetzt sich in Gedanken darüber zu verlieren, was hätte geschehen können — wir haben alle Veranlassung, uns mit dem zu beschäftigen, was geschehen ist. Näheres über den Tod des Barons wissen Sie nicht?“

„Das wird wohl erst die Untersuchung ergeben.“

„Meinen Sie, daß eine solche eingeleitet wird?“

„Ich zweifle nicht daran, daß es bereits geschehen ist, Kaiserliche Hoheit.“

„Es interessiert mich selbstverständlich in hohem Grade, zu erfahren, wie diese Untersuchung verläuft, welche Resultate sie zu Tage fördert. Können Sie dies in Erfahrung bringen?“

„Ich hoffe es, Kaiserliche Hoheit.“

„So thun Sie sofort die nötigen Schritte. Ich erwarte, daß mein Name in dieser Angelegenheit nur dann genannt werde, wenn es sich gar nicht umgehen läßt.“

„Zu Befehl, Kaiserliche Hoheit.“

„Noch eins. Es liegt mir selbstverständlich fern und steht mir auch gar nicht zu, in den Gang der Untersuchung irgendwie eingreifen zu wollen. Indessen könnte man immerhin einfließen lassen — es muß das natürlich in sehr geschickter Weise geschehen — daß es selbstverständlich nicht nur mir, sondern dem Kaiserlichen Hofe überhaupt sehr unangenehm sein würde, wenn mein Name bei der Behandlung dieser Affaire irgendwie, vielleicht gar öffentlich, genannt würde. Je weniger dies überhaupt geschieht, um so besser!“

„Ich werde nicht verfehlen, dies dem Untersuchungsrichter zu verstehen zu geben, und ich zweifle nicht einen Augenblick daran, daß er mir das nötige Verständniß entgegenbringen wird.“

„Kennen Sie ihn?“

„Es sind hier jedenfalls mehrere Untersuchungsrichter, Kaiserliche Hoheit; welchem derselben die Sache übertragen ist, werde ich bald erfahren.“

„Gut. Es dürfte im Interesse der Sache liegen, daß

dies alles möglichst bald geschieht. Damit Sie nicht durch Ihre dienstlichen Funktionen behindert sind, entbinde ich Sie bis auf weiteres von denselben.“

Balfsy grüßte militärisch und ging. Der Schluß der Unterredung war nicht nach seinem Geschmack. Er war der Ansicht, daß sein ihn nicht gerade übermäßig in Anspruch nehmender Dienst schwerlich gelitten haben würde, wenn er auch diese Angelegenheit noch besorgt hätte. War die vorläufige Entbindung von seinen Dienstfunktionen vielleicht nur die Einleitung zu einer definitiven Rückversetzung in sein Regiment? Es lag allerdings nicht in dem offenen Charakter des Erzherzogs, solche Verschleierungsmaßregeln anzuwenden, indessen sicher fühlte sich Balfsy doch nicht. Er glaubte, sich den Erzherzog, den ganzen Kaiserlichen Hof durch die Verhinderung des Duells zu einem, wenn auch von dem Ersteren natürlich nicht eingestandenen, doch darum nicht minder großem Dank verpflichtet zu haben. Nicht etwa, daß er glaubte, der Erzherzog fürchte diesen Zweikampf — dazu kannte er seinen Chef viel zu gut. Aber im Ernst konnte demselben unmöglich etwas daran gelegen sein, mit Barhely die Klinge zu kreuzen oder Kugeln zu wechseln; dachte er doch viel zu ritterlich, um in einem solchen Falle seinen Gegner nicht zu schonen, obwohl er wußte, daß er selbst auf eine gleiche Schonung nicht zu rechnen habe.

Ganz sicherlich wäre ihm auch dieser Dank in unausgesprochener Form zu teil geworden, wenn die Baronin — er war innerlich von ihrer Schuld fest überzeugt — ein anderes Mittel gewählt hätte. Wer aber konnte vermuten, daß sie zu einem so verzweifelten Schritt ihre Zuflucht nehmen werde!

Seine Ankunft im Gerichtsgebäude machte seinen unerquicklichen Reflexionen ein Ende. Der Präsident, der den Adjutanten des Erzherzogs mit ausgesuchter Höflichkeit empfing, wies ihn zu Herrn von Szimeth. Auch dieser zeigte ein sehr entgegenkommendes Benehmen.

„Herr Graf verzeihen“, sagte er, „wenn ich Ihrem

Wünsche, Näheres über die kaum eingeleitete Untersuchung zu erfahren, nicht sogleich entspreche. Allein mein Amt macht mir Verschwiegenheit zur Pflicht.“

„Unbedingte Verschwiegenheit?“

„Unbedingte Verschwiegenheit. Selbst wenn Seine Kaiserliche Hoheit der Erzherzog, der wohl dem Besuch, mit dem Herr Graf mich zu beehren die Güte haben, nicht ganz fernsteht, persönlich gekommen wäre, würde ich die gleiche Verschwiegenheit beobachten müssen.“

„Das ist mir sehr fatal.“

„Nur in einem Falle ist eine Ausnahme möglich!“

„Ah! In welchem?“

„Wenn die Person, welche über die Untersuchung informiert sein will, in der Lage ist, Aufschlüsse zu geben, welche dem Gang derselben förderlich sein könnten und jene Information notwendig erscheint, um die Aufschlüsse zweckentsprechend zu gestalten.“

„Dieser Fall würde allerdings hier vorliegen.“

„Ich vermute es. Seine Kaiserliche Hoheit . . .“

„Hat nichts mit der Sache zu thun, rein garnichts, mein lieber Herr von Szimeth, und es ist dringend notwendig, daß hierüber von vornherein volle Klarheit herrscht.“

„Ich verstehe!“

„Wohl aber habe ich ein persönliches Interesse an der Sache, und bin auch in der Lage, dieses Interesse nachweisen zu können, in einer Art nachweisen zu können, die Ihnen, mein verehrter Herr von Szimeth, gewiß beweisen wird, daß Sie gut thun, mich über die Sache zu informieren und auch über den weiteren Gang derselben auf dem Laufenden zu erhalten, da ich Ihnen meinerseits Aufschlüsse geben kann, die für die Untersuchung sehr wichtig sein dürften. Ich war gestern abend bei der Baronin Barhely!“

„Ah!“

„Mein Besuch hatte den Zweck, die Baronin dazu zu bestimmen, ein Duell zu verhindern, bei welchem ihr Gemahl der Herausforderer war.“

Der Untersuchungsrichter konnte kaum einen Ruf der Ueberraschung unterdrücken.

„Wer der Geforderte war, interessiert nicht?“ frug er.

„Nein, es interessiert nicht!“ Sie verstanden sich.

„Die Baronin erschien mir hochgradig erregt.“

„So hochgradig, daß . . .“

„Daß sie wohl etwas thun konnte, was bei ruhiger Ueberlegung ihr garnicht in den Sinn gekommen wäre.“

„So daß sie eventuell als nicht für die Folgen ihrer Handlungen verantwortlich bezeichnet werden könnte!“

„Ganz recht!“ Dem Adjutanten eröffneten diese Worte eine ganz neue Perspektive; vielleicht erledigt die Sache sich so am einfachsten.

„Als ich mich von ihr verabschiedete“, fuhr er fort, „hatte diese Erregung einen ganz bedenklichen Grad erreicht. Sie war entschieden nicht zurechnungsfähig. Genügt das?“

„Zum Nachweis Ihres Interesses an der Sache und der Begründung einer Verletzung der Amtsverschwiegenheit von meiner Seite vollkommen.“

„Dann darf ich also um Mitteilungen über die Sache bitten?“

„Ich habe keinen Grund mehr, sie Ihnen vorzuenthalten, Herr Graf! Auch ohne das, was Herr Graf mir soeben zu eröffnen die Güte hatten, hielt ich die Baronin für schuldig.“

„Ich mache Ihnen mein Kompliment über Ihren Scharfblick.“

„Bitte sehr, es war ziemlich einfach. Die Annahme eines Selbstmordes erschien ausgeschlossen, da das Fläschchen, dem das Gift, Blausäure, entstammte, nicht aufgefunden war.“

„Das ist klar.“

„Ein Raubmord hatte auch nicht stattgefunden. Sehr auffällig war ein auf dem Schreibtisch des Barons liegender angefangener Testamentsentwurf, umso mehr, als, wie ich nachträglich erfahren, der Baron ein Testament bereits früher gemacht und bei Gericht deponiert hatte.“

„Sie schlossen daraus, daß . . .“

„Der Baron Ursache hatte, ein nahes Ende zu erwarten. Einen Mord, wie er thatsächlich stattgefunden hat, konnte er unmöglich voraussehen, einen Selbstmord hat er nicht vollzogen, sonst hätte das Giftfläschchen zur Stelle sein müssen, also konnte es sich nur um ein Duell handeln. Herr Graf sehen, daß Ihre Eröffnungen mir nichts neues brachten, wohl aber eine wertvolle Bestätigung meiner Schlüsse.“

„Sie vermuten auch, mit wem das Duell stattfinden sollte?“

„Mit wem sonst, als dem Liebhaber seiner Frau — ihn zu nennen ist wohl unnötig!“

„Nochmals: Ich bewundere Ihren Scharfsinn!“

„Nur ein paar logische Schlüsse, nichts weiter! Die Annahme, daß die Baronin dieses Duell verhindern wollte, lag auch sehr nahe. — Da ihr kein anderes Mittel glückte — es ist wohl anzunehmen, daß sie es erst auf anderem Wege versucht hat — griff sie zum Giftfläschchen.“

„Wie kann sie sich aber das Gift so leicht verschafft haben?“

„Bei dem Verhör sagte sie mir selbst, daß ihr Gatte es schon seit längerer Zeit besessen und es ihr einmal gezeigt — es wird ihr nicht zu schwer gefallen sein, es an sich zu nehmen!“

„Allerdings. Was gedenken Sie nun zu thun?“

„Ich versuche, Beweise beizubringen. Was ich Herrn Grafen bisher vorzutragen die Ehre hatte, das alles bewegt sich nur auf dem Gebiete der Vermutungen, und so große Wahrscheinlichkeit dieselben auch für sich haben, eine Beweis-kraft wohnt ihnen nicht inne.“

„Wie aber wollen Sie diese Beweise erlangen? Es dürfte sehr schwer, nahezu unmöglich sein.“

„Schwierig wohl, allein ich hoffe trotzdem, an das Ziel zu gelangen oder vielmehr, schon an dasselbe gelangt zu sein.“

„Wie das?“

„Eben als Herr Graf sich melden ließen, hatte ein Geheimpolizist, den ich im Hause des Barons zur Beobachtung zurückgelassen, seinen Bericht begonnen. Ich ließ ihn abtreten, damit Herr Graf nicht warten brauchten. Wünschen Sie seinen Bericht zu hören?“

„Es wäre mir dies in der That sehr angenehm.“

„So haben Herr Graf die Güte, sich in dieses Kabinett zu begeben und die Thür desselben offen zu lassen.“

Balfsy folgte der Weisung, Herr von Szimeth klingelte und gab dem eintretenden Gerichtsdiener den Befehl, Bender hinein zu senden. Wenige Minuten später trat dieser ein.

„Ich habe dem Herrn Untersuchungsrichter bereits gesagt,“ begann er, „daß meine Beobachtung von Erfolg gewesen sei.“

„Ja, aber Sie haben mir noch nicht mitgeteilt, inwiefern dies der Fall gewesen. Geben Sie mir einen ausführlichen Bericht.“

Bender warf einen Blick auf die offene Thür des Kabinetts. Herr von Szimeth verstand ihn und machte ihm ein Zeichen, daß er ruhig sprechen könne.

„Ich hatte mir mein Versteck im Kleiderschrank zurecht gemacht“, begann der Geheimpolizist, „und in der Nähe desselben auf einem Stuhl Platz genommen, als ich leise Schritte auf dem Korridor hörte. Ein Schlüssel wurde vorsichtig in das Schloß gesteckt und herumgedreht; er schloß nicht. Ein anderer, ein dritter wurden probiert, dieser öffnete endlich.“

„Woher wissen Sie, daß es verschiedene Schlüssel waren?“

„Sie verursachten verschiedenartige Geräusche, als sie probiert wurden, der eine mehr knackend, der andere mehr schleifend. Die Thür ging auf und die Baronin trat ein.“

„Sie wissen bestimmt, daß die Baronin es war?“

„Ich sah sie vom Schrank aus auf einige Schritte vor mir!“

„Gut. Weiter!“

„Sie bebte zurück, als sie die Leiche erblickte, und es

schien fast, als wolle sie wieder entfliehen, dann aber faßte sie augenscheinlich Mut. Die Augen starr auf ihren toten Gatten geheftet, schritt sie vorwärts, schwer atmend. Am Schreibtisch angekommen, zog sie ein Fläschchen aus der Tasche ihres Morgenrocks.“

„Was that sie mit demselben?“

„Sie verbarq es in das zweite Fach des Schreibtisches auf der rechten Seite, hinter einer Menge dort liegender Papiere.“

„Sie handelte also mit kühler Ueberlegung: Wenn ich es direkt auf den Schreibtisch stelle, sagte sie sich, so muß man bedenken, daß man es dort vorher schon hätte sehen müssen; in dem Fach aber kann es einer oberflächlichen Untersuchung, wie wir sie bei der Kürze der Zeit nur vornehmen konnten, entgangen sein.“

„Zweifellos war dies ihr Gedankengang.“

„Und dann?“

„Dann schien plötzlich wieder ein Schrecken sie zu überkommen. Sie zitterte, daß sie sich an den Schreibtisch anklammern mußte, um nicht zu Boden zu sinken. Es ist wahr, daß ich an diesem Schrecken ein klein wenig Schuld trug.“

„Zuwiefem?“

„Ich hatte mich, um genau sehen zu können, etwas vorgebeugt, und dabei gaben die mich bedeckenden Kleidungsstücke ein leises Geräusch.“

„Sie merkte aber nicht, woher daselbe kam?“

„Nein. Sie vermutete wohl, daß die Leiche sich noch geregt habe, denn sie warf einen entsetzten Blick auf dieselbe und stürzte dann aus dem Zimmer, so eilig, daß sie sogar den Schlüssel abziehen vergaß.“

„Sie kehrte dann wieder, um ihn zu holen?“

„Das weiß ich nicht. Da ich vermutete, daß sie die Dienerschaft fortgesandt habe, ehe sie diesen Schritt unternahm, benutzte ich diese Gelegenheit, um unbemerkt aus dem Hause zu kommen und hierher zu eilen.“

„Sie haben recht gethan. Ob sie den Schlüssel ab-

gezogen hat oder nicht, ist mir von sekundärem Interesse. Gehen Sie jetzt in das Wartezimmer; ich werde Ihnen später sagen, was weiter geschehen soll.“

Sobald er hinaus war, trat Graf Balffy wieder ein.

„Es ist kein Zweifel mehr an der Schuld der unglückseligen Frau!“ rief er.

„Keiner!“

„Was wird nun geschehen?“

„Wenn Herr Graf nicht gekommen wären, würde ich sie sofort verhaften.“

„Und jetzt?“

„Jetzt“ -- Herr von Szimeth sah dem ihm gegenüberstehenden Grafen forschend in das Gesicht -- „jetzt werde ich einen auf dem Gebiet des Irrenwesens erfahrenen Arzt zu ihr senden.“

„Um sie auf ihren Geisteszustand untersuchen zu lassen?“

„Ganz recht, Herr Graf!“

„Seine Diagnose wird darauf lauten, daß die Baronin geisteskrank sei.“

„Das nehme ich mit ziemlicher Sicherheit an.“

„Können Sie die ärztliche Untersuchung nicht noch aufschieben?“

„Zu welchem Zweck?“

„Damit ich erst in Erfahrung bringe, wie Seine . . . wie andere Leute über dieselbe denken!“

„Ich will sie bis heute nachmittag verschieben, wenn Herr Graf mir bis dahin eine Mitteilung zukommen lassen wollen!“

„Ich bin bis nachmittag bestimmt wieder hier!“

„Gut, dann mag die Sache so lange ruhen!“

„Herzlichen Dank einstweilen, mein lieber Herr von Szimeth! Ich werde dafür Sorge tragen, daß Ihre . . . Gewandtheit die ihr gebührende Anerkennung findet!“

„Das soll mich sehr freuen!“

Balffy ging, viel leichteren Herzens als er gekommen war. Er zweifelte nicht daran, daß der Arzt sich bereit finden lassen werde, sein Gutachten in dem gewünschten

Sinne abzugeben. Nur eins machte ihm noch Sorge: Würde der Erzherzog bereit sein, Klona aufzugeben? Sie ganz und gar aufzugeben, wenigstens auf so lange Zeit hinaus, als ihre Unterbringung in das Irrenhaus dies nötig machte?

Er wußte nicht, daß die noch vor kurzem so heftige Neigung des Erzherzogs zu Klona durch diejenige zu Frau von Czendhely völlig in den Hintergrund gedrängt, nahezu ertötet war, und wunderte sich, daß derselbe seinen Bericht zwar mit sehr lebhaftem Interesse, aber doch ohne die von ihm erwarteten Aeußerungen lebhaften Mitgeföhls anhörte.

„Sie ist sehr zu bedauern, die arme Frau!“ sagte der Erzherzog, als Palsffy geendet. Das klang freilich nicht danach, als bedauere er den ihm drohenden Verlust einer Geliebten!

„Allein unter den obwaltenden Umständen“, fuhr er fort, „ist es jedenfalls das beste, wenn sie in einer Irrenanstalt oder Nervenheilanstalt auf so lange wenigstens untergebracht wird, als ihr Leiden andauert.“

„Kaiserliche Hoheit glauben an dieses Leiden?“ wagte Palsffy zu fragen.

„Sie nicht auch?“ Ein erstaunter Blick traf Palsffy, der im Augenblick erkannte, daß er einen Fehler begangen hatte. Gewiß war der Erzherzog einer der liebenswürdigsten Prinzen seiner Zeit, aber er war immerhin ein Prinz, und die hohen Herren glauben nur zu gern, was geeignet ist, ihnen aus einer bedenklichen Situation herauszuhelfen, und finden es sehr vermessen, wenn Andere nicht submissiv sich zu dem gleichen Glauben bekennen.

Palsffy beeilte sich natürlich, zu versichern, daß Niemand fester von der momentanen geistigen Verwirrung der Baronin überzeugt sei als er, dessen Schilderung der mit ihr zuletzt durchlebten Szene dem Untersuchungsrichter ja erst das Fundament für die Annahme einer solchen geliefert habe. „Das Wesentliche ist nun“, schloß er, „daß auch die ärztliche Diagnose entsprechend lautet!“

„Allerdings. Die Sache muß eben dem Arzt so geschildert werden, wie sie sich verhält!“

„Es liegt dies jedenfalls auch im Interesse der Baronin!“

„Im allseitigen Interesse. Da Sie der Einzige sind, der gestern noch mit der Baronin verkehrt hat, so ist es wohl am besten, wenn Sie diese Aufgabe übernehmen.“

„Ganz wie Kaiserliche Hoheit befehlen!“

„Ich habe in dieser Sache nichts zu befehlen, lieber Balffy, ich spreche nur meine Ansicht aus, vergessen Sie das nicht!“

Balffy begriff, daß der Erzherzog sich für alle Fälle einen Rückzug offen halten wollte und antwortete daher nur mit einer zustimmenden Verbeugung.

„Noch um eins möchte ich Sie bitten“, fuhr Erzherzog Ernst fort. „Es ist selbstverständlich wünschenswert, daß man der unglücklichen Baronin mit all der Rücksicht begegnet, die man einer von so schweren Schicksalschlägen Betroffenen schuldet. Von ärztlicher Seite geschieht dies nicht immer. Es wäre daher jedenfalls gut, wenn Sie über diesen Punkt mit dem Arzt Rücksprache nähmen. Bei dieser Gelegenheit können Sie ihn ja sehr gut über das informieren, was ihm zu wissen notwendig ist. Auch wäre es wünschenswert, wenn Sie die Baronin in geschickter Weise auf das vorbereiteten, was geschehen muß.“

„Ein sehr schwieriger Auftrag, Kaiserliche Hoheit!“ wagte Balffy einzuwerfen. Ihm war gar nicht wohl bei dem Gedanken, der Baronin mit einer solchen Mission gegenüberzutreten zu sollen.

„Daß ich Ihnen einen solchen Auftrag anvertraue“, entgegnete kühl der Erzherzog, „wird Ihnen jedenfalls hochwillkommen sein, denn wenn Sie sich desselben in geschickter Weise entledigen, so würde mein durch Ihr gestriges Vorgehen allerdings stark erschütterter Glaube an Ihr diplomatisches Talent wiederhergestellt sein. Weiter aber sind Sie diesen Akt der Rücksichtnahme eigentlich der Baronin schuldig; Sie dürfen nicht vergessen, daß dieses Ihr Vorgehen die direkte Triebfeder zu dem Geschehenen war. Ich

will ja gern anerkennen, daß Sie im besten Glauben und in bester Absicht gehandelt haben; allein wenn Sie, statt eigenmächtig, ohne Autorisation meinerseits einzugreifen, den Dingen ihren Lauf gelassen hätten, so würde der gute Barhely jetzt wahrscheinlich noch am Leben sein. Das müssen Sie doch zugeben, nicht wahr?“

„Gewiß, Kaiserliche Hoheit!“ Er konnte nicht verhindern, daß ein Zorn in ihm aufstieg, den er nur schwer noch unterdrücken konnte. „Der gute Barhely noch am Leben!“ Ja, gewiß! Aber der Erzherzog vielleicht nicht mehr! Oder doch im höchsten Grade bedroht! Er hatte ja eigenmächtig gehandelt, aber doch nur, um seinem Chef das Duell zu ersparen, bei dem dieser in keiner Weise Ruhm ernten konnte. Und das war nun sein Dank! Ein kühl ausgesprochener, schwerer Vorwurf, begleitet von der Aufforderung, wieder gut zu machen, was er „gefehlt“! Darauf freilich war er nicht gefaßt gewesen!

„Bei dieser Gelegenheit“, fuhr der Erzherzog fort, ohne Palflys Erregung zu bemerken oder bemerken zu wollen, „könnten Sie mir noch einen kleinen Dienst erweisen, lieber Graf!“

„Mit Vergnügen, Kaiserliche Hoheit!“ versicherte Palfly, obwohl er weit davon entfernt war, ein solches Vergnügen zu empfinden. „Was wird denn nun noch kommen?“ dachte er.

„Sie wissen, daß ich mich lebhaft für eine Frau von Czendhely interessiere, eine Dame, der von Seiten ihrer Verwandten in höchst ungerechter Weise begegnet worden ist.“

„Ich weiß, daß Kaiserliche Hoheit gern den Bedrängten die Gnade mächtigen Schutzes zuteil werden lassen!“ Besonders dann, wenn es sich um schöne, junge Frauen handelt, hätte er gern noch hinzugefügt. Es mochte wohl etwas von diesem Gedanken in seinem Ton gelegen haben, denn der Erzherzog warf einen fragenden Blick auf ihn, da aber Palfly vollkommen ernst blieb, fuhr er fort:

„Die Baronin zeigte nun Frau von Czendhely gegenüber eine ganz eigentümliche Regung . . . Ich möchte sie

fast als Eifersucht bezeichnen . . . Sie haben vielleicht auch etwas davon gemerkt?“

„O nein, Kaiserliche Hoheit!“

Der Erzherzog schien dieser Versicherung nicht recht Glauben zu schenken, in so unschuldig klingendem Ton dieselbe auch abgegeben wurde. „Ein Wunder wäre es nicht“, sagte er, „wenn diese Regung auch Ihnen aufgefallen wäre; sie zeigte sich in bisweilen recht markanter Weise. Die Baronin ging sogar so weit, Frau von Czendhely einen Besuch zu machen und das Versprechen, mein, wie sie angab, durch ihren Gemahl bedrohtes Leben zu retten, an die Bedingung zu knüpfen, daß Frau von Czendhely schwöre, mit mir nie wieder zusammentreffen zu wollen.“

„Ah!“

„Sie begreifen, daß dieser durch eine Intrigue, durch eine falsche Angabe erzwungene oder, richtiger gesagt, erlistete Schwur mir als in keiner Weise bindend erscheint. Aber Frau von Czendhely ist anderer Ansicht, und wenn ich auch nicht daran zweifle, daß es mir gelingen würde, sie von derselben abzubringen und zu der meinigen zu bekehren, so würde doch die Schwierigkeit am allereinfachsten gehoben werden, wenn es Ihnen gelänge, die Baronin zur Rückgabe dieses Versprechens der Frau von Czendhely, zu einem Verzicht auf dasselbe zu bewegen. Sie haben mich verstanden, Balsfy?“

„Vollkommen, Kaiserliche Hoheit!“

„So machen Sie sich an Ihre Aufgabe. Gelingt es Ihnen, wie ich hoffe, Ihr Ziel oder vielmehr Ihre Ziele zu erreichen, so dürfen Sie gewiß sein, daß ich nicht allein Ihren gestrigen faux pas vergessen, sondern bei geeigneter Gelegenheit mich Ihrer Talente erinnern werde.“

Balsfy sprach seinen Dank aus und ging. „Das ist ja reizend“, sagte er sich, seinem Ingrimme freien Lauf lassend. „Ein nettes Bouquet von Disteln und Brennnesseln, das mir Seine Kaiserliche Hoheit in die Hand gegeben hat! Mich wundert nur, daß er nicht noch sagt, ich möge ihm diesen oder jenen Stern vom Himmel holen,

dann wolle er gnädigst vergessen, was ich schon für ihn gethan! Hol' der Teufel diese Abhängigkeit von einem hohen Herrn, der ja im Grunde seines Herzens ein ganz guter Kerl ist, aber doch so weit Erzherzog, daß er meint, die ganze übrige Welt sei eigentlich nur dazu da, ihm Stoffe zu seinem Vergnügungsmenu zu liefern. Haben der hohe Herr gespeist, so hat der Kellner abzuräumen — fort mit allem, was er nicht mehr sehen mag! Fort schließlich auch mit dem Kellner! Ich bin ein Narr, daß ich mich zu solchen Sachen hergebe! Dank vom Haus Oesterreich? Verne aus der Geschichte, lieber Palffy, daß ein solcher nie zu erwarten ist!

Was ich jetzt übernommen habe, das will ich noch ausführen, dann aber werde ich die erste, beste Gelegenheit benützen, um solchem Dienst Valet zu sagen! Lieber Tag aus, Tag ein mich mit den dümmsten Rekruten abplagen, als in dieser Weise den Leporello zu spielen und schließlich, wenn ein Unerreichbares nicht erreicht wird, die Schuld daran in die Schuhe geschoben zu bekommen!

Er war vor dem Hause Barbelys angekommen. Nicht ohne Bangen stieg er die Treppe hinauf und ließ sich bei der Baronin melden. Sein Kommen erschien der jetzt bald in Todesangst vor Verfolgung Schwebenden, bald sich momentan sicher Fühlenden wie eine Bürgschaft dafür, daß ihr nichts geschehen könne, daß der Erzherzog seinen mächtigen Schutz ihr angedeihen lassen werde. Niemand anderen, ihn selbst ausgenommen, würde sie empfangen haben; für den Besuch Palffys machte sie rasch eine flüchtige Toilette, zum Gewand, da sie eine eigentliche Trauerkleidung nicht besaß und für sich auch so rasch nicht hatte verschaffen können, ja in ihrer Seelenaufregung hieran noch nicht einmal gedacht hatte, ein dunkelblaues, fast schwarz erscheinendes Kleid wählend.

Palffy sprach ihr in ceremonieller Weise sein herzliches Beileid aus. Nur zerstreut horchte sie auf seine Worte; sie brannte vor Begier, den eigentlichen Grund seines

Kommens zu erfahren. Sie sollte darauf nicht lange zu warten haben.

„Es ist nur natürlich“, sagte er, „daß gnädige Frau Baronin von diesen Ereignissen sehr schwer getroffen wurden, und jedenfalls beabsichtigen, eine Zeit lang in stiller Zurückgezogenheit zu leben.“

„Das ist nach einem solchen Trauerfall wohl selbstverständlich. Ich beabsichtige, vorläufig zu meiner Familie zurückzukehren.“

„Ich glaube nicht, daß dies das Richtige wäre.“

„Es ist doch das Nächstliegende. Wohin sollte ich sonst gehen?“

„Vielleicht würde sich eine Nervenheilanstalt empfehlen?“

„Eine Nervenheilanstalt?“

„Allerdings. Das Nervensystem der gnädigen Frau befindet sich in einer unter solchen Umständen natürlichen Zerrüttung — es muß sich in einer solchen befinden.“

Sein Ton klang sonderbar. „Es muß?“ fragte sie betroffen.

„Ja, es muß!“

„Wie soll ich das verstehen?“

„Es giebt dies die einzige Erklärung für das, was geschehen ist!“

„Was wollen Sie damit sagen?“

„Ich hoffte, daß gnädige Baronin mich rascher verstehen würden!“

„Sie sprechen in lauter Rätseln. — Warum sagen Sie nicht offen, was Sie meinen, Graf?“

„Ich gestehe, daß es mir schwer fällt. Gnädige Frau lebten nicht glücklich mit ihrem Gatten . . .“

„Nun?“

„Sein plötzlicher Tod wird zu Recherchen Anlaß geben, denen aus dem Wege zu gehen, am besten ist!“

„Gerüchten, wie Sie dieselben andeuten, Herr Graf, bricht man am besten die Spitze ab, indem man ihnen direkt entgentritt.“

„Ich sprach nicht nur von Gerüchten!“

„Wovon sonst?“

„Von — einer Untersuchung!“

„Ich habe dieselbe nicht zu scheuen!“

„Wirklich nicht?“

„Nein!“

Ihre Stimme war doch etwas unsicher geworden, in ihrem Auge malte sich eine schlecht verhehlte Angst.

„Auch nicht“, sagte er, jedes Wort abwägend, „wenn man beobachtet hätte, wie gnädige Frau ein gewisses Fläschchen, das man erst vergeblich gesucht hat, ein Fläschchen, das Blausäure enthielt, dieselbe Flüssigkeit, die den Tod des Herrn Barons verursachte, in dessen Schreibtisch verbargen?“

Ein Schrei, wie der eines zum Tode getroffenen Tieres brach von ihren Lippen. „Um Gotteswillen, ich bin verloren!“ rief sie, convulsivisch schluchzend.

„Noch nicht — wenn gnädige Frau den Rettungsweg betreten wollen, der sich bietet.“

„Welchen?“

„Ich deutete ihn bereits an — die Ueberführung in eine Nervenheilanstalt, in eine Anstalt, in der man sich mit der Pflege von Personen beschäftigt, die ihre geistige Klarheit momentan eingebüßt haben!“

„In ein Irrenhaus!“

„Nennen wir es auch mit diesem Namen, er thut ja nichts zur Sache! Es ist das wohl das einzige Mittel, durch das gnädige Frau sich der Verantwortung für das Geschehene entziehen können!“

„In ein Irrenhaus — vielleicht auf Lebenszeit!“

„Nicht doch — niemand hat ein Interesse daran, gnädige Frau länger dort zu halten, als unumgänglich notwendig ist, um den Schein zu wahren!“

„Geht dieser Gedanke vom Erzherzog aus?“

„Nicht doch — vom Untersuchungsrichter, der allerdings damit auch das Interesse Seiner Kaiserlichen Hoheit zu wahren glaubt!“

„Herr von Szimeth weiß alles?“

„Alles!“

„Und er willigt ein, mich für — geisteskrank gelten zu lassen?“

„Er selbst war es, der diesen Gedanken zuerst aussprach!“

„Und der Erzherzog?“

„Hält gleichfalls diese Lösung für die beste!“

„Er giebt mich auf — so leichten Kaufs!“

„So leichten Kaufs? Pardon, gnädige Frau, so leicht ist Seiner Kaiserlichen Hoheit das schwerlich geworden, auch schon deshalb nicht, weil er seine Hand dazu bieten muß, eine Schuldige — ich bitte nochmals um Verzeihung, aber ich finde kein anderes Wort dafür — der Strafe des Gesetzes zu entziehen, einer furchtbaren Strafe!“

„Der des Todes?“

„Der des Todes, allerdings! Ich glaube, gnädige Frau haben alle Veranlassung, es Seiner Kaiserlichen Hoheit hoch anzurechnen, daß er seine Einwilligung dazu giebt!“

„Mich in ein Irrenhaus zu sperren!“

„Das ist sicherlich vorzuziehen vor — dem Tode durch Henkershand!“

„Ich bin nicht so schuldig, als Sie meinen!“ rief sie in plötzlicher leidenschaftlicher Aufwallung. „Sehen Sie hier!“ Mit vor Aufregung zitternder Hand streifte sie den Ärmel ihres Gewandes empor und zeigte ihm die Spuren, die der rauhe Griff ihres Gatten auf ihrem schönen, weißen Arm zurückgelassen hatte. „Er hat mich mißhandelt, er wollte mich töten — nur um mich selbst zu retten, bin ich ihm zuvorgekommen!“

Balfry war zu jung, um sich in solcher Lage dem Zauber, den Jonas Schönheit auf Männerherzen auszuüben pflegte, widersetzen zu können. „Ich glaube Ihnen das“, sagte er in mitleidigem Ton, „ich glaube, daß Sie zur Verzweiflung getrieben wurden, allein werden auch die Richter zu diesem Glauben zu bringen sein? Schwerlich! Sie verlangen Beweise!“

„Beweise! Für das, was zur Nachtzeit, ohne Zeugen, zwischen mir und meinem Gatten geschehen ist!“

„Umso mehr Veranlassung haben gnädige Frau, die Hand nicht zurückzuweisen, die zur Rettung sich bietet!“

„So muß ich in das Irrenhaus!“

Er empfand aufrichtiges Mitleid mit dem Schmerz, der in ihrer Resignation sich aussprach, aber er war doch zu sehr Diplomat, um den Vorteil, den diese ihm bot, ungenützt zu lassen.

„Nur eine Bedingung haben gnädige Frau noch zu erfüllen“, sagte er.

„Welche?“

„Auf ein Versprechen zu verzichten, das Frau von Czendehely der gnädigen Frau gegeben!“

„Ah! darauf läuft es hinaus? Nimmermehr!“

„Bedenken gnädige Frau . . .“

„Nimmermehr, sage ich Ihnen, Herr Graf! Lieber will ich meinen Nacken unter dem Beil des Henkers beugen, als vom Schauplatz verschwinden, damit er in ihren Armen meiner spotten kann!“

„Wenn gnädige Baronin nicht mehr unter den Lebenden weilte, wäre es dann nicht dasselbe?“

„Nein! Sie würde ihren Schwur halten!“

„Schwerlich!“

„Sie würde es!“

„Selbst angenommen, daß gnädige Frau recht hätten — der Preis, der für diese Genugthuung gezahlt würde, wäre zu hoch!“

„Mir nicht!“

„Gnädige Frau würden in der bangen Einsamkeit des Kerkers bitter bereuen, nicht meinem wohlmeinenden Räte gefolgt zu sein — dann aber wäre es zu spät!“

„Ihrem wohlmeinenden Räte! Was Sie mir raten, ist der Tod! Rächen will ich mich an ihr — soll ich ihn nicht mehr besitzen, so soll sie es auch nicht!“

„Wer sagt denn, daß gnädige Frau ihn nicht mehr besitzen sollen? Klugheit, ein wenig mehr Klugheit! Gnädige Frau kennen doch Seine Kaiserliche Hoheit! Hat er erst gefunden, wonach er strebt, so wird er jene verlassen, wie

mehr als eine vor ihr, und dann ist der geeignete Moment, den Entflohenen wieder einzufangen!“

„Wenn das so leicht wäre!“

„Es wird gelingen, wenn gnädige Frau es, Bardon für meine Worte! — ein wenig geschickter anfangen. Der Erzherzog ist kein Freund leidenschaftlicher Szenen, sie wirken ernüchternd, fast degoutierend auf ihn. Sanfte Hingabe aber würde sicherlich das erreichen, was jetzt unmöglich erscheint! Wenn gnädige Frau solcher fähig wären . . .“

„Ich bin es nicht! Ich kann nur mit ganzer Seele lieben oder — hassen! Nein, Graf, hören Sie auf, in dieser Beziehung auf mich einwirken zu wollen. Nie, nie, nie werde ich jene, die mir so Verhaßte, des Wortes entbinden, das sie mir gegeben!“

„Unglückselige Frau, es ist Ihr Verderben, dem Sie zustreben!“

„Sei es! Lieber sterben, als ihn in ihren Armen glücklich wissen! Dieser Gedanke ist mir unerträglich, er peinigt mich mehr, als es die ausgefuchtesten Martern des Henkers vermöchten. Nein, sagen Sie es dem Erzherzog, nie, nie werde ich diesen Wunsch erfüllen, auf dem Schaffot noch werde ich ihr, wenn sie kommt, an meiner Todesqual sich zu weiden, zurufen: Ich sterbe gern, da ich weiß, daß du nie ihm angehören kannst!“

Ein mit Grauen gemischtes Gefühl der Bewunderung erfüllte ihn. Er sah ein, daß er dieser Festigkeit gegenüber nicht zum Ziele kommen werde. Einen Versuch noch wollte er machen.

„Gnädige Frau haben eins nicht bedacht!“ sagte er. „Es ist möglich, es ist nicht unwahrscheinlich, daß die Richter, wenn sie auch ein Todesurteil fällen müssen, die Frau Baronin der Gnade Seiner Majestät empfehlen. Daß diese auf Verwendung Seiner Königlichen Hoheit des Erzherzogs gewährt werden würde, ist gewiß. Und selbst, wenn die Richter sich zu jenem Schritt nicht entschließen könnten, würde der Erzherzog ihn thun. Das Todesurteil würde aufgehoben, in lebenslängliche Kerkerhaft unge-

wandelt werden, die schlimmer ist, als der Tod, die ihn als einen Erlöser herbeisehnen läßt!“

„Sei es!“

„Gnädige Frau wissen nicht, was Sie heraufbeschwören! Das ganze, noch so lange Leben in einsamer Kerkerzelle verbringen, die Stunden, die Minuten zählend, selbst im Schlaf keine Ruhe findend, zu herabwürdigender Arbeit gezwungen, den rohen Späßen der Kerkermeister preisgegeben, die in unbewußtem Haß gegen die vom Schicksal auf höhere Lebensstufen Gestellten an diesen sich zu rächen suchen, wenn sie in ihre Hände fallen, bei einem Versehen grausam gezüchtigt, dieser schöne, weiße Leib von unbarmherzigen Hieben zerfleischt, ein Leben voll unsäglicher Pein, Tag für Tag, Monat für Monat, Jahr für Jahr, o, es ist entsetzlich, grauenhaft!“

„Und wäre es noch zehnmal entsetzlicher und grauenhafter, als Sie es schildern — ich würde es dem üppigsten Wohlleben vorziehen, wenn ich bei diesem die Qual des Gedankens ertragen müßte, daß er an ihrem Busen ruhe! Nimmermehr soll das geschehen, nimmermehr! Das ist mein fester Entschluß, und nichts kann mich in ihm wankend machen!“

Er erhob sich seufzend, er sah, daß seine Mission gescheitert war. „Bis heute nachmittag haben gnädige Baronin noch Zeit“, sagte er, „möge sie genügen, um eine andere Entschliebung erstehen zu lassen.“

Sie schüttelte das Haupt, ein unverföhnlicher Haß sprühte aus ihren Augen. „Nie, nie!“ stieß sie nochmals hervor, als er die Thür hinter sich schloß, dann brach sie ohnmächtig zusammen.

Er ging zum Untersuchungsrichter.

„Nach reiflicher Ueberlegung“, sagte er demselben, „bin ich zu der Ueberzeugung gekommen, daß es in der That am besten ist, wenn die Baronin in eine Irrenanstalt gebracht wird.“

Herr von Szimeth verbeugte sich; er mußte sehr wohl,

daß der Adjutant mit diesen Worten den Entschluß des Erzherzogs kundgab.

„Nur fürchte ich“, fuhr Graf Palffy fort, „daß die Baronin ihrer Ueberführung in eine derartige Anstalt Widerstand entgegensetzen, einen Skandal provozieren würde.“

„Um so besser!“

„Wie meinen Sie das?“

„Auf diese Art würden etwa auftauchende Zweifel an der geistigen Erkrankung der Baronin am leichtesten widerlegt werden.“

„Allerdings — aber es könnte von ihrer Seite vielleicht der Name des Erzherzogs in nicht ganz diskreter Weise genannt werden.“

„Das würde von Seiten der abholenden Wärter des Irrenhauses, gänzlich zuverlässiger Leute, als ein Zeichen von Größenwahn angesehen werden.“

„Und die Aerzte?“

„Würden gleicher Ansicht sein.“

„Auch der untersuchende Arzt?“

„Dann jedenfalls, wenn er erfährt, daß Herr Graf dieselbe hegen und so trefflich motivieren, wie es bereits mir gegenüber geschah.“

„Ob das auch dann genügen würde, wenn die Baronin jetzt, nach der über sie hereingebrochenen Katastrophe, einen verhältnismäßig ruhigen, normalen Eindruck macht?“

„Auch dann. Ich sende Dr. Verzany hin. Ist sie ruhig, so erklärt er dies für einen Stumpfsinn, der klar zeigt, daß sie nicht zum Bewußtsein des Tragischen ihrer Lage gelangt sein kann, also unter geistiger Depression leidet. Ist sie aufgereggt, nun, so beweisen die Exaltationszustände klar, daß ihr Nerven- und Gemütsleben eine tiefgehende Störung erlitten hat. Geisteskrank ist sie, wenn er sie untersucht, auf alle Fälle!“

„Ist dieser Dr. Verzany ein fanatischer Dummkopf oder ein Schuft?“

„Das erstere ist ausgeschlossen, Herr Graf. Aber der Mann will Karriere machen, und nichts kann ihm dazu

willkommener sein, als ein Fall, wie der hier vorliegende?“

„Er ist unbedingt sicher?“

„Sobald Herr Graf mit ihm persönlich Rücksprache genommen haben werden, ja!“

„Darauf soll es mir nicht ankommen! Nun noch einmal zur juristischen Seite der Sache. Nachdem die Geisteskrankheit der Baronin sich herausgestellt haben wird, erfolgt sogleich die Einstellung der Untersuchung?“

„Sofort, nachdem das ärztliche Zeugnis vorliegt. Bis dahin geschieht natürlich nichts. Wir haben zuviel zu thun, um uns zwecklosen Arbeiten hinzugeben.“

„Und wie lange kann es dauern, bis das Zeugnis abgegeben wird?“

„Das kann unter Umständen sehr rasch, vielleicht heute noch geschehen, morgen aber bestimmt.“

„Haben Sie die Güte, für möglichste Beschleunigung Sorge zu tragen!“

„Herr Graf können sich ganz auf mich verlassen.“

„Ich bin überzeugt davon, mein lieber Herr von Szimeth, und werde nicht verfehlen, für die gebührende Anerkennung Ihrer treuen Dienste Sorge zu tragen.“

Herr von Szimeth sprach seinen Dank aus, und Palffy verließ ihn, um dem Erzherzog Rapport zu erstatten. Seine Fragen bezüglich der Beschleunigung der Sache und der Sicherheit, daß Alona für geisteskrank erklärt werden würde, hatten einen ganz besonderen Grund gehabt. Er wußte, daß der Erzherzog das Mißlingen seiner Sendung in bezug auf das von Alona zu gebende Versprechen der Ungeschicklichkeit seines Unterhändlers beimessen werde, soviel Mühe derselbe sich auch thatsächlich gegeben hatte, und mit so gutem Gewissen er sich sagen konnte, daß er alle Argumente in das Feld geführt habe, die geeignet waren, die Baronin zu einem Eingehen auf die Wünsche des Erzherzogs zu bestimmen. Alles war an dem unbesiegbaren Starrsinn und Rachedurst Alonas gescheitert — sollte er sich die Schuld dafür aufbürden lassen?

Er hatte herzlich wenig Lust dazu.

„Wie aber der ihm drohenden Ungnade entgehen?“

Er war nicht in Verlegenheit deswegen. Wenn Flona in so kurzer Frist vom Schauplatz der Ereignisse verschwand, in einen Ort gebracht wurde, von dem aus sie wohl schwerlich so leicht mit der Außenwelt sich in Verbindung setzen konnte, was hinderte ihn daran, seinem hohen Chef zu sagen, daß sie eingewilligt habe?

Wenn Flona später das leugnete, nun, so war sie eben zur kritischen Zeit geisteskrank gewesen und wußte nicht mehr, was sie in diesem Zustande gethan.

Wenn es ihr wider Erwarten gelang, aus der Irrenanstalt heraus sich mit dem Erzherzog in Verbindung zu setzen, ihm vielleicht Vorwürfe zu machen, so ließ der gleiche Grund sich in das Gesecht führen, abgesehen davon, daß kaum anzunehmen war, Erzherzog Ernst werde den Worten einer notorisch Geisteskranken ein hohes Gewicht beilegen, wenn diese Worte ihm unbequem waren. Im entgegengesetzten Falle, ja, da wäre die Sache ganz anders gewesen!

Schließlich war es ja doch hauptsächlich der Wunsch, seinen Chef glücklich zu wissen, der ihn dazu veranlaßte, demselben eine so der Wahrheit zuwiderlaufende Mitteilung zu machen — wenigstens war dies im äußersten Falle eine vorzügliche Entschuldigung!

Er zögerte nicht, seinen Entschluß zur Ausführung zu bringen, und hatte die Genugthuung, daß der Erzherzog sich ihm äußerst gnädig zeigte, wenn auch die Neußerung dieser Gnade nur eine kurze war, denn es trieb den hohen Herrn zu Frau von Szendhely, um ihr die Mitteilung zu machen, daß nun ihrem Glücke nichts mehr im Wege stehe.

Daß Laura die Botschaft, die Baronin gebe ihr das von ihr geleistete Versprechen zurück, mit lebhafter Freude aufnahm, ist selbstverständlich. So gut sie auch in der Schule des Leidens sich zu beherrschen gelernt hatte, ganz konnte sie ihren Gefühlen doch nicht gebieten. Ein inniger Blick aus ihren großen, wie die Nacht dunklen und geheimnisvollen Augen traf den Erzherzog, und ganz entzückt, aus

ihnen die Liebe zu ihm zu lesen, die ihr Herz erfüllte, preßte er sie an seine Brust.

Hätte Graf Palffy, der schon seit Antritt seiner Stellung in die nicht seltenen Liebesabenteuer seines Chefs so ziemlich vollständig eingeweiht war, die Liebeschwüre desselben hören können, er hätte wohl kaum ein skeptisches Lächeln zu unterdrücken vermocht. Und doch sprach Erzherzog Ernst die Wahrheit, als er versicherte, noch nie in seinem Leben die echte, wahre Liebe empfunden zu haben, die jetzt sein Herz erfüllte.

War es nur die siegreiche äußere Schönheit Lauras gewesen, die ihn zuerst bewegt und unwiderstehlich zu ihr gezogen hatte, so wußte sie durch eine unerkünstelte anmutige Liebenswürdigkeit dieses Gefühl nicht allein zu erhalten, sondern seelisch zu vertiefen. Nicht nur ihre in so hohem Grade entwickelten körperlichen Reize übten eine derartige Wirkung auf ihn aus, daß er im Wachen wie im Träumen ihr Bild vor sich sah, sondern mit seiner Bewunderung für diese, die ihn auch schon anderen Frauen gegenüber erfüllt hatte, paarte sich mehr und mehr eine aufrichtige Verehrung ihres Gemütes und ihres Geistes. Es war kein Wunder, daß er diesem Zauber erlag — auch Stärkere wären nicht imstande gewesen, ihm Widerstand zu leisten!

In Flona dachte er nicht mehr. Palffy hatte ihm, diesmal der Wahrheit gemäß, berichtet, daß die Ueberführung in die „Nervenheilanstalt“ des Dr. Berzany ohne Schwierigkeiten vor sich gegangen sei. In der That hatte Flona zu solchen keine Veranlassung; ihr war alles nahezu gleichgültig gegenüber dem Gedanken, daß der Erzherzog des ersehnten Lohnes für seine Untreue verlustig gehe, daß Frau von Czendhely ihm nie angehören könne. Dazu kam, daß man in der Anstalt sie, die nahezu völlig apathisch dem Aufsichtspersonal keinerlei Schwierigkeiten bereitete, ziemlich gut behandelte, während renitente Patienten beiderlei Geschlechts nicht selten grausame Mißhandlungen zu erdulden hatten, und daß Dr. Berzany selbst sich sehr lebhaft

für sie interessierte. Das schmeichelte ihrer stetig regen Eitelkeit, und so fühlte sie sich, vorläufig wenigstens, verhältnißmäßig zufrieden. Wenn sie bisweilen bei Verzany sich nach dem Erzherzog erkundigte, so gab jener ihr stets zur Antwort, daß der hohe Herr eine seiner früheren gänzlich entgegengesetzte Lebensweise führe und, sonst der glänzendste Kavalier der ungarischen Hauptstadt, jetzt fast ausschließlich seinen Studien ergeben sei. „Er will auf diese Art seinen Schmerz betäuben“, dachte sie, und ein grausames Lächeln der Befriedigung spielte um ihren kleinen, roten Mund.

Was Dr. Verzany ihr gesagt hatte, entsprach der in Budapest allgemein verbreiteten Meinung. Hatte Erzherzog Ernst sonst keine sonderliche Mühe getragen, seine Liebesverhältnisse mit dem Schleier des Geheimnisses zu verhüllen, so war er jetzt sorgsam darauf bedacht, seine Beziehungen zu Frau von Czendhely geheim zu halten. Er wußte, daß üble Nachrede Laura bestimmen könne, diese Beziehungen, wenn auch wohl nicht ganz zu lösen, denn dazu liebte sie ihn zu sehr, so doch wesentlich einzuschränken, und das wollte er um jeden Preis vermeiden.

Einem Kavalier gewöhnlichen Schlages wäre das vielleicht gelungen, für den von hundert Augen bespähnten Erzherzog war es unmöglich. Die Veränderung in seiner Lebensweise mußte auffallen, es konnte nicht anders sein, und zu viele hatten ein direktes oder indirektes Interesse daran, zu erfahren, was oder vielmehr wer ihn dazu veranlaßt habe. War es doch von jeher so und wird wohl auch immer so bleiben, daß der sicherste Weg zur Gunst hoher Herren durch das Boudoir schöner Frauen führt! Es mag ja Ausnahmen gegeben haben und noch geben, allein wer sich die Mühe giebt, der Sache auf den Grund zu gehen, wird fast immer zu der Ueberzeugung gelangen, daß diejenigen, von welchen man glaubt, daß sie den Reizen der schöneren Hälfte des Menschengeschlechts unzugänglich seien, nur in hervorragendem Maße das Geschick besitzen, ihre Nachgiebigkeit diesen gegenüber mit dem Mantel des Geheimnisses zu bedecken.

Wenn auch nur allmählig und auf Umwegen, so kam man im Laufe der Zeit doch dahinter, daß es Frau von Czendhely sei, die nun schon seit längerer Zeit, als es irgend einer ihrer Vorgängerinnen gelungen war, sich der mit keiner Rivalin getheilten Gunst des Erzherzogs erfreue. Wie dies selbstverständlich ist, gelangte die Kunde von diesem Verhältnis auch nach Wien in die Hofburg, und man fing dort an, ernstliche Besorgnisse zu empfinden. Den Erzherzog nach seiner früher gezeigten Haltung beurteilend, glaubte man, daß eine örtliche Trennung von Frau von Czendhely wohl das geeignetste Mittel sei, ihn diese allmählig vergessen zu lassen. Ganz unerwartet erhielt Erzherzog Ernst die Kunde, daß er nach Laibach versetzt sei und sich ungesäumt dorthin zu begeben habe.

Man hatte sich getäuscht, die Liebe des Erzherzogs zu Laura unterschätzt. Der Zwang, der auf ihn ausgeübt wurde, rief seinen Trotz, seine Widerstandskraft wach. Er war zu sehr Soldat, um einen Ungehorsam gegen den kaiserlichen Befehl zu wagen, allein er geriet in eine Stimmung, welche ihn geneigter machte, einer Rücksichtslosigkeit eine gleiche entgegenzustellen.

Als er Laura die Mitteilung von seiner Versetzung machte, empfand sie einen tiefen Schmerz. „So müssen wir uns trennen“ klagte sie.

„Uns trennen? Nicht doch! Du kommst mit mir nach Laibach!“

„Unmöglich!“

„Warum unmöglich?“

„Bedenke meinen Ruf!“

Er schwieg. In jedem anderen Falle hätte er Künste der Ueberredung versucht, um die Geliebte zu bestimmen, auf seinen Wunsch einzugehen. Aber er liebte Laura zu innig, um nicht zu erkennen, daß sie recht hatte.

„Mich von dir zu trennen, ist mir undenkbar“, sagte er in gepreßtem Tone. „Du bist mein, wie ich dein, und wer es auch sei, der dich mir zu entreißen versucht, er soll erkennen, daß sein Bemühen vergeblich ist.“

„Was kannst du thun, wenn man uns unser stilles Glück nicht gönnt?“

„Ist es denn ein Glück, das wir genießen? Heimlich, wie der Dieb in der Nacht, muß ich mich zu dir schleichen, sorgfältig darauf Acht geben, daß niemand ahne, wie unsere Herzen sich in Liebe verbunden haben — nein, das ist ein Zustand, den ich auf die Dauer nicht ertragen kann! Es ist vielleicht gut, daß es so gekommen ist, daß ich mich gezwungen sehe, für mein Glück zu kämpfen, dafür einzutreten, daß es endlich vollständig werde! Ich will es, und es wird geschehen!“

„Was gedenkst du zu thun?“ frug sie besorgt.

„Dich zu meiner Gattin zu machen!“

„Dazu wird Seine Majestät der Kaiser nie seine Einwilligung geben!“

„Dann heirate ich dich ohne diese Einwilligung!“

„Unmöglich! Bedenke, was du thun willst! Diese Heirat bedeutet einen Bruch mit deiner ganzen Familie!“

„Und wenn dies der Fall wäre, es würde mich nicht zurückschrecken! Aber es ist nicht nötig, daß diese Heirat gleich bekannt werde! Wenn uns des Priesters Hand verbunden hat, wenn du erst mein bist, ganz mein, wie ich schon seit so langer Zeit es ersehne, dann laß sie kommen — dem fait accompli werden sie sich beugen müssen!“

„Es wird einen furchtbaren Skandal geben!“

„Freilich werden die Hoffschranzen die Köpfe schütteln, daß der Staub aus den alten Perrücken steigt — laß sie, was kümmert es uns, wenn wir nur glücklich werden!“

„Du würdest einen furchtbaren Sturm entfesseln!“

„Fürchtest du ihn wirklich?“

„Nicht für mich, nur für dich!“

„Ich fürchte ihn nicht! Wenn du nur mein bist, mit unzerreißbaren Banden an mich gekettet, dann mag geschehen, was da will!“

„Mir ist so Angst, Ernst!“

„Fürchte nichts, nicht für dich, nicht für mich! Wenn

ich in Ungnade falle, was thut es? Ich bin reich genug, um ohne die da oben leben zu können!“

„Aber deine Stellung in der Armee?“

„Diese können sie mir nicht nehmen, ohne den Skandal herbeizurufen, den sie zu vermeiden allen Anlaß haben! Und dann — der Kaiser ist gut, ist mildherzig; wenn er auch zuerst wegen dessen, was er eine Mesalliance nennen wird, in Zorn gerät, dieser Zorn wird vorübergehen, und er wird mir wieder gnädig werden!“

„Du glaubst nicht, wie mich der Gedanke peinigt, daß ich, die ich so gern dir alles Glück der Erde zufließen sehen möchte, vielleicht zur Ursache des Unglücks für dich werde.“

„Das kann nimmermehr der Fall sein! Hältst du nur treu und fest zu mir, dann mag kommen, was da will, dann bin ich glücklich!“

„Du kannst nicht zweifeln an meiner Liebe und Treue!“

„Nein! Und eben, weil dies nicht der Fall ist, bin ich entschlossen, das Aeußerste zu wagen, um dich endlich für immer zu erringen!“

„Du wagst zu viel!“

„Nichts ist zu viel für dich!“

„Ach, Ernst — wenn jemals ein Augenblick käme, in dem du bereuest, was du jetzt thun willst — ich würde diesen Augenblick nicht überleben!“

„Er wird nie kommen! Habe doch Vertrauen zu mir! Verdienne ich es nicht?“

„In der weiten Welt ist niemand, zu dem ich mehr Vertrauen hätte, als zu dir — aber kann es dich verwundern, wenn bei dem außerordentlichen Schritt, den du thun willst, eine bange Sorge um die Folgen mich beschleicht?“

„Nein, nein, es ist ja nur natürlich! Aber du mußt sie besiegen, diese Sorge, du mußt mir zur Seite stehen, treu und fest! Willst du das?“

„Wenn es nicht anders sein kann — ich will es!“

„Dank, tausend Dank für dieses Wort! Nun ist alles gut, nun fürchte ich nichts mehr!“

In sehnender Liebe umschlang er sie, und heiße Küsse besiegelten nochmals ihren Bund.

* * *

Es traf sich für die Liebenden glücklich, daß Erzherzog Heinrich, der Bruder des Erzherzogs Ernst, nicht allein diesem in inniger, brüderlicher Liebe zugethan, sondern auch ein Mann war, der modernen Ideen und den Fortschritten der Wissenschaft, die uns über veraltete Vorurteile hinweghilft, stets sich zugänglich gezeigt hatte. An ihn wandte Erzherzog Ernst sich zunächst. Er legte dem Bruder sein ganzes Verhältnis zu Laura offen dar, sagte ihm, daß er ohne sie nicht leben könne, und bat ihn um seine Hilfe zur Ermöglichung einer heimlichen Trauung.

Erzherzog Heinrich war nicht wenig überrascht, fast erschrocken bei dieser Eröffnung. Er versuchte, den Bruder unzustimmen, allein wenn dieser auch im allgemeinen nicht gerade leicht zu einem Entschluß zu bringen war, so pflegte er doch, wenn er einmal einen solchen gefaßt hatte, an diesem mit Zähigkeit festzuhalten.

„Gieb dir keine Mühe, Heinrich“, sagte er. „Ich habe alles reiflich erwogen. Gäbe es einen anderen Weg, ich würde ihn gern einschlagen. Aber es giebt eben leider keinen!“

„Wenn du dich direkt an den Kaiser wendest?“

„So würde er ebenso direkt mir verbieten, Laura zu ehelichen, und mir mit weit mehr Recht zürnen, wenn ich es dennoch thue.“

„Seinem Zorn wirst du ohnedem nicht entgehen.“

„Das weiß ich, aber er läßt sich auch wieder versöhnen.“

„Das wird in diesem Falle nicht so leicht sein.“

„Ich rechne auf deine Hilfe!“

„Daß ich dir immer treubrüderlich zur Seite stehe, weißt du. Eben darum aber ist es auch meine Pflicht, dich vor einem so verhängnisvollen Schritt zu warnen.“

„Wenn du sie kenntest, Heinrich, du würdest ihn begreiflich finden und — billigen!“

„Das glaube ich schwerlich.“

„Es käme auf den Versuch an!“

„Meinst du das im Ernst?“

„Warum nicht? Ich sehe keinen Grund, warum ich dich nicht bei meiner Braut einführen sollte. Ich bin überzeugt, daß du dann anderen Sinnes werden würdest. Komm einmal mit zu ihr!“

Wenn ich aber dann bei meiner Ansicht beharre?

„Was willst du damit sagen?“

„Versprichst du mir, dann nicht mehr in mich zu dringen, dich bei dem, was ich für eine Thorheit ansehen müßte, zu unterstützen?“

„Nein, Heinrich, das verspreche ich dir nicht! Ich weiß, daß niemand auf Erden es treuer und ehrlicher mit mir meint, als du — aber unfehlbar bist du auch nicht! Sollte es meiner Braut nicht gelingen, dich für sich einzunehmen, was ich für ganz ausgeschlossen halte, deinem Schicksal entgehst du darum doch nicht! Helfen mußt du mir auf alle Fälle! Willst du es?“

Kräftig schlug Erzherzog Heinrich in die ihm dargereichte Hand des Bruders ein. „Ja, Ernst, ich will es!“ sagte er. „Und nun komm, führe mich zu Deiner Braut!“

Es geschah. Ein wenig besangen war Laura natürlich, als Erzherzog Ernst ihr seinen Bruder vorstellte, aber die Leutseligkeit desselben, die auch nicht das mindeste von jener Herablassung an sich hatte, welche, sichtbar hervortretend, oft bei Höherstehenden verrät, wie sehr sie sich zwingen müssen, den ihnen inwohnenden Stolz zu überwinden, diese Leutseligkeit gewann bald den Sieg über die Schüchternheit Lauras, und als sie erst ihre Schwingen freier regte, konnte Erzherzog Heinrich ebensowenig, als sein Bruder es vermocht hatte, dem Zauber ihrer Schönheit, ihrer Anmut und ihres Geistes, dieser drei in ihrer Vereinigung unwiderstehlichen Mächte Widerstand leisten.

„Nun?“ frug Erzherzog Ernst erwartungsvoll, als sie gemeinschaftlich den Heimweg antraten.

„Frage mich lieber nicht!“

„Ich hoffe doch nicht, daß . . .“

„Du sprichst dies in einem Tone, als würdest du mich vor die Klinge fordern, wenn ich nicht mich ganz und gar von den Reizen deiner Braut besiegt erkläre. Wohl an denn, um dieser Gefahr zu entgehen: Ja, Ernst, ich erkläre mich für überwunden!“

„Heinrich!“

„Im Ernst, es ist so. Ich begreife jetzt, was mir früher eine Thorheit erschien, noch mehr, ich gestehe dir, daß ich im gleichen Falle genau ebenso handeln würde wie du. Bist du nun zufrieden?“

„Mein lieber Bruder!“

Ein warmer Händedruck bezeugte seinen Dank.

„Wann gedenkst du zur Trauung zu schreiten?“ frug Erzherzog Heinrich nach einer kleinen Pause.

„So bald wie möglich. Du kannst dir ja denken, wie ich mich danach sehne, mein Glück vollständig zu genießen.“

„Freilich.“

„Ich habe auch bereits einen Priester gewonnen, der unsern Bund segnen will.“

„Wer ist es?“

„Der Militärkaplan Joseph Samejz!“

„Er ist zuverlässig?“

„Unbedingt. Was er mir versprochen hat, das hält er.“

„Und die Trauzeugen?“

„Ich hoffe, daß du die Rolle eines solchen übernehmen wirst. Nicht wahr, du schlägst mir diese Bitte nicht ab?“

„Nein, gewiß nicht. Und der andere Trauzeuge?“

„Ich habe an Rainer gedacht!“

„Hm!“

„Dieser Gedanke scheint deinen Beifall nicht zu finden?“

„Nein!“

„Warum nicht?“

„Rainer würde so, wie ich ihn zu kennen glaube, unter keinen Umständen deinen Wünschen sich geneigt zeigen.“

„Er ist doch auch mein Bruder!“

„Ja, das wohl — aber er ist doch anders geartet,

als wir beide. Sieh den Gedanken an Rainer auf, du thust gut daran.“

„Es fällt mir schwer. Warum meinst du, daß Rainer meine Bitte abschlagen würde?“

„Der Grund ist sehr naheliegend. Du glaubst doch nicht, daß deine Heirat dauernd verborgen bleiben kann?“

„Nein.“

„Nun also! Wird sie bekannt, so trifft der Zorn des Kaisers in erster Linie natürlich dich, in zweiter aber diejenigen, die dir zu dieser Heirat behülflich waren. Das würde Rainer entschieden abhalten, bei dieser Heirat als Trauzeugen zu fungieren.“

„Denselben Zorn riskierst du aber doch auch?“

„Natürlich! Aber das ist etwas ganz anderes. Ich sagte dir vorhin schon, und du weißt es auch so gut wie ich, daß Rainer eine ganz andere Natur ist, wie wir beide. Ich will ihn darum keineswegs tadeln, obgleich ich nicht mit ihm tauschen möchte. Wir beide sind frohlebiger, Rainer ist — ist mehr Erzherzog als Mensch. Habe ich nicht Recht?“

„Ich kann es nicht bestreiten. Aber wen soll ich sonst als zweiten Trauzeugen nehmen? Das Gesetz fordert zwei solche.“

„Balfsy vielleicht?“

„Balfsy? Nein, das geht nicht!“

„Warum nicht?“

„Balfsy ist mir zwar gewiß ergeben, aber er ist vor lauter Ergebenheit und im Glauben, zu meinem besten zu handeln, imstande, einfach nach Wien zu berichten, was ich beabsichtige.“

„Dann freilich darf er nichts davon erfahren. Aber hast du denn sonst niemanden, auf den du dich verlassen kannst?“

„Martin!“

„Deinen Kammerdiener?“

„Ja. Er ist der einzige, von dem ich weiß, daß er mir zu Liebe selbst den Zorn des Kaisers tragen würde.“

„So nimm ihn.“

„Ich traute mir nicht, es dir vorzuschlagen!“

„Warum denn nicht?“

„Ein Erzherzog und ein Kammerdiener nebeneinander als Trauzeugen!“

„Lieber Bruder, wenn doch alle Erzherzöge so brave und treue Menschen wären, wie dieser Kammerdiener! Nein, darum mache dir keine Sorge!“

„Ich weiß gar nicht, wie ich dir meine Dankbarkeit zeigen soll!“

„Darum gräme dich nicht, dazu wird sich schon noch einmal die Gelegenheit finden. Wann soll die Trauung stattfinden?“

„So bald wie möglich!“

„Das ist recht; man kann sonst nicht wissen, wer sonst seine Nase und vielleicht auch seine Hand noch dazwischen steckt. Auf mich kannst du jeden Augenblick zählen!“

Einige Tage später, am 26. April 1858, fand in der That die Trauung statt. Wir sind in der angenehmen Lage, hier denen, welche etwa an der Richtigkeit dieser Darstellung irgendwelchen Zweifel hegen sollten, eine Reproduktion des Blattes, auf welchem die Trauung in die Heiratsmatrikel eingetragen wurde, zu unterbreiten.*) Wie dieselbe erlangt wurde, davon wird später die Rede sein.

*

*

*

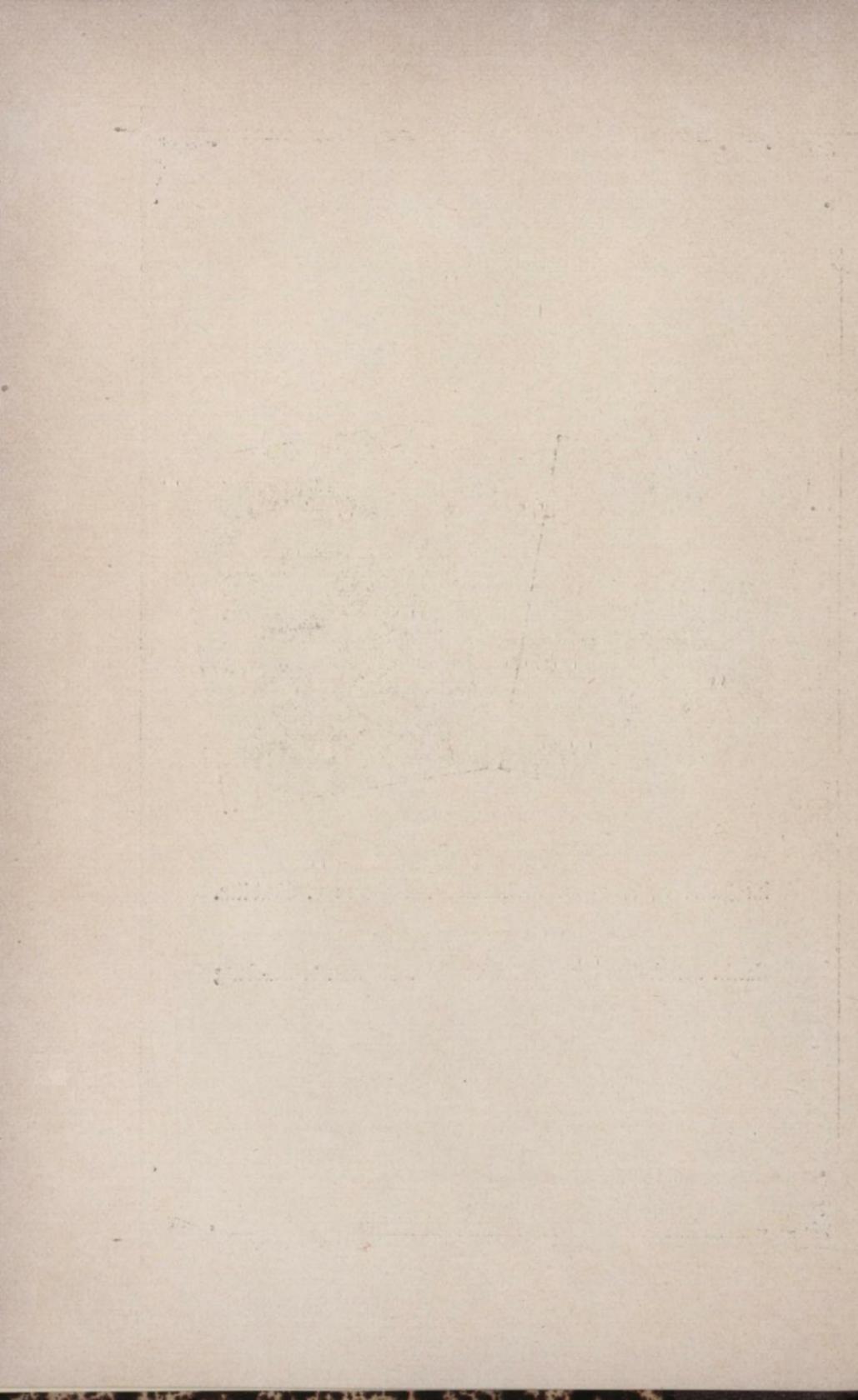
Aus den Jahren, welche unmittelbar auf die Vermählung des Erzherzogs folgten, ist wenig zu berichten. Sie verflossen in nahezu ungetrübtem Glück. In der Wiener Hofburg erfuhr man wohl die heimliche Vermählung des Erzherzogs Ernst, hielt es aber für das klügste, sie vollständig zu ignorieren. So wurde auch dem Erzherzog Heinrich kein Hindernis in den Weg gelegt, bei sämtlichen Kindern, die dieser Ehe entsprossen, als Taufpathe zu figurieren. Es waren dies:

*) Siehe Anlage. 4, 256



58 Erzherzog Ernst
im Jahre 1863, der Verheiratung mit Laura v. Skublitz.

Laura von Skublitz
Gattin des Erzherzogs Ernst mit Namen Freifrau v. Wallburg



1. Laura, geboren in Pest am 18. Januar 1859,
2. Ernst, geboren in Wien am 12. Dezember 1859,
3. Heinrich, geboren in Wien am 27. Juni 1861,
4. Clotilde, geboren in Laibach am 12. August 1863.

Die erste Jugend der Kinder war eine sehr glückliche. Das Ausbleiben des von Wien her erwarteten Sturmes hatte den Erzherzog sicher gemacht. Er scheute sich nicht, sich mit seiner Gattin und seinen Kindern öffentlich zu zeigen, und nichts konnte ihm eine größere Freude bereiten, als wenn dieselben von denjenigen, welche ihn begegneten und der Ehre einer Ansprache gewürdigt wurden, gelobt wurden. Noch leben hunderte von Personen, die sich dessen erinnern, die genau wissen, daß der Erzherzog sie ihnen gegenüber als seine ehelichen Kinder bezeichnete und hierfür Zeugnis abzulegen bereit sind. Allein es bedarf dieser Zeugnisse nicht, denn ganz abgesehen von dem oben reproduzierten Eintrag in die Ghematrikel des Militärpfarrbuches zu Laibach sind noch eine Anzahl eigenhändiger Briefe des Erzherzogs an seine jüngste Tochter vorhanden, in denen sämtlich er sich als „dein treuer Vater“ unterschreibt. Einige derselben werden in diesem Werk ebenfalls zur Reproduktion gelangen.

Leider sollte das so schwer errungene Eheglück des jungen Paares nicht von langer Dauer sein. Nach der Geburt des jüngsten Kindes begann die Baronin von Walburg — diesen Namen hatte, wie aus der Ghematrikel ersichtlich, Laura bei der Trauung angenommen, und er ging auch auf ihre Kinder über — zu kränkeln. Der Erzherzog konsultierte die berühmtesten Aerzte. Ihre Diagnose lautete einstimmig auf Gebärmutterkrebs. Darüber, ob eine Operation noch Heilung bringen könne, waren die Meinungen verschieden; ein Teil der Aerzte hielt dieselbe für ausgeschlossen, ein anderer, unter ihnen Professor Gustav Braun aus Wien, für möglich. Der Erzherzog, den der Gedanke, die Geliebte für immer verlieren zu sollen, fast zur Verzweiflung brachte, glaubte, nichts unversucht lassen

zu dürfen, sie noch zu retten. Anfangs Oktober 1865 wurde die schwer Leidende unter Beobachtung aller zu ihrer Schonung dienenden Vorschriften nach Wien gebracht, wo der Erzherzog im vierten Bezirk, Margarethenstraße Nr. 1 für sie eine Wohnung gemietet hatte. Die Operation wurde vollzogen, allein das Leiden hatte bereits zu große Fortschritte gemacht, als daß sie noch zu retten gewesen wäre. Sie litt so furchtbare Schmerzen, daß sie die Decken und die Polster ihres Lagers zerbiß. Nur die Gegenwart des Erzherzogs, der keine Sekunde länger, als unbedingt notwendig von ihrem Lager wich, konnte ihren Schmerz, ihre Seelenangst ein wenig lindern.

Der 18. Oktober 1865 kam heran. An diesem Tage fand in Wien in Gegenwart des Kaisers und sämtlicher in Wien anwesenden Mitglieder des Kaiserlichen Hauses die Enthüllung eines Denkmals statt; auch Erzherzog Ernst mußte an dieser Feier, der ein Diner im Palais des Erzherzogs Rainer folgte, teilnehmen. Sobald es möglich war, entzog er, der bei dem Gedanken an seine dem Tode nahe Gattin wahrhafte Folterqualen erlitt, sich der Tafel und eilte nach der Margarethenstraße.

Er fand seine Laura im Todeskampf. Von ihren Kindern, die noch zu jung waren, um zu ahnen, welcher furchtbare Verlust ihnen drohte, hatte sie bereits Abschied genommen; unsäglich litt ihr Mutterherz bei dem Gedanken, die lieben Kleinen ohne den Schutz derer, die ihnen das Dasein gegeben, in einer Welt zurücklassen zu müssen, in der, wie sie wohl in ahnungsvollem Geist voraussehen mochte, des Leides viel, der Freude wenig sich ihnen bieten werde. Thut sich doch bisweilen vor dem Blick des Sterbenden die sonst verschlossene, ferne Zukunft auf, der Schleier sinkt, der sonst sie uns verhüllt, und Bilder zeigen sich uns von dem, was noch im Schoß des Verdens verborgen ruht!

Sie hielt das Bild des Erzherzogs in den Händen, dasselbe, das er ihr bei seinem ersten Besuch in Budapest zurückgelassen hatte, als er eintrat.

Erschüttert blieb er auf der Schwelle des Gemaches stehen, in dem nur noch ihre treue Dienerin Fanny sich befand; ihm entging nicht, daß die Stunde der Auflösung herangekommen war.

Sie wirkte mit der kleinen, weißen, jetzt so abgezehrt aussehenden Hand; langsam, fast unfähig, den Schmerz, der in seinem Innern tobte, zu beherrschen, näherte er sich ihrem Lager und sank an demselben nieder.

Mit einer letzten Krastanstrengung schlang sie die Arme um seinen Nacken. „Ernst!“ flüsterte sie ihm zu.

Er hob das gesenkte Haupt und schaute ihr in die wie in überirdischem Glanze strahlenden Augen.

„Ernst! Versprich mir, die Kinder niemals zu verlassen!“

„Ich schwöre es dir!“

Sie sank in ihre Kissen zurück. Eine geisterhafte Blässe breitete sich über ihr noch im Tode schönes Antlitz. Ein Schauer durchbebte ihren Körper. Angstvoll griff er nach ihrer kleinen Hand.

Ihre bleichen Lippen murmelten unverständliche Worte, der Glanz ihres Auges trübte sich. Kalt und kälter fühlte ihre Hand sich an, noch einmal richtete sie sich auf: „Meine armen Kinder!“ flog es wie ein Seufzer von ihren Lippen, als schaue sie vor dem Auge des Geistes das Schicksal der Kleinen, die sie zurücklassen mußte, dann ein konvulsivisches Beben, ein tiefer Athemzug, ihr Herz stand still!

Sie hatte geendet!

Einen Blick, so voller Verzweiflung, voll unendlichen Wehs, daß jeder, der ihn gesehen hätte, auf das tiefste ergriffen worden wäre, warf der Erzherzog noch auf die Verschiedene, dann erhob er sich und faltete die Hände, um ein stilles Gebet zu sprechen. Aber den Trost, die Beruhigung, die ein solches sonst mit sich zu bringen pflegt, gewährte es ihm nicht. Er vermochte nicht, es zu vollenden, nur seine Lippen sprachen noch die Formel nach, sein Geist wußte nichts von ihr. Sein Blick weilte auf der Leiche der Geliebten, langsamer kamen die Worte von

seinem Munde, starrer wurde sein Auge, mit einem wilden Aufschrei warf er sich wieder vor ihrem Bett nieder, unzusammenhängende Laute rasenden Schmerzes stammelnd, die Leiche derer, die im Leben sein alles gewesen, mit nervigem Arm umschlingend und an seine Brust drückend, ihr bleiches, kaltes Antlitz mit Küssen bedeckend. Er wußte nicht, was er that; wer ihn so gesehen hätte, hätte für die gesunde Vernunft des so schwer Betroffenen fürchten müssen.

Lange dauerte es, bis dieser wilde Paroxysmus des Schmerzes einer Erschöpfung Platz machte, die einen an Betäubung grenzenden Zustand herbeiführte. Jetzt erst gelang es seinem getreuen Martin, der auf Januys Veranlassung leise seinem Herrn in das Sterbezimmer nachgegangen war, ihn aus diesem zu entfernen. Kaum aber wurde er dies gewahr, so entriß er sich der Hand des um ihn besorgten Dieners und kehrte in jenes zurück, um sich einzuschließen und viele Stunden dort zu verbringen, allein mit der, die, wie er schmerzwoll ausrief, sein guter Engel auf Erden gewesen.

In der Karlskirche fand die Einsegnung der Leiche statt, dann die Beisetzung auf dem Magleinsdorfer Friedhofe. Es war am 20. Oktober 1865. Der Erzherzog, die Kinder, ein Vertreter des Erzherzogs Wilhelm und eine Reihe anderer Personen gaben der, die noch vor kurzem mit Recht als ein Ideal weiblicher Schönheit bezeichnet werden konnte und nun so jäh ihren Lieben entrisßen worden war, das letzte Geleit. Der Erzherzog ließ ihr ein einfaches Monument mit der Inschrift setzen: Hier ruht Laura Freiin von Walburg, gest. am 18. Oktober 1865; die Kinder ließen später noch hinzufügen: Tief betrauert und beweint von den elternlosen Kindern.

Von den elternlosen Kindern?

Hatten sie nicht noch ihren Vater, den Erzherzog?

Hat er nicht des Gides sich erinnert, den er der Sterbenden am Totenbett geleistet?

Die streng wahrheitsgetreue Darstellung des Schicksals dieser Kinder wird die Antwort auf diese Fragen geben.

Die militärische Pflicht forderte die Rückkehr des Erzherzogs Ernst in seine Garnison Laibach. Er schwankte, ob er die Kinder mit sich dorthin zurücknehmen sollte, hielt es aber schließlich für geeigneter, sie der Obhut seines Hofbeamten Sebastian Hauswirth zu überlassen. Sie blieben in der von ihm gemieteten Wohnung in der Margaretenstraße. Um sicher zu gehen, daß für die Verwaisten in zweckentsprechender Weise gesorgt werde, wandte der Erzherzog sich an den Bruder der Verewigten, den Obergespan Julius von Stubliz in Galab, berief ihn telegraphisch zu sich und bat ihn als nächsten Verwandten, die Vormundschaft über die Kinder zu übernehmen.

Julius oder, wie er in der Familie mit der ungarischen Form seines Namens genannt wurde, Gyula von Stubliz, hatte in der Zeit, in welcher seine Schwester sich in bedrängten Verhältnissen befand, ihr die von ihm erbetene Hilfe nicht geleistet. Die Gerechtigkeit fordert allerdings, anzuerkennen, daß er, bis über die Ohren in Schulden steckend, nicht imstande war, ihr mit materieller Unterstützung zur Seite zu stehen. Immerhin aber hätte er den Einfluß, den er in seiner Stellung als Obergespan besaß, zu ihren Gunsten geltend machen können. Er that es nicht. Erst als Laura die Gattin des Erzherzogs geworden war, erschien es ihm geraten, sich ihr wieder zu nähern.

Ganz unvermutet überraschte er sie mit seinem Besuche in Laibach und gab bei dieser Gelegenheit eine solche Fülle brüderlicher Liebe kund, daß Laura gar nicht wußte, was sie eigentlich von dieser plötzlichen Sinnesänderung denken sollte. Der Schlüssel zu dem Rätsel ließ nicht lange auf sich warten. Bei seinem Gehen trug er ihr die Bitte vor, ihm ein Darlehen zu gewähren. Sie zögerte keinen Augenblick, obgleich es sich um eine recht beträchtliche Summe handelte. Bei jedem seiner späteren Besuche wiederholte sich dann dies; Laura war zu gutherzig und zu großmütig, um ihm, der meisterhaft zu schildern verstand, wie er, selbstverständlich unverschuldet, wieder in Nothlage geraten sei, seine Bitte abzuschlagen. Er war vermählt mit der Tochter

eines sehr angesehenen und wohlhabenden ungarischen Hauses, die jedoch deshalb von ihrem Vater verstoßen und enterbt worden war, weil er sie bei einer überaus zärtlichen Szene mit seinem Kutscher überrascht hatte. Sie hatten eine Tochter Isabella, die von Vater und Mutter in jeder Weise verzogen und verhätschelt wurde. Nicht allein diesen Bruder unterstützte Laura auf das freigebigste, sondern auch einen anderen, der, ehemals Rittmeister bei den Husaren, durch eine allzu große Vorliebe für die Flasche vollständig heruntergekommen war. Sie nahm ihn zu sich nach Laibach und trug für alle seine Bedürfnisse in reichlichstem Maße Sorge, die er ihr dadurch vergalt, daß er Excesse beging, die schließlich seinen weiteren Aufenthalt in Laibach unmöglich machten. Ueberhaupt war Laura außerordentlich mild gesinnt und wohlthätig; als die Nachricht von ihrem Tode nach Laibach kam, hieß es bei den Bedürftigen: „Mit der Baronin Walburg haben wir einen Engel verloren.“ Ihr Andenken ist heute noch dort ein gesegnetes, und alle Versuche, sie anzuschwärzen, die später in einer Absicht unternommen wurden, die sich aus den Thatsachen klar charakterisieren wird, sind an der Macht der Wahrheit gescheitert.

Dem Rufe des Erzherzogs leistete Gyula von Skublig mit Vergnügen Folge; er erkannte sofort, daß nach Lage der Sache sich dort für ihn viel im Trüben fischen lassen würde. Das erste, womit er seine Befähigung zur Vormundschaft dokumentierte, war, daß er den gesamten Nachlaß der Verstorbenen übernahm; ihr Baarvermögen, ihr sehr wertvoller Schmuck, ihre Garderobe, ihr Mobiliar, alles verschwand auf Nimmerwiedersehen. So gründlich verfuhr er bei dieser Arbeit, daß es den Kindern später unmöglich war, auch nur ein Taschentuch ihrer Mutter als Andenken an diese zu erhalten. Dabei hatte er noch die Stirn, als er hierüber zur Rede gestellt wurde, zu behaupten, er habe als guter Bruder die Schulden der Verbliebenen bezahlt. Der Aufforderung, dies nachzuweisen, konnte er leider nicht nachkommen, ebensowenig angeben, bei wem denn die Baronin, für deren Bedürfnisse der Erzherzog auf das freigebigste

forgte, Schulden gemacht haben sollte. Welcher Wert seiner Behauptung beizumessen ist, geht wohl am klarsten daraus hervor, daß seine eigene Gattin einst über ihn äußerte: „Ich habe meinen Mann noch nie die Wahrheit sprechen gehört!“

Im Uebrigen jedoch harmonierte sie trefflich mit ihm, besonders in Bezug auf seine Ansichten über das den Kindern gegenüber einzuschlagende Verfahren. Es klingt geradezu unglaublich, daß die Kinder, für deren Unterhalt der Erzherzog regelmäßig Summen zahlte, die zu einer wahrhaft fürstlichen Erziehung ausgereicht hätten, in der Küche Reis und Kartoffeln essen mußten, während der Obergespan mit seiner Familie in den auserlesensten Tafelgenüssen schwelgte. Als die alte, treue Fanny, empört über ein derartiges Thun und Treiben, mit einer Mitteilung desselben an den Erzherzog drohte, wurde sie Knall und Fall entlassen, und fortan nur ungarische Dienerschaft engagiert, die vor dem Herrn Obergespan einen solchen Respekt hatte, daß sie zu allem schwieg.

Schlimmer jedoch noch als alles das war, daß der gewissenlose Vormund und seine Gattin die weichen Kinderseelen durch Erziehung zur Lüge und Verstellung zu vergiften trachteten. Hatte der Erzherzog seinen Besuch angemeldet, so wurden sie herausgeputzt und ihnen unter Androhung schwerer Mißhandlungen verboten, dem Papa gegenüber in irgend einer Weise zu klagen, dagegen streng eingeschärft, ihm immer zu sagen, wie lieb die Tante Hermine zu ihnen sei, und wie gut sie es bei ihr hätten.

Ein Beispiel der Liebe und des Zartsinns dieser Tante Hermine! Die erst dreijährige Clothilde, das Nesthäkchen, war von dem Erzherzog stets besonders bevorzugt worden und hing mit zärtlichster Liebe an ihm. Plötzlich vom Vater getrennt, glaubte es bei den Spaziergängen mit der Bonne bald in diesem, bald in jenem Militär ihn zu sehen und lief mit dem Rufe: „Papa! Papa!“ auf diese zu. Als die Bonne dies der Frau Obergespan rapportierte, war diese so taktvoll, zu Bekannten zu äußern, daß das Kind merkwürdige Anlagen zeige, militär- und männerfüchtig zu werden!

Die üble Behandlung erreichte ihren Gipfelpunkt im Kriegsjahre 1866, in dem eine Ueberraschung seitens des gänzlich von seinen militärischen Pflichten in Anspruch genommenen Erzherzogs in keiner Weise zu fürchten war. Es ging so weit, daß eine alte ungarische Kinderfrau, die noch heute in Tapoleza in Ungarn lebt und sich des Vorfalles sehr genau erinnert, von der Tante, als diese sie mit den Kindern spielend antraf, mit folgenden Worten angeherrscht wurde: „Sie haben wohl Gescheidteres zu thun, als sich mit diesen Mißfragen abzugeben; gehen Sie lieber zu meiner Isabella oder wohin Sie wollen, aber mit diesen Bettelfragen verbiete ich Ihnen zu sprechen!“

So wurde den armen, verlassenen Kindern die Einzige genommen, die bisweilen noch ein gutes Wort für sie gehabt hatte. Es war in der That höchste Zeit, daß eine Aenderung eintrat, wenn die Kleinen nicht unter so unwürdiger Behandlung geistig und körperlich verkommen sollten. Oder war das vielleicht die Absicht des Herrn von Skubly und — hinter ihm Stehender?

So ganz wird das sich schwerlich je aufklären lassen.

Es dauerte bis in das Jahr 1867 hinein, ehe der Erzherzog von der unwürdigen Behandlung erfuhr, die man seinen Kindern zuteil werden ließ. Er hatte sie in den besten Händen geglaubt und einen solchen Mißbrauch seines Vertrauens kaum für möglich gehalten. Als eine eingehendere Nachforschung die ihm zuerst zuteil gewordenen Nachrichten bestätigte, enthob er den Obergespan sofort seines Amtes als Vormund und setzte seinen Sekretär Rudolf Skall als solchen ein. Die Knaben wurden in das Löwenburgsche Konvikt in Wien gegeben, die Mädchen in Pension zu einer Familie Kaiser, ebenfalls in Wien.

Dem Herrn Obergespan kam diese Wendung der Dinge ganz unerwartet. Es hatte sich so schön von dem vollen Tische essen lassen, den der Erzherzog für seine Kinder decken ließ! War er doch allmählig so sicher geworden, daß er die Kinder die Equipage, die von dem Erzherzog für sie nach der von ihm für seine Familie gemieteteten

Grillenvilla in Mödling gesandt wurde, nicht ein einziges Mal benützen ließ, sondern dieselbe ausschließlich für sich und seine Familie in Anspruch nahm! Und nun sollte mit einem Male die Quelle seines Wohllebens sich verschließen! Ja, das war freilich sehr unangenehm!

Er wehrte sich denn auch mit Händen und Füßen. Er machte eine Eingabe nach der anderen an das Bezirksgericht Wieden in Wien. In einer dieser Eingaben findet sich eine sehr interessante Stelle. Sie lautet wörtlich: „Die Enthebung meiner Person von der Vormundschaft über meine Nissen und Nichten erfolgt nur darum, weil man an höchster Stelle bemüht ist, die Kinder einstens in ihren berechtigten Erbansprüchen zu schädigen. Darum bitte ich, die Enthebung zurückzunehmen, da nur ich allein imstande bin, die Interessen der Kinder zu schützen.“

Das giebt zu denken. Würde der Obergespan wohl gewagt haben, eine solche Behauptung in einem amtlichen Schriftstück auszusprechen, wenn er nicht in der Lage gewesen wäre, dieselbe zu beweisen?

Schwerlich!

Würde er nicht zur Verantwortung gezogen worden sein für diese Behauptung, durch welche Mitglieder des Kaiserlichen Hauses auf das schwerste verdächtigt wurden, wenn man nicht solche Beweise und vielleicht schwer compromittierende Enthüllungen fürchtete?

Sehr wahrscheinlich!

Da keinerlei Verfolgung gegen ihn eingeleitet wurde, was folgt daraus?

Diese Frage wird Jeder sich selbst beantworten können, um so mehr, als die an dieser Stelle auftauchenden Vermutungen später durch Thatsachen, die hier zu Mitteilung gelangen werden, ihre vollinhaltliche Bestätigung erfuhren.

Schon hier, wenn nicht vielleicht schon früher, sicher aber hier beginnt die Intrigue, welche darauf hinausläuft, die Kinder um ihr ihnen rechtmäßig zustehendes Erbe zu bringen.

Von wem geht diese Intrigue aus?

Der Jurist fragt in solchem Falle: Cui bono? Das heißt: Wem kommt es zu Gute?

Auch diese Frage wird an der Hand von Thatsachen noch ihre klare und unwiderlegliche Beantwortung erfahren.

Die Versuche des Herrn Obergespans, dessen Eintreten für die Interessen der Kinder selbstverständlich nur den Zweck hatte, seine eigenen Interessen zu wahren, blieben erfolglos. Sie brachen plötzlich ab, so plötzlich, daß die Vermutung nahe liegt, er habe gegen eine entsprechende Entschädigung auf ein weiteres Vorgehen in dieser Richtung verzichtet. Ein Beweis hierfür ist nicht vorhanden und wird nach Lage der Sache auch schwerlich jemals erbracht werden können.

Für die Kinder begann nun wieder eine bessere Zeit. Die Knaben wurden im Löwenbergischen Konvikt ihrer Geburt gemäß behandelt, besonders seitdem der Erzherzog, bei einem Spazierritt am Schottenring zufällig den Zöglingen des Konvikts begegnend, seine beiden Söhne dadurch gewissermaßen öffentlich anerkannt hatte, daß er sie zu sich auf das Pferd hob und seine Zärtlichkeit ihnen gegenüber zeigte. Sie sowohl als die Mädchen, die in dem Hause der Familie Kaiser eine wahre Heimat gefunden hatten, wurden, wenn ihr Vater in Wien sich aufhielt, alle vierzehn Tage zu ihm in das Palais des Erzherzogs Rainer, das er dann gewöhnlich bewohnte, geholt und dort verbarg er seine Vatergefühle für sie in keiner Weise. Auch sonst sandte er den Kindern alles, womit er ihnen eine Freude bereiten zu können dachte.

Im Jahre 1869 kamen die Knaben in das Stift zu Melk, zwei Jahre später Ernst in die Unterrealschule zu Güns in Ungarn und nach Absolvierung derselben in die Kadettenschule zu Tyrnau, Heinrich in das Konvikt zu Seitenstetten. Die Mädchen wurden in das Institut der englischen Fräulein zu St. Pölten in Niederösterreich gebracht.

Während der Ferien hielten die Knaben sich bei ihrem Vater auf seinem Gute Schönkirchen in Wien auf. Er ließ ihnen dort Reitstunden geben und schenkte Ernst einen Böny, Heinrich ein Gselsgespann. Die Mädchen kamen

in den Ferien zu ihrem Vormunde, dem Sekretär Skall, der zu diesem Zweck eine Villa in Klosterneuburg gemietet hatte und, da er als Witwer die Beaufsichtigung der Mädchen nicht gut führen konnte, die Frau eines Photographen Hofbauer aus Wien mit ihren drei Kindern, zwei Mädchen und einem Knaben, zu sich nahm. Regelmäßig kam dann auch der Erzherzog nach Klosterneuburg, und niemals zögerte er, seiner Zärtlichkeit gegen seine Kinder Ausdruck zu geben. Er verbrachte den ganzen Tag bei ihnen, spielte mit ihnen und kehrte abends mit seinem Schimmelgespann nach Wien zurück.

Während dieser ganzen Zeit hatten diejenigen, welche den Kindern übel wollten, entweder nichts zu thun gewagt, oder nichts zu erreichen vermocht. Jetzt zeigt sich eine äußerst auffallende Erscheinung, welche beweist, daß sie ihren Plan nicht aufgegeben hatten, im Gegenteil, der Verwirklichung desselben ein gutes Stück näher kamen.

Im Sommer 1872 brachte der Vormund der Kinder, Herr Sekretär Skall, den Mädchen neue rosa Kleidchen und sagte ihnen bei dieser Gelegenheit:

„Morgen kommt Euer Wohlthäter. Ihr dürft nicht mehr Papa zu ihm sagen; er hat sich dies immer gefallen lassen, weil er Euch gerne hat, aber von jetzt an darf es nicht mehr sein. Ihr habt Euch durch seine Aehnlichkeit mit Eurem Vater getäuscht, Euer Vater lebt nicht mehr, ist schon lange tot!“

So jung die Mädchen noch waren — Laura 13, Clotilde 9 Jahr — eine derartige Eröffnung konnte nicht spurlos an ihnen vorübergehen.

Auf wessen Veranlassung war diese **Lüge** den Kindern gesagt worden?

Es ist nach den bereits weiter oben gegebenen Ausführungen nicht schwer zu erraten.

Ist das Wort **Lüge** berechtigt?

Allerdings!

Eine Lüge ist eine Unwahrheit, bei deren Aussprechen der sie Hervorbringende sich bewußt ist, daß er die Unwahr-

heit sagt. Es tritt also zu dem objektiven Moment der Unwahrheit an und für sich das subjektive Moment des Bewußtseins dieser Unwahrheit hinzu.

Daß Herr Skall, der Sekretär des Erzherzogs, der mit diesem so lange Jahre hindurch in einem nahezu intim zu nennenden Verkehr stand, zum mindesten bei Uebernahme der Vormundschaft ganz genau wußte, daß der Erzherzog der Vater der Kinder war, ist absolut zweifellos. Er kann auch nicht durch irgendwelche Vorspiegelungen dahin gebracht worden sein, das Gegentheil der Wahrheit für diese zu halten, dazu war er in die Verhältnisse viel zu genau eingeweiht. Hunderte von Malen hatte der Erzherzog sich mündlich und schriftlich nach dem Befinden seiner Kinder bei Skall erkundigt. Wenn dieser, der im Großen und Ganzen von denen, die ihn gekannt haben, als gutmütig geschildert wird, den Kindern eine solche Eröffnung machte, so mußten mächtige Argumente auf ihn eingewirkt haben. Welcher Art dieselben waren, wird sich bald zeigen.

Skall teilte den Mädchen noch mit, daß am nächsten Tage der Erzherzog zum Besuch kommen werde, und entließ sie dann. Nicht fröhlich, wie sonst, eilten sie zu ihren Spielen, langsam gingen sie dahin.

„Glaubst du das?“ frug Clotilde, deren Temperament von jeher lebhafter war, als das ihrer älteren Schwester.

„Was denn?“

„Daß unser Papa nicht mehr unser Papa sein soll!“

„Ich weiß ganz gut, daß er unser Papa ist!“

„Ich auch. Und ich sage es ihm auch!“

„Thu' das lieber nicht!“

„Warum denn nicht?“

„Herr Skall könnte am Ende böse darüber sein!“

„Mag er doch! Der Papa erlaubt nicht, daß uns jemand etwas zu Leide thut!“

Als am nächsten Tage der Erzherzog kam, traten ihm die Kinder befangen und schüchtern entgegen. Er frug sie nicht nach dem Grunde ihrer Zurückhaltung. Als aber die lebhafteste Clotilde, wie er es liebte, auf seinem Knie saß

und seinen langen Schnurrbart streichelte, überwand sie alle Befangenheit.

„Denke dir, du sollst nicht unser Papa sein!“ sagte sie. „So etwas! Als ob ich nicht meinen Papa am besten kennen würde!“

Der Erzherzog — schwieg darauf! Der Zwischenfall wurde vollkommen ignoriert.

Dieses Schweigen ist der beste Beweis, daß Erzherzog Ernst mit diesem Vorgehen gegen seine Kinder einverstanden war, wie sich dies in verstärktem Maße auch aus dem weiteren Verlauf der Sachen ergeben wird. Dieses Einverständnis erklärt auch zur Genüge die Haltung seines Sekretärs Skall, der zweifellos auf seinen Befehl handelte.

Wie war es nun möglich gewesen, sein Einverständnis mit einer Taktik zu erzielen, die, wie die Thatsachen beweisen, auf eine brutale Beraubung seiner Kinder hinauslief? Hatte er denn den Eid ganz vergessen, den er seiner sterbenden Gattin geschworen?

Nein! Wer den Erzherzog gekannt hat, mußte wissen, daß er hierzu unfähig war. Wie aber erklärt sich denn seine Handlungsweise?

Um diese Erklärung zu geben, müssen wir etwas weiter ausholen. Der Erzherzog hatte sich, um seinen Schmerz über den Verlust seiner geliebten Gattin zu betäuben, in einen Strudel von Zerstreungen gestürzt. Das, was man einen guten Wirt, einen sparsamen Haushälter nennt, war er nie gewesen, das Geld hatte für ihn stets nur als Mittel zum Zweck Wert gehabt. Der Vorwurf kann ihm nicht erspart werden, daß er nicht damals, als er noch imstande dazu war, dies zu thun, gleich bei dem Tode der Mutter, dauernd für die Zukunft der Kinder sorgte!

Wäre nun vielleicht eine mangelhafte Erfüllung seines der Sterbenden gegebenen heimlichen Versprechens noch mit seinem Charakter in Einklang zu bringen gewesen, eine gänzliche Ignorierung desselben widerspricht demselben vollständig. Und wenn trotzdem für die Zukunft der Kinder

nicht Vorsorge getragen wurde, so führt uns dieser Umstand, zusammen mit der von Erzherzog Ernst in späteren Lebensjahren wiederholt vor einwandsfreien Zeugen abgegebenen Versicherung, es sei geschehen, mit zwingender Gewißheit auf die Ursache seiner so plötzlich veränderten Haltung den Kindern gegenüber: Man sagte ihm diese Sorge zu unter der Bedingung, daß, damit Skandal vermieden werde, seine Vaterschaft in den Schleier des Geheimnisses gehüllt werde, man stellte dies zur Bedingung, auf die einzugehen er nachgiebig genug war.

„Wer that dies?“

Cui bono?

Nun, den Kaiser von Marokko interessiert es schwerlich, ob ein österreichischer Erzherzog Vater von vier Kindern ist oder nicht, wohl aber die Mitglieder des österreichischen Kaiserhauses und zwar in einem um so höheren Grade, je näher sie mit Erzherzog Ernst verwandt waren. Sein Bruder Erzherzog Heinrich ist auszuschließen; er hatte selbst die Hand zur Vermählung des Erzherzogs Ernst geboten und war Taufpathe sämtlicher Kinder desselben.

Wer bleibt dann übrig?

Diese Frage wird erst beantwortet werden, wenn das vollständige Material zur Beweisführung beigebracht sein wird.

Es ist noch in reichem Maße vorhanden!

Die Ferien der Mädchen wurden in diesem Sommer ausnehmend lange ausgedehnt. Erst in der zweiten Hälfte des Oktober kehrten sie von Klosterneuburg nach dem Institut zurück. Etwa vierzehn Tage mochten sie in demselben zugebracht haben, als sie eines Abends spät noch zu der Kammermeisterin gerufen wurden. Unter einigen Worten höflichen Bedauerns theilte diese ihnen mit, daß ihr Vormund Herr Skall an einer Halsentzündung plötzlich gestorben sei. An seine Stelle als Vormund trete der neu ernannte Sekretär des Erzherzogs Ernst, Herr Alois Frühmann.

Daran wäre ja, abgesehen von dem sehr plötzlich erfolgten Tode Skalls, nichts auffälliges gewesen, aber an diese Mitteilungen schloß sich die ernste Ermahnung, fortan ja recht brav zu sein und dem neuen Vormunde keinen Anlaß zur Klage zu geben, damit er „unserem Wohlthäter“ — dieses Wort wurde besonders scharf betont — nur Gutes berichten könne.

Sonderbar, daß auch hier das bereits von Skall gebrauchte Wort „Wohlthäter“ auftaucht! Läßt diese Coincidenz nicht darauf schließen, daß beide Weisungen von derselben Stelle herkommen?

Den Kindern würde wohl diese Szene schwerlich so fest im Gedächtnis geblieben sein, wäre sie nicht der Ausgangspunkt einer tiefergreifenden Veränderung gewesen. Skall hatte in regelmäßigen, kurzen Zwischenräumen den Kindern seinen Besuch gemacht, sie mit sich zum Speisen in eins der feinsten Restaurants genommen, wo sie sich aussuchen konnten, was ihr Herz begehrt, sie mit der elegantesten Garderobe — damals war im Institut noch keine gleichmäßige Uniformierung eingeführt — sowie mit Konfekt und Spielzeug in reichstem Maße versehen. Das alles hörte nun auf, aber auch — die Liebenswürdigkeit der Klosterfrauen. Als die Kinder eingetreten waren, war besonders Clotilde, die damals erst fünf Jahre zählte und ein sehr hübsches, zierliches und aufgewecktes Kind war, das bereits perfekt französisch sprechen und deutsch lesen und schreiben konnte, von allen verhätschelt worden. Dadurch war sie wohl etwas übermütig geworden und geneigt zu Unarten. Wenn aber eine Lehrerin über solche der Oberin klagte, so bekam sie die stereotype Antwort: „Lassen Sie meine Clotilde in Ruhe!“

Nun mit einem Male hörte das auf, da, abgesehen von der regelmäßigen Zahlung der Pension, niemand mehr sich um die Kinder zu kümmern schien; jede Unart wurde streng gerügt.

Das wäre vielleicht auch ganz gut gewesen, denn eine Verhätschelung wirkt selbst im zarten Kindesalter schon

schädlich und desto mehr, je länger sie andauert. Aber die Veränderung sollte noch eine viel eingreifendere werden.

Im Jahre 1873 wurden die Kinder abermals vorgerufen und ihnen eröffnet, daß wieder ein Wechsel in der Person des Vormundes eingetreten sei. Zu diesem sei Herr von Gall, ein Sekretär des Erzherzogs Rainer, ernannt worden. Sie müßten sehr brav sein und viel lernen, um sich dereinst als Erzieherinnen ihr Brot selbst verdienen zu können. Sie seien elternlose Kinder, die dem Erzherzog Rainer empfohlen worden seien, sodaß er für sie die Pension zahle, wenn sie aber nicht gut thun wollten, würden sie hinausgeworfen werden. Der Unsinn mit dem angeblichen Papa Erzherzog müsse ein Ende nehmen. Er sei nur angehört worden, weil man Kindergeschwätz keinen Glauben beimesse, jetzt aber sei Clotilde schon zehn Jahre und Laura vierzehn Jahre alt, und da müsse man denken, bevor man spreche. Die Eltern seien schon lange tot — damit Basta!

Die Frage, wer es gewesen, der dem Erzherzog Ernst das Versprechen gegeben, für die Zukunft seiner Kinder Sorge zu tragen, kann nunmehr wohl als gelöst angesehen werden. In welcher Weise dieses Versprechen erfüllt wurde, werden wir ja sehen. Als wahrscheinlich sei noch hervorgehoben, daß die nunmehr hervortretende Isolierung des Erzherzogs Ernst von seinen Kindern von ihm gefordert wurde, wenn die finanziellen Schwierigkeiten, in welche er geraten war, geregelt werden sollten. Ein Beweis hierfür liegt nicht vor. Ob und wie die Zusage dieser Regelung gehalten wurde, wird sich ebenfalls noch ergeben.

Daß die Kinder durch diese Eröffnungen im höchsten Grade überrascht wurden, ist selbstverständlich. Dagegen, daß sie zu geregelterm Lernen angehalten wurden, läßt sich ja nichts einwenden; das schadet niemandem. Bedenklicher schon erscheint der Hinweis darauf, daß sie sich später als Erzieherinnen ihr Brot selbst würden verdienen müssen. Es ist kaum vor auszusetzen, daß die Oberin spontan dies gesagt habe, dazu liegt die Annahme, die Kinder eines

österreichischen Erzherzogs würden nicht einmal soviel von ihrem Vater erben, um gegen Nahrungsorgen geschützt zu sein, denn doch zu fern. War dieses Wort aber ebenfalls vorgeschrieben, so zeigt es deutlich, worauf man schon damals hinauswollte — auf die **Verraubung der Kinder** um das ihnen gesetzlich zustehende Erbe.

Ganz im Einklang damit steht das Verbot, künftighin von Erzherzog Ernst als von ihrem Vater zu sprechen.

Es mußte ja jedem auffallen, wenn die Töchter eines Erzherzogs als Erzieherinnen fungierten. Jetzt waren sie noch jung genug, vielleicht gelang es, den Glauben daran, daß der Erzherzog ihr Vater sei, in ihnen zu erschüttern und allmählig ganz auszurotten! Waren sie doch gewöhnt, die Klosterfrauen als erhabeneren Wesen, als halbe Heilige zu betrachten, aus deren Munde kein unwahres Wort kommen konnte! Und die Frau Oberin hielt gute Zucht, das zeigte sich in der Behandlung, die den armen Kindern jetzt zuteil wurde.

Früher die verzogenen Lieblinge aller, konnten sie jetzt es niemanden mehr recht machen. War eine Unart verübt worden, deren Urheberin nicht zu entdecken war, so mußten es die Walburgs gewesen sein; war etwas verloren oder zerschlagen, die Walburgs, immer die Walburgs! Sie wurden zu Sündenböcken des ganzen Instituts gemacht. Früher ihrer reichen Toilette wegen beneidet, mußten sie jetzt die von anderen Kindern abgelegten Kleider tragen. Selbst ihre für außerehelich gehaltene Geburt wurde ihnen in mehr oder weniger versteckter Weise zum Vorwurf gemacht. So lange Erzherzog Ernst reichlich für sie gezahlt hatte, hatten die frommen Klosterfrauen an derselben keinen Anstoß genommen; sobald das Geld aus der Kasse des Erzherzogs Rainer spärlich floß, waren sie nur noch geduldet!

In die weichen Kinderseelen bohrten sich die kränkenden Worte wie Schwerter ein. Immer schärfer wurden sie, immer rücksichtsloser ging man gegen sie vor. „Ihr gehörtet an den Mist, wenn die Gnade des Erzherzogs Rainer

nicht wäre!“ bekamen sie zu hören. Immer und immer wurde ihnen diese Gnade vorgeworfen, auf jedes Butterbrot bekamen sie, um eine landläufige Redensart zu gebrauchen, dieselbe geschmiert. Wenn es wirklich eine Gnade gewesen wäre, so hätte sie durch diesen Mißbrauch allen Wert verloren.

Aber es war keine solche. Selbst wenn man ganz außer Betracht läßt, daß der zu seinen Kindern so zärtliche Erzherzog Ernst nicht der Mann war, sich der Sorge um sie gänzlich zu entschlagen, wenn ihm nicht das ganz feste Versprechen erteilt worden wäre, daß für dieselben in bester Weise anderweit gesorgt werden solle, wäre es die ernste Pflicht des Erzherzogs Rainer gewesen, seine Neffen und Nichten nicht verkommen zu lassen. Wie wurde diese Pflicht erfüllt?

Zwei Beispiele mögen genügen, dies zu zeigen.

Als die Kinder arg am Husten litten, stellte man sie nachts auf die kalten Steinfließen vor der Thür, damit ihr Husten nicht die Klosterfrauen im Schlafe störe!

Als Clotilde derart erkrankte, daß der Arzt sie in das Bett schickte, weil sie sich nicht mehr aufrecht erhalten konnte, befahl ihr die Kammermeisterin, sofort aufzustehen und in die Schule zu gehen. Als sie dort ohnmächtig zusammenbrach und befürchtet werden mußte, daß der Arzt, wenn er den Vorfall erfahre, denselben zur Anzeige bringen werde, wurde Clotilde wieder in das Bett gebracht, aber in ihrem Zimmerchen den ganzen Tag allein gelassen. Niemand durfte nach ihr sehen oder mit ihr sprechen, niemand der von quälendem Durst Gepeinigten Wasser reichen!

Es soll nicht behauptet werden, daß die Absicht vorgelegen habe, die Kinder um das Leben zu bringen, das aber geht aus dem Gefagten zur Evidenz hervor, daß, wenn dies der Fall gewesen wäre, man keine zweckentsprechenderen Mittel zur Ausführung dieses Planes hätte wählen können!

Sechs Jahre dauerten diese entsetzlichen Zustände; sechs

Jahre hindurch wurden die Mädchen in dieser Weise gepeinigt!

Und der Vormund?

Im April 1879 ließ er sich zum ersten Male blicken — ein äußerst pflichttreues Verhalten, das muß man sagen! Er überzeugte sich von der Ausbildung der Mädchen. Jetzt endlich wurden sie auch gefürmt. Angeblich war die Erzherzogin Maria Raineria Firmpathin, als ihre Stellvertreterin fungierte die Gattin des Klosterarztes. Die Firmgeschenke bestanden in goldenen Uhren billigster Qualität mit vergoldeten Kettchen, sowie je einem in blauen Sammet gebundenem Gebetbuch.

Die Hoffnung der Mädchen, nunmehr von dieser Leidensstation erlöst zu werden, schien noch nicht in Erfüllung gehen zu wollen. Es bedurfte dazu erst eines Wechsels in der Person der Oberin. Diejenige, welche früher diese Stelle eingenommen hatte, starb, an ihre Stelle trat eine Gräfin Castiglione. Ihr fiel das scheue, gedrückte Wesen Clotildes auf. Eine Szene, die sich bald nach ihrem Eintritt ereignete, klärte sie über den Grund dieses Wesens auf.

Wie stets am Jahreschlusse, fand eine große Prüfung in Gegenwart des Bischofs, der Oberin und aller Lehrerinnen statt. Sie währte von 8 Uhr früh bis 5 Uhr nachmittags, ihr folgte eine Preisverteilung. Nach den Antworten, welche Clotilde gegeben hatte, war es nicht möglich, ihr den ersten Preis zu versagen. Freudestrahlend eilte sie mit demselben zur Kammermeisterin, um ihr ihn zu zeigen, wurde jedoch mit den Worten empfangen: „Da muß die Prüfungskommission einen großen Irrtum begangen haben, denn Sie verdienen keinen Preis. Hätte ich zu bestimmen, würde ich Ihnen denselben wegnehmen!“

Die Thränen, in welche Clotilde bei dem Anhören dieser Herzensrohheit ausbrach, rührten die neue Oberin. Sie schrieb einen Brief an den Vormund, in welchem sie denselben darauf aufmerksam machte, daß Laura nun 20 Jahre alt sei, Clotilde deren 16 zähle. Das sei ein

Alter, in dem die Mädchen in die Welt gehörten. Sie bitte um Bestimmung, was mit denselben geschehen solle.

Die Antwort lautete dahin, die Oberin möge eine Familie ausfindig machen, welche die Mädchen aufnehme. Wohin sie kämen, sei gleichgültig, nur nicht nach Wien.

Eine der Klosterfrauen hatte eine verheiratete Schwester in Innsbruck und bemühte sich, dieser den voraussichtlich aus der Aufnahme der Mädchen fließenden Verdienst zuzuwenden. Die Oberin brachte diese in Vorschlag, und der Vorschlag wurde angenommen, ohne daß sich der pflichttreue Vormund die Mühe gab, über diese Familie Nachforschungen einzuziehen, in welcher die Ausbildung seiner Mündel vollendet werden sollte. Daß dies nicht geschehen, nehmen wir zu seiner resp. seines Chefs und Auftraggebers Ehre an, denn in welchem Lichte würden diese erst dastehen, wenn man erfährt, daß diese Familie, in welcher die Töchter eines österreichischen Erzherzogs ihre weitere Ausbildung erhalten sollten, aus einem Diurnisten, einem gegen Tagelohn beschäftigten Schreiber, und seiner Frau, der Tochter eines Postkondukteurs bestand, die wahrscheinlich in ihrer Laufbahn als Stubenmädchen sich die nötige Qualifikation zu jener Aufgabe angeeignet hatte!

Liest man die Instruktion, welche Herr von Gall sandte, so kann allerdings ein Zweifel darüber nicht obwalten, daß die „Erziehung“ den zwar vorsichtiger Weise nicht direkt ausgesprochenen aber klar erkennbaren Zweck haben sollte, die Mädchen gewaltsam in eine niedere Sphäre hinabzudrücken. Bei der Ältesten, Laura, war dies unschwer zu erreichen: Durch einen Sturz von der Schaukel schwer beschädigt, hätte sie ihre vollen Geistesfähigkeiten wieder erlangen können, wenn rechtzeitig und sachgemäß eingeschritten worden wäre. Das ist unterblieben; ob absichtlich oder unabsichtlich, muß dem durch so viele bereits angeführte Thatsachen ja genügend auf den rechten Weg gewiesenen Urteil des Einzelnen überlassen bleiben, denn wenn der Autor dieses Buches auch von vornherein fest überzeugt ist,

daß bei der in Oesterreich herrschenden Preßwillkür und dem System, Hauptträger dieser Willkür, wie Herrn Staatsanwalt Dr. Bobies in Wien, und andere seines Schlages mit hohen Auszeichnungen zu beehren, sein Werk der Konfiskation anheimfallen wird, so soll trotzdem bei diesem Kampfe armer Verstoßener gegen einen reichen und mächtigen Erzherzog die Linie der Thatsachen auch nicht um Haaresbreite überschritten werden.

Zur Sache zurück. Laura ist infolge jenes beklagenswerten Unfalls geistig zurückgeblieben, was sich besonders in ihrer Scheu vor jedem Fremden zeigt, sowie in ihrer Schweigsamkeit. Ein Flug in die höheren Sphären des menschlichen Geistes ist ihr versagt; innerhalb ihres Gedankenkreises jedoch bewegt sie sich, wenn auch nur langsam, doch sicher. Sie spielt fortan nur eine sekundäre Rolle, wird gewissermaßen von der jüngeren und temperamentvolleren Schwester in das Schlepptau genommen. Immerhin mußte sie, was sie that, und setzte den Versuchen, ihr den Glauben, daß ihr Vater der Erzherzog Ernst sei, zu nehmen, passiven Widerstand entgegen. „Ich weiß, was ich weiß,“ sagte sie oft zu ihrer Schwester, „ich weiß, daß unser Papa der Erzherzog Ernst ist!“

Der in den Instruktionen des Vormundes gegebenen Vorschrift, daß die Töchter des Erzherzogs zu dem Tageschreiber und dem früheren Stubenmädchen Vater und Mutter sagen sollten, fügten diese sich nicht — zu heilig war ihnen das Andenken an ihre Eltern. Nach langen Tribulationen willigten sie endlich darein, ihre „Erzieher“ mit „Onkel“ und „Tante“ anzureden; bei diesem Kompromiß blieb es.

Eine weitere Vorschrift der Instruktionen war, daß die Mädchen zu allen häuslichen Arbeiten angehalten werden sollten. In richtiger Erkenntnis des Zweckes dieser Maßnahme wurde sie hauptsächlich Clotilde gegenüber angewandt. Sie mußte vollständig Magddienste thun, nicht allein in dem Hause, wo sie früh aufstehen, die Zimmer kehren und aufwaschen und die Betten machen mußte, sondern

auch außerhalb des Hauses, wo es mit dem schweren Marktkorb am Arm einzuholen galt. Ja, wenn das Holz für den Winter kam, so konnte man die eheliche Tochter des Erzherzogs Ernst von Oesterreich bei dem Abladen des Holzes helfen, es in den Keller tragen und aufschichten sehen, wofür ihr dann von dem ehemaligen Stubenmädchen, ihrer Herrin — war das Verhältnis ein anderes? — gnädigst ein Glas Bier als hochanzuschlagende Extrabelohnung gereicht wurde. Muß nicht jedem ehrlichen Oesterreicher die Schamröthe in das Gesicht steigen, wenn er liest, daß die eheliche Tochter eines österreichischen Erzherzogs in solcher Weise behandelt oder vielmehr mißhandelt wurde?

Dritte Vorschrift der Instruktion: Den Mädchen muß immer und immer wieder eingeschärft werden, daß sie alles nur der Gnade des Erzherzogs Rainer verdanken. O, diese außerordentliche, herrliche Gnade — ohne die Clotilde wenigstens Lohn für ihre Magddienste bekommen haben würde! Ohne die sie sich wenigstens hätte frei bewegen können, statt sich Ueberwachung auf Schritt und Tritt gefallen lassen zu müssen! Ohne die sie zweifellos eine Freundin, eine einzige teilnehmende Seele gefunden haben würde, der sie ihren Kummer über das entmutigende Schicksal, das sie erlitt, hätte anvertrauen können!

Und bei dem geringsten Versuch einer Auflehnung gegen diese unwürdige Behandlung hieß es: „Das erfährt der Rainer, und wenn er für Euch nicht zahlt, werfen wir Euch Bettelkinder auf die Gasse!“ Daß eine solche „Verstoßung“ für die Mädchen ein Glück gewesen wäre, weil sie, an Arbeit gewöhnt, recht gut auf eigenen Füßen stehen konnten, das ahnten sie ja nicht!

Aber das Stückchen, welches das ganze Werk krönt, sollte noch kommen.

Im Frühjahr 1880 traf ein Brief des Vormundes an Clotilde ein, in dem es hieß:

„Können Sie mir vielleicht den Ort und das Jahr Ihrer Geburt angeben? Von Laura weiß ich es, es ist

in Pest; von Ihnen konnte ich keine Matrikel ausfindig machen.“ Es stellte sich dabei heraus, daß die Kinder gar keine Tausscheine besaßen. Wie war es möglich gewesen, ohne solche ihre Aufnahme in den verschiedenen Instituten zu bewerkstelligen? Läßt sich annehmen, daß die Vorsteher aller dieser Institute, derjenigen in denen die Knaben, und derjenigen, in denen die Mädchen Aufnahme fanden, von ihrer Pflicht, diese Tausscheine zu verlangen, ohne weiteres Abstand genommen hätten? Gewiß nicht! Und wenn nicht, wenn sie das Verlangen nach den Tausscheinen stellten, warum wurde diesem Verlangen nicht entsprochen?

Und warum nicht bei der Firmung, bei der doch die Beibringung des Tausscheins sonst eine *conditio sine qua non* ist?

Wir wünschten sehr, eine andere Antwort auf diese Frage zu erhalten, als die: **Weil den Kindern die Möglichkeit, auf Grund von Dokumenten ihr Erbrecht geltend zu machen, von vornherein entzogen werden sollte!** Wer vermag sie uns zu geben?

Clotilde antwortete auf jenen Brief, sie sei am 12. August 1863 in Laibach geboren und auch dort getauft worden.

Nach einem Monat, der in völligem Stillschweigen seitens des Vormundes verging, erhielt sie eine Antwort desselben, die so charakteristisch ist, daß sie hier im Wortlaut abgedruckt werden soll. Sie lautet:

„Ich schrieb nach Laibach, jedoch wurde Ihre Geburt und Taufe nicht in den Matrikeln geführt. Sie sind nicht in Laibach geboren, sondern es gelang mir, Sie in Pest aufzufinden. Mit Heutigem sende ich Ihnen die Tausscheine. Damit hoffe ich Ihnen eine Freude zu bereiten, und jeden Zweifel an der Moralität Ihrer Mutter zu nehmen. Danken Sie Gott, daß er es gefügt, daß Sie nicht mehr über Ihren Namen erröten müssen, sondern eheliche Kinder sind. Ihre Mutter ist lange tot; Ihr Vater war preußischer Offizier und ist seit dem Jahre 1866 verschollen. Alles andere, was etwa noch aus den Kinderzeiten in Ihrem Kopfe stecken mag, sind Märchen. Preisen

Sie sich glücklich, in dem Erzherzog Rainer einen edlen Gönner gefunden zu haben; er nahm sich der armen Waisen nach dem Tode der Mutter an, die ganz arm war, und ließ sie erziehen. Nur ihm danken Sie alles, und wenn Sie sich nach seinen Intensionen benehmen, wird er stets gnädigst für Sie sorgen.“

Dieser Brief verdient wahrlich, daß wir uns etwas eingehender mit ihm und dann auch mit seinen Anlagen, den Tauffcheinen, beschäftigen. Wir reproduzieren nachstehend denjenigen der ältesten Tochter Laura. Er lautet:

955/1879.

Lecturis salutem in Domino!

Intrascriptus vigore praesentium fidem facio indubiam et adtestor in baptisatorum Libro IV pag 279 Ecclesiae Parochialis

Budapestiensis ad S. Leopoldum

sequentia de verbo ad verbum contineri

Anno Domini *Millesimo Octingentesimo quinquagesimo Octavo (1858)*.

Annus et dies	Baptisati			Nomen Parentum eorum Conditio et Religio.	Locus domicilii cum Numero Domus	Nomen Patrinorum eorum Conditio et religio	Nomen Baptisantis	Ob- serva- tiones
	Nomen	Sexus masc. foem.	legit. illegit.					
1858 Februar 18. 19.	Laura Ernestina	— 1.	— 1.	<i>Nobilis Walburg Carolus caes. reg. officialis — Cam. Hagonay Laura</i> <i>r. cath.</i>	<i>Feld.</i> <i>gasse 17</i>	<i>Serenissimus D. Archiduc Ernestus et Domina Anna Fessel</i> <i>r. cath.</i>	<i>Rath Josephus Paroch.</i>	—

In quorum majus robur has propria manu subscriptas et Sigillo Parochiali munitas extrodedi literas.
Budapestini, die 26. Decembris 1879.

50 Kreuzer.
Kirchen-Stempel
Siegel von 1875.

Franciscus Simon
parochus ad St. Leopold.

danken dafür, daß Herr von Gall eine Fälschung veranlaßt hat?

„Ihr Vater war preußischer Offizier!“ Eine Lüge, wie nachgewiesen, durch die Reckheit, mit der sie ausgesprochen wird, nichts an Wert gewinnend!

„Alles andere, was etwa noch aus der Kinderzeit in Ihrem Kopfe stecken mag, sind Märchen!“ Oho, Herr von Gall! Hier kommt die Absicht doch gar zu deutlich zum Vorschein! Ein wenig vorsichtiger hätten Sie doch wohl sein sollen!

„Preisen Sie sich glücklich, in dem Erzherzog Rainer einen edlen Gönner gefunden zu haben!“ Nun, diese Gönnerschaft, die aus der ehelichen Tochter eines Erzherzogs eine Magd macht, hat doch einen sehr seltsamen Beigeschmack, und jeder Unbefangene wird sich bestens für dieselbe bedanken!

„Er nahm sich der armen Waisen nach dem Tode der Mutter an, die ganz arm war, und ließ sie erziehen.“ Wieder zwei Lügen! Nach dem Tode der Mutter sorgte Erzherzog Ernst, ihr Vater, für die Kinder, bis — ja, bis er außer stand dazu gesetzt wurde! Und „ganz arm“ war die Mutter auch nicht, nur daß die Kinder um das Erbteil von ihr durch den sauberen ersten Vormund betrogen wurden!

„Wenn Sie sich nach seinen Intensionen“ — so und nicht etwa „Intentionen“, schreibt der des Lateinischen anscheinend nur in schwachem Maße kundige Herr von Gall — „benehmen, wird er stets gnädigst für Sie sorgen!“ Vielleicht dafür, daß die Tochter des Erzherzogs Ernst jedesmal ein Glas Bier bekam, wenn sie Holz abgeladen und in den Keller geschleppt hatte? O, welche hohe Gnade! Wie exemplarisch müßte man sich benehmen, um dieser würdig zu sein!

Aber nein! Das ganze Manöver lief auf etwas anderes hinaus, auf was, wird sich sogleich zeigen. Es handelte sich darum, Clotilde so zu verheiraten, daß — man vor



Clotilde

Tochter des Erzherzogs Ernst und der Frau v. Wallburg.



ihr und ihren späteren Erbensprüchen sicher sein zu können hoffen durfte. Aber das war nicht so leicht!

Jahre vergingen über dem Suchen nach einer geeigneten Persönlichkeit, Jahre harter Dienstbarkeit für Clotilde. Ihre einzige Freude war der Verkehr mit der Tochter Luise eines im gleichen Hause wohnenden Rechnungsrats von Schmidt, die noch lebt und alles das, was über die entwürdigende Behandlung Clotildens berichtet wurde, zu bezeugen bereit ist. Vor der „Tante“ mußte dieser Verkehr streng geheim gehalten werden; sie hatte gemessene Ordre, Clotilde mit niemand zusammenkommen zu lassen, am allerwenigsten mit einem Offizier. Warum diese Sorge, wenn es sich nur um die Tochter eines verschollenen preussischen Offiziers handelte, die Erzherzog Rainer „gnädigt“ erziehen ließ?

Im Jahre 1884 war endlich die geeignete Persönlichkeit gefunden. Im Mai dieses Jahres berief die „Tante“ Clotilde zu sich.

„Ein großer Wechsel steht dir bevor“, sagte sie. „Ein sehr braver Mann hat um deine Hand angehalten, ein tüchtiger Arzt im Pusterthal, sehr vermögend und Besitzer einer reizenden Villa, ein Mann, der von jedem hochgeschätzt und geachtet wird. Sage nur ja!“

„Wie kann ich denn ja sagen“, erwiderte Clotilde, „wenn ich ihn garnicht kenne und nicht weiß, wie er aussieht?“

„Du brauchst ihn nicht zu kennen; es genügt, wenn ich ihn passend finde. Er ist ein Mann in den besten Jahren.“

„Wie alt ist er denn?“

„Dreiundvierzig Jahre!“

„Um Gotteswillen, zweiundzwanzig Jahre älter wie ich? Da kann ich ihn doch nicht lieben!“

„Das sind alles Faren! Anstatt froh zu sein, wenn du etwas bekommst, wonach sich tausend Mädchen die Finger ablecken, denkst du an so närrische Dinge! Im Uebrigen wirst du nicht lange gefragt. Der Erzherzog Rainer wünscht es, er hat seine Einwilligung bereits gegeben,

du kannst nicht anders als ja sagen. Wenn du nein sagst, behalte ich dich keine Stunde länger im Haus. Ueberlege dir es; am sechszehnten kommt er zur Verlobung. Liebesheiraten existieren nur in Romanen, in Wirklichkeit ist es nur Illusion.“

Mit Bangen sah Clotilde dem verhängnisvollen Tage entgegen, fortwährend von der „Tante“ bearbeitet, daß sie unter allen Umständen ja sagen solle. Am sechszehnten Mai kam er wirklich. Er nannte sich Dr. Sedul Pegger.

Er hatte von Jugend auf schwer zu kämpfen gehabt. Sehr armer Leute Kind, hatte er als Student mit Hilfe von Stipendien sich mühsam durchgebracht, dann in einem gräßlichen Hause die Stelle eines Hofmeisters eingenommen. Als er dann nach Ablegung seiner letzten Prüfung auf Besuch im Hause seiner Schwester in einem Dorfe bei Trient in Tyrol sich befand, traf es sich, daß ein schwerer Krankheitsfall vorkam, als gerade kein Arzt im Orte war. Der Bauer, dessen Frau erkrankt war, wandte sich in seiner Not an Pegger, und nach anfänglicher Weigerung, weil er noch nicht das Recht zum Praktizieren hatte, fuhr dieser mit. Er sah sofort, daß eine Operation notwendig war, und führte diese mit glänzendem Gelingen durch. Dadurch verbreitete sich sein Ruf, und nachdem er noch einen Monat auf Reisen gegangen war, um sich die Sache reislich zu überlegen, ließ er sich in Trient als Arzt nieder. Er hatte es nicht zu bereuen; seine Tüchtigkeit gewann ihm bald eine glänzende Praxis, und nach etwa zwanzig Jahren hatte er sich bereits ein Vermögen von mehr als hunderttausend Gulden erworben. Er bewarb sich um eine junge Dame aus gutem Hause, die ihm nicht abgeneigt war, jedoch die Bedingung stellte, daß er zu ihren Eltern ziehen solle. Das wollte er, der sich inzwischen eine geräumige Villa gebaut hatte, nicht thun, und so kam es zum Bruch. Um zu zeigen, daß er wohl noch rasch eine andere Braut finden könne, ging er dann auf den Gedanken einer Verlobung mit Clotilde ein.

Er war ein schöner Mann, jedoch von so ernster, ge-

messener Haltung, daß das junge unerfahrene Mädchen sich vor ihm fürchtete. Dennoch gab sie seiner Werbung Gehör in dem Gedanken, daß sie es ja doch nicht schlimmer finden könne, als sie es gegenwärtig habe. Bei dem Festmahl zu Ehren der Verlobten kam ein Brief des Vormundes zur Verlesung, in welchem gesagt war, daß Erzherzog Rainer seine Einwilligung zur Vermählung erteile und Clotilde von ihm die bisher als Pension für sie von Onkel und Tante bezahlten achthundert Gulden jährlich fortan als Rente, sowie eine standesgemäße Aussteuer bekommen sollte. Das sollte für die Tochter eines dem Erzherzog ganz fremden, verschollenen preußischen Offiziers geschehen? Glaube es, wer kann!

Dr. Pegger reiste wieder ab und kehrte erst am Vorabend der auf den 18. August festgesetzten Hochzeit zurück. Diese fand in der Wallfahrtskirche zu Absam in Tyrol statt, und an sie schloß sich eine zehntägige Reise in das Salzkammergut. Laura blieb einstweilen noch in Innsbruck.

Die Hochzeitsreise nahm einen sonderbaren Anfang. Auf der ersten Station mußten die Neuvermählten eine Stunde auf den Anschlußzug warten. Da überraschte Dr. Pegger seine junge Gattin mit der Frage: „Was ist es mit dem Gerücht, daß du eine Tochter des Erzherzogs Ernst seiest?“

Sie war sehr bestürzt. Die Tante hatte ihr gesagt: „Sprich zu deinem Mann um Gotteswillen nie etwas von der Sache mit dem Erzherzog Ernst, sonst läßt er sich sofort scheiden.“ Aber sie war nicht imstande, zu lügen; sie erzählte ihm alles, was sie von der Sache wußte.

Er hatte als erfahrener Menschenkenner wohl den Kampf gesehen, der sich in ihren Mienen abspiegelte. „Die Tante ist eine falsche Person“, erwiderte er, als sie geredet. „Sie sagte mir alles und bat mich, dir nichts davon zu sagen, da du dich wegen der unehelichen Geburt kränken könntest. Ich aber wollte dich prüfen; hättest du mir nicht die Wahrheit gesagt, so hätte ich kein Zutrauen mehr zu dir gehabt. Allerdings ist es mir höchst unangenehm, ein

uneheliches Kind geheiratet zu haben, da mir ganz andere Partien zu Gebote standen. Ich wurde auch gewarnt, aber als Ehrenmann konnte ich nicht mehr zurück. Ich hoffe, daß du mein Vorgehen würdigst, und mich diesen Schritt niemals bereuen lässest.“

Die arme, gleich bei Beginn der Ehe so schwer gekränkte Frau schwieg und bemühte sich, ihre Thränen zu verbergen; rechtes Zutrauen aber konnte sie zu dem Manne, der ihr so entgegengetreten war, auch in der Folge nicht fassen. Er war nicht schlimm, aber ungemein pedantisch, rechthaberisch und geizig. Sie paßte ihrer Natur nach in keiner Weise zu ihm; die Ehe gestaltete sich freudlos. Er machte die notwendigen Antrittsvisiten, dann aber blieben die Thüren geschlossen. Von seiner Gattin verlangte er nicht nur, daß sie, nur von einem vierzehnjährigen Mädchen unterstützt, das Hauswesen leite, sondern auch, daß sie bei trockener Bitterung stets die ausgedehnte Obstplantage begieße und den Gemüsegarten bestelle. Besuch kam nie in das Haus; er liebte solchen nicht, weil die Bewirtung Ausgaben verursacht hätte, die er für unnötig hielt.

Ein Beispiel seines Geizes! Als er eines Tages zu einer Konsultation für den ganzen Tag verreisen mußte, gab er seiner Frau einen Auftrag für die Oberin des Spitals. In diesem angekommen, hustete die an einer schweren Erkältung leidende Clotilde so stark, daß die besorgte Oberin ihr riet, sich Malzbonbons zur Linderung des Hustenreizes zu kaufen. Als aber ihr Mann am Abend das rote Schächtelchen auf dem Tisch stehen sah, begann er über ihre „Naschhaftigkeit“ in ärgster Weise zu schelten und zu toben. Sie bringe ihn um sein Vermögen, rief er, er werde noch betteln gehen müssen, das Geld müsse sie ihm aus der Tade gestohlen haben, denn er lasse ihr absichtlich keins, um sie nicht in Versuchung zu führen, sich etwas zu kaufen u. s. w. Als er erschöpft eine Pause machte, benutzte sie dieselbe, um ihm den Hergang und den Rat der Oberin wahrheitsgetreu zu erzählen; er jedoch glaubte ihr nicht, sondern warf ihr Lügen und wiederum ihre Herkunft vor. „Man sieht, von welcher Geburt du

bist! Von einem außerehelichen Kinde kann man freilich nur Schlechtigkeiten erwarten!“

Es empörte sie auf das äußerste, daß er ihr wiederholt einen Vorwurf aus ihrer außerehelichen Geburt machte. Sie hatte ja selbst keine Ahnung davon, daß ihre Eltern miteinander getraut gewesen waren, und diejenigen, welche es wußten, hüteten sich wohl, dies den Kindern mitzuteilen, wodurch, wie wir noch sehen werden, unsägliches Unglück verhütet worden wäre.

„Aber das Geld des außerehelichen Kindes hast du doch angenommen!“ rief sie.

Gerade die Berechtigung dieses Vorwurfs versetzte ihn in die äußerste Wut, sodaß er sie zu erschließen drohte.

„Thue es nur“, sagte sie, „wenigstens bin ich dann von der Qual des Zusammenlebens mit dir befreit. Aber dafür werde ich Sorge tragen, daß jedermann deine Brutalität erfahre!“

Derartige Szenen wiederholten sich noch häufig. Auch die am 28. Oktober 1885 erfolgte Geburt eines Knaben Walfried führte die Eltern nicht wieder zusammen; im Gegentheil, der zwischen ihnen klaffende Riß erweiterte sich noch. Der Vormund Clotildens, Herr von Gall, wurde Pathe des Kindes; es war ihr nahegelegt worden, den Erzherzog Rainer um die Uebernahme der Pathenschaft anzugehen. In einem instinktiven Gefühl, daß ihr von dieser Seite nichts Gutes kommen könne, hatte sie es abgelehnt. Das gab den ersten Anlaß zum Streit; er warf ihr vor, ihren Sohn um das zu erwartende, bedeutende Pathengeschenk gebracht zu haben. Sie vertheidigte sich; nach dem bisherigen äußerst kargen Verhalten des Erzherzogs Rainer sei schwerlich anzunehmen, daß er ein Pathengeschenk von Bedeutung gemacht haben würde, und selbst wenn dies der Fall wäre, widerstrebe es ihr, ein solches von einer Seite anzunehmen, von der ihr bisher nur Schmerz und Kummer gekommen sei.

Eine weitere Differenz entspann sich wegen des Stillens des Kindes. Sie war sehr matt und angegriffen, er

verlangte jedoch, daß sie das Kind selbst stille. Sie that es, obwohl sie furchtbare Schmerzen dabei litt; das Kind zerbiß ihr die Brust, sodaß diese zu eitern anfang und sie unter Fiebererscheinungen erkrankte. Aber auch jetzt vermochte Dr. Pegger erst durch die Intervention seines Schwagers, der ihm empört Vorwürfe über seine Unmenschlichkeit machte, dahin gebracht zu werden, von seinem das Leben seiner Gattin auf das äußerste gefährdenden Verlangen abzustehen.

Eine Betrachtung drängt sich hier unwillkürlich auf. Wäre Dr. Pegger nicht Arzt, und zwar ein sehr tüchtiger und kenntnisreicher Arzt gewesen, so hätte man annehmen können, daß ihm unbewußt geblieben sei, wie schwere Folgen seine Handlungsweise einer so schwer leidenden Frau gegenüber haben könne und bei einer Fortsetzung derselben auch zweifellos gehabt haben würde. Nach Lage der Sache ist diese Annahme ausgeschlossen. Er wußte genau, was er that, er wußte genau, welche Folgen es haben konnte und haben mußte. Und trotzdem diese Barbarei, die unwillkürlich zu der Frage führt: „Wollte er den Tod seiner Frau?“ Denn es ist doch kaum anzunehmen, daß sein Geiz allein ein so unmenschliches Verfahren habe bewirken können. Angenommen aber, er habe ihren Tod gewollt — die Gerechtigkeit erfordert, ausdrücklich hervorzuheben, daß für diese Annahme nur Anhaltspunkte, aber keine vollständigen Beweise vorhanden sind — aus welchem Grunde wollte er seine Gattin sterben sehen?

Sein Geiz, die Haupttriebfeder seines Handelns, bietet hierfür keine Erklärung. Im Gegenteil, Clotilde brachte ihm zweifellos mehr ein, als sie ihn kostete. Das Wenige, was er für ihren Lebensunterhalt und ihre in den bescheidensten Grenzen sich haltenden Toiletten ausgab, wurde reichlich aufgewogen durch ihre Thätigkeit im Haushalt, und ihre Rente floß ihm obendrein zu. Von diesem Gesichtspunkte aus mußte er ihr also ein recht langes Leben wünschen, statt bemüht zu sein, dasselbe zu verkürzen, und wenn Geiz und Habsucht die am meisten dominierenden

Eigenschaften seines Charakters waren, so mußte denselben auf andere Weise Rechnung getragen worden sein, er mußte für die ihm durch den Tod seiner Frau verloren gehenden pekuniären Vorteile reichlich anderweiten Ersatz zugesichert erhalten haben — von wem?

Es dürfte klüger sein, diese Frage hier nicht zu beantworten und nur daran zu erinnern, daß merkwürdigerweise von Seiten der frommen Klosterfrauen, bei denen Clotilde ihre Jugend zubrachte, in ganz ähnlicher Weise gegen sie und ihre Schwester verfahren worden war, daß man ein auf mehr oder minder natürlichem Wege entstandenes Leiden möglichst zu verschlimmern suchte — die weiteren Schlüsse möge jeder selbst ziehen!

Man könnte glauben, daß wir zu schwarz sehen, wenn jener Vorfall vereinzelt geblieben wäre. Allein das war nicht der Fall. Auch der Laie weiß, eine wie bedeutende Rolle bei der Heilung physischer Erkrankungen das psychische Element spielt, und wie viel mehr der Arzt. Als Clotilde sich in mütterlicher Zärtlichkeit mit ihrem Kinde beschäftigte, ließ Dr. Pegger es der Kranken wegnehmen und mit den Worten: „Eine Mutter, die so herzlos ist, ihr Kind nicht zu stillen, braucht kein Kind!“ zu seiner Schwester bringen, wo es drei Monate blieb, ohne daß die kranke Mutter es zu sehen bekam.

Als einige Damen der Stadt seiner Frau die übliche Visite abstatteten, war er rücksichtslos genug, sich zu denselben in Gegenwart der Wöchnerin bitter über sie zu beklagen und zum Schlusse in solcher Weise die letztere als uneheliches Kind zu schmähen, daß die Damen aus Mitleid mit ihr zu weinen anfangen.

Hätte Clotilde nicht eine vorzügliche Gesundheit besessen, so wäre sie diesen Aufregungen zweifellos erlegen. Es bedurfte stärkerer Mittel, ihre Widerstandskraft zu brechen — er zögerte nicht, dieselben anzuwenden.

Am zehnten Tage nach ihrer Entbindung verlangte er von ihr in peremptorischer Weise, daß sie aufstehen und tochen solle. Sie gehorchte, und die Folge war, daß sie,

nach dem Liegen im Bett plötzlich der Winterkälte ausgesetzt, schwer erkrankte. Es war die schmerzvolle Basedowsche Krankheit, an der sie litt. Und nun kommt wieder ein Punkt, der zu schweren Bedenken Anlaß giebt.

So genau er als Arzt wußte und wissen mußte, daß ihr Zustand die sorgfältigste Pflege erfordere, weil derselbe sonst nicht selten Komplikationen schlimmster Art, Entartungen der Nieren und der mit ihnen in Verbindung stehenden Organe hervorbringt, ließ er ihr solche Pflege in keiner Weise angedeihen. Daß er selbst den ganzen Tag sich seinem Berufe widmete, mag noch entschuldigt werden, obwohl ein für das Wohl seiner Frau besorgter Ehegatte wohl lieber eine kleine Einbuße in seiner Einnahme erlitten als jene ganz vernachlässigt hätte. Daß er ihr nicht einmal seine freien Abende widmete, sondern dieselben bei seiner Schwester zubrachte, ist schon nicht mehr zu entschuldigen, geschweige denn zu rechtfertigen. Das Schlimmste aber ist, daß er nicht einmal, so leicht ihm als Arzt dies gewesen wäre, eine Krankenpflegerin, eine der ihm zur Verfügung stehenden barmherzigen Schwestern zu ihr sandte, sondern ihre „Pflege“ gänzlich dem unerfahrenen, halbwüchsigem Mädchen überließ, das außerdem das ganze Hauswesen zu besorgen hatte und in folgedessen oft mehrere Stunden hindurch nicht in die Lage kam, auch nur auf einen Moment nach der Kranken zu sehen! Dieser Zustand dauerte ungefähr ein Jahr, dann siegte trotz aller Vernachlässigung die gute Natur der jungen Frau, und sie begann sich langsam zu erholen.

Ein außerordentlich charakteristischer Vorgang fällt in diese Zeit.

Clotilde wurde, da niemand Zeit hatte, sich mit ihr zu beschäftigen, bei schönem Wetter in den Garten getragen und dort, auf ein Polster gelegt, sich selbst überlassen. Von ihrem Lager aus bemerkte sie im Rasen ein Weilchen. Sie hoffte, stark genug zu sein, um aufstehen und es pflücken zu können. Allein sie hatte ihre Kräfte überschätzt; sie konnte nach wenigen Schritten sich nicht mehr aufrecht erhalten, fiel zu Boden und blieb hilflos liegen. Vorüber-

gehende sahen sie, gingen zur Schwester ihres Mannes und machten ihr Mitteilung von dem Geschehenen. Sie kam sofort und half Clotilde in das Haus tragen. Als Dr. Pegger am Abend heimkehrte, machte ihm seine Schwester Vorwürfe, daß er seine Gattin derartigem aussetze; er jedoch, um sein Schuldbewußtsein zu verbergen, drehte den Spieß um und behandelte Clotilde als eine Komödiantin, die nur Mitleid mit sich und Abscheu gegen seine Tyrannei erregen wolle. Das war selbst seiner Schwester zu arg, und sie machte ihm lebhaftere Vorwürfe.

Eine solche bis auf das äußerste getriebene Herzlosigkeit mußte um so mehr befremden, als dieselbe sonst Dr. Pegger nicht eigen war, er vielmehr bisweilen arme Patienten umsonst behandelte. Wie stark also muß wohl der Einfluß gewesen sein, der ihn zu einer solchen geradezu systematischen Quälerei derjenigen bestimmte, die seinem Herzen am nächsten stehen sollte!

Wir können unsere Kritik seiner Handlungsweise nur mit demselben Resultat schließen, welches schon das Vorgehen der Klosterfrauen gegen die ihrer Obhut anvertrauten Kinder ergab. Es soll nicht behauptet werden, daß Dr. Pegger die Absicht gehabt habe, den Tod seiner Frau herbeizuführen; das aber erscheint durch die beigebrachten Momente in vollem Maße erwiesen, daß, wenn er diese Absicht gehabt hätte, er zu ihrer Ausführung keine zweckentsprechenderen Mittel hätte wählen können, als die von ihm angewandten!

Daß er aber auch nicht blind gegen die Folgen war, welche sein brutales Benehmen leicht herbeiführen konnte, zeigte der Umstand, daß er sie veranlaßte, ihre inzwischen kapitalisierte Rente ihm notariell für den Fall ihres Todes zu verschreiben! Das ist ein Punkt, der auf diese Handlungsweise ein grolles Streiflicht wirft und bei einer Beurteilung seines Thuns in erster Linie berücksichtigt werden muß!

Die nun folgenden Jahre waren eine Zeit schwersten Leidens für die schon seit ihrer Jugend so hart geprüfte Frau. Seine Brutalität kannte keine Grenzen mehr, und

unzähligemal vergoß sie in verschwiegener Nacht die bittersten Thränen.

Gegen Ende des Jahres 1888 trat eine Wandlung in seinem Benehmen ein, die wohl hauptsächlich der in ihm auftauchenden Ahnung, daß sein Lebenslauf sich seinem Ende nähere, zuzuschreiben ist. Er wurde milder gegen seine Frau, besonders nachdem sie ihm am 5. Oktober 1888 ein Mädchen geboren hatte, das auf den Namen Edith getauft wurde. Er sah, mit welcher Hingebung sie sich der Pflege des kleinen Wesens widmete; er erkannte, wie bitter Unrecht er ihr gethan, als er sie beschuldigte, seinem Erstgeborenen, Walfried, gegenüber ihre Pflicht zu versäumen. Er ging in sich, und gewann es sogar über sich, sie um Verzeihung zu bitten, die ihm in vollem Maße zu gewähren, sie großherzig genug war.

Eine kurze Periode ehelichen Glücks trat ein, eine leider nur sehr kurze. Denn als er, wohl eben in der Borahnung, daß er nicht mehr lange auf Erden zu wandeln haben werde, sein Leben zu gunsten seiner Familie versichern lassen wollte, wurde festgestellt, daß er an der Brightschen Nierenkrankheit litt. Er war als Arzt zu tüchtig, um sich einer Illusion darüber hinzugeben, daß sein Zustand ein rettungsloser sei, und verfehlte nicht, dies seiner Gattin mitzuteilen. „Nun wirst du bald von mir erlöst sein“, schloß er wehmütig seine Rede, „habe nur noch kurze Zeit Geduld!“

In der That, derselben bedurfte sie, denn sein Zustand wurde rasch ein derartiger, daß er unablässiger, sorgsamer Pflege bedurfte. Sie widmete ihm dieselbe; sie sammelte feurige Kohlen auf sein Haupt, indem sie Tag und Nacht an seinem Bette weilte. Mit jenem Eigensinn, den gerade starke Charaktere in Krankheitszuständen oft entfalten, verlangte er, daß sie allein ihn pflege, ihm Speise und Arznei reiche, jede Hilfeleistung thue. Sie unterwarf sich diesem Verlangen und seinen unzähligen Launen, so schwer es ihr manchmal fiel, denn sie trug ein drittes Kind unter dem Herzen, das im März 1890 geboren wurde und den Namen Lydia erhielt. Etwa drei Wochen vor der Geburt des

Kindes wurde die ihn quälende Atemnot so stark, daß an Professor Rokitanſky in Innsbruck telegraphirt werden mußte. Derselbe kam sofort.

Nach einer genauen Untersuchung des Zustandes des Patienten sagte er zu Clotilde: „Gnädige Frau, bereiten Sie sich darauf vor, daß Ihr Herr Gemahl das Kind nicht mehr sehen wird!“

Clotilde war tief erschüttert. Trotz ihres Zustandes widmete sie, wochenlang nicht aus den Kleidern kommend, ihrem Mann die wirksamste Pflege, und dieser gelang es, noch einmal das drohende Unheil abzuwenden. Er erholte sich so weit, daß er im Sommer 1890 noch täglich auf eine Stunde in den Garten gebracht werden konnte. Er aber war dort nicht einsam und verlassen, stets blieb sie an seiner Seite. Da kam die Erkenntnis immer mehr über ihn, wie schwer er gegen sie gefehlt. „Jetzt erst sehe ich ein,“ sagte er eines Tages, „wie unrecht ich dir in deiner Krankheit that, und was du Arme gelitten haben muß!“ Sie versicherte ihm dann mit Thränen in den Augen, daß alles vergeben und vergessen sei, und gerührt drückte er ihr die dargereichte Hand. Das hinderte ihn freilich nicht, dann, wenn die Schmerzen kamen, welche seine tückische Krankheit mit sich brachte, wieder recht bitter gegen sie zu sein.

„Nicht wahr,“ sagte er dann wohl, „jetzt hast du wenigstens eine Genugthuung, daß ich so leiden muß! Ja, der Herrgott hat mich furchtbar gestraft, aber ich habe es verdient! Du weißt nicht, was vorgegangen ist — und du sollst es nie erfahren!“

Wie manche andere Frau wäre auf solche Worte hin in ihn gedrungen, ihr sein Geheimnis zu enthüllen — Clotilde dachte zu edel, um den Leidenden zu quälen. Sie beruhigte ihn und wiederholte die Versicherung, daß sie ihm alles verziehen habe!

Mit dem Scheiden des Sommers verschlimmerte sein Leiden sich wieder. Im September gingen sie, damit er mildere Luft genieße, als in dem von Dolomiten umstarrten Trient, nach Eppan in Südtirol, von da nach Gries bei

Bozen. Dort steigerten sich seine Schmerzen in so furchtbarer Weise, daß man ihn oft von weitem schreien hören konnte.

Sie konnte ihn nicht von der Ueberzeugung abbringen, daß Gott durch diese Schmerzen ihn für das strafen wolle, was er ihr angethan hatte. „Du warst mein guter Engel!“ sagte er ihr. „Ich aber war immer mit Blindheit geschlagen. Dir verdanke ich, daß ich so weit noch mein Leben fristen konnte. Nur einen Wunsch habe ich noch, ach, wenn den doch der Herrgott mir erfüllen wollte! Wenn er mich doch noch einmal gesund werden lassen wollte, daß ich dir deine Liebe vergelten könnte!“

Er wollte auch hier niemand anders um sich dulden, als seine Gattin. Seine Schwester schrieb ihm, sie wolle ihn besuchen, um ihn pflegen zu helfen, er lehnte es ab. „Ich will nur dich,“ sagte er zu Clotilde, und im Testament werde ich dir beweisen, wie gern ich dich habe, und wie dankbar ich dir bin.“ Trotzdem kam seine Schwester in der Weihnachtswoche. Was zwischen den Geschwistern vorgegangen, wird wohl nie sich feststellen lassen. Thatsache aber ist, daß seine Stimmung gegen Clotilde plötzlich in ihr Gegenteil umschlug. Er wurde wieder hart und rauh gegen sie, und lehnte ihre Pflege ebenso eigensinnig ab, wie er vordem sie gefordert hatte. Nicht einmal ein Glas Wasser durfte sie ihm reichen; er schlug es ihr aus der Hand. Er nannte sie sein Unglück und benahm sich derart gegen sie, daß sie, tiefgekränkt, zu ihren Kindern zurückkehren wollte. Allein der Arzt redete ihr so lange zu, bis sie diesen Entschluß aufgab und trotz seiner fortgesetzten Beleidigungen bei ihm blieb. Am 5. Januar 1891 starb er.

Die Leiche wurde nach Trienz überführt und dort unter Teilnahme der gesamten Bevölkerung bestattet. Als zum Zwecke der Vormundschaftsabhandlung das Testament geöffnet wurde, erregte dasselbe allgemeines Aufsehen. Wie erinnerlich, hatte Dr. Pegger sich von seiner Frau deren gesamtes Besitztum, die kapitalisierte Rente, verschreiben lassen, und mit Rücksicht auf die treue und aufopferungs-

volle Pflege, welche sie ihm hatte zuteil werden lassen, war wohl zu erwarten, daß er ihr, wenn auch nicht sein ganzes Besitztum, da dies ja mit Rücksicht auf die Kinder nicht gesetzlich zulässig war, so doch wenigstens einen bedeutenden Teil desselben vermacht habe. Es betrug über hunderttausend Gulden und hiervon war der hinterbliebenen Gattin eine Rente von — vierhundert Gulden jährlich vermacht, also nur eben soviel, als nötig war, um sie vor dem äußersten Elend zu schützen. Freilich hatte er ihr auch die Villa in Venz testiert, aber nur als lebenslänglichen Witwensitz und, wie dies bei solchen Besitztungen häufig zu gehen pflegt, diese kostete mehr als sie einbrachte. Die Anlagen waren noch sehr jung und bedurften, statt einen Ertrag abzuwerfen, stetiger Pflege, die aber auch nur dann durchgeführt werden konnte, wenn man sich mit dem Besitzer des Nachbargrundstücks, dem das Wasserrecht zukam, gut stand. Dr. Pegger hatte noch bei Lebzeiten wiederholt erklärt, daß er trachten wolle, das Nachbargrundstück zu erwerben, da ohne dieses sein Besitz wertlos sei, es war aber nicht dazu gekommen, und mit einer Jahresrente von vierhundert fl. kann man schwerlich Villen kaufen.

Mehr noch als durch diese unverdiente materielle Schädigung wurde Clotilde durch eine Bestimmung des Testaments gekränkt, in der es hieß: Sollten meine Kinder vor dem erreichten vierundzwanzigsten Lebensjahre sterben, so fällt das ganze Vermögen meinen Geschwistern zu. Sie zeigt so recht klar den Haß, den der Verstorbene gegen Clotilde, die so viel für ihn gethan, im Herzen trug. Vielleicht gerade deshalb! Denn es ist eines der am meisten charakterisierenden Merkmale kleiner Seelen, daß sie, die Pflicht der Dankbarkeit als drückende Last empfindend, begierig den ersten besten Vorwand ergreifen, um diese abzuschütteln, dann aber, über das Ziel hinauschießend, denjenigen, der ihnen Gutes erwiesen, mit einem sonst durch nichts motivierten Haß verfolgen — übrigens eine Erfahrung, die man nicht nur bei Einzelindividuen, sondern auch bei ganzen Völkern machen kann!

Es wäre vom Standpunkte des Psychologen auch noch eine andere Erklärung für das auffallende Benehmen Dr. Peggers möglich, und sie hat eine noch größere Wahrscheinlichkeit für sich: Er haßte seine Gattin, weil er dieses Hasses bedurfte, um seine Handlungsweise ihr gegenüber, die wenigstens anfänglich nicht spontan, sondern von anderen ihm eingegeben war, vor sich selbst zu rechtfertigen. Daher das Unterlegen schlechter Motive für die unbedeutendsten Handlungen. Wahrscheinlich wurde dieses Bedürfnis der Selbstrechtfertigung, das gerade bei einem Mann so ernsten Charakters, wie derjenige des Dr. Pegger, doppelt gebieterisch auftreten mußte, noch unterstützt durch eine Regung von Eifersucht, die umso natürlicher erscheint, wenn man den Altersunterschied der beiden Gatten, sowie die Veranlassung der Ehe bedenkt, die von beiden Seiten ohne Zuneigung eingegangen wurde. Bestätigt wird diese Annahme durch das weitere Verfahren Dr. Peggers, das Abschließen der jungen, liebreizenden Gattin von jedem Verkehr, und durch die später, auf dem zu ernster Selbstkritik führenden Krankenlager, sich kundgebende Reue, die zum thatkräftigen Ausdruck zu bringen er sich doch nicht aufraffen konnte.

Noch eine recht kränkende Bestimmung enthielt das Testament in der Wahl des Vormunds, eines alten Herrn, der mit Dr. Pegger in dessen hervorstechendster Charaktereigenschaft, dem Geiz, vollkommen übereinstimmte und diesem Umstande wohl seine Wahl verdankte. Clotilde wandte sich an ihn mit dem Ersuchen, den heranwachsenden Kindern die ihnen so notwendige Erzieherin gewähren zu dürfen, ein Ersuchen, das auch in dem von den Kindern ererbten Vermögen seine Begründung fand. „Ich bin alt geworden“, lautete seine Antwort, „und habe nie eine Erzieherin gehabt; Ihre Kinder sind auch nichts besseres“. Das war die erste einer langen Reihe von Kränkungen von dieser Seite.

Ganz unerwartet traf in dem auf den Tod des Dr. Pegger folgenden Monat ein Schreiben des ehemaligen Vormunds Clotildens, des Herrn von Gall ein, der inzwischen pensioniert worden war und sich in Baden bei Wien auf-

hielt. Es scheint, als ob ihn, der ebenfalls schwer erkrankt war, jetzt auch die Reue über sein Benehmen ihr gegenüber ergriffen habe, denn er bedauerte in herzlich klingenden Ausdrücken, daß seine Erkrankung ihn hindere, ihr zur Seite zu stehen. Es wäre jedoch sehr gut, wenn sie ihn besuchen würde.

Der ungewohnte Ton seines Schreibens veranlaßte Clotilde, dieser Aufforderung Folge zu leisten. Von ihrer kleinen Edith begleitet, fuhr sie noch an dem Abend desselben Tages, an welchem sie ihr zugegangen war, nach Baden. Sie fand ihn in der That in einem körperlich und geistig sehr herabgekommenen Zustande. Er gab ihr folgenden Rath: „Wenn Sie jetzt oder je in Ihrem Leben etwas für sich oder für Ihre Kinder brauchen sollten, so wenden Sie sich direkt an den Erzherzog Rainer und berufen Sie sich auf mich. Fahren Sie nach Wien und bitten Sie den Erzherzog um eine Audienz; ich lege großen Wert darauf, daß er Sie persönlich kennen lernt. Ich sage Ihnen aber noch etwas: Hüten Sie sich vor dem jetzigen Sekretär, einem Italiener Dr. Basilio Giannelia, er würde Ihnen mehr schaden als nützen. Umgehen Sie ihn dabei niemals — ich kenne ihn!“

Clotilde folgte seinem Rate. Sie wandte sich, in Wien angekommen, sogleich an Dr. Giannelia, der sie in der freundlichsten Weise empfing, mit fast kriechender Liebenswürdigkeit, und nach einigen einleitenden Worten über das ausfragte, was sie nun zu thun gedenke. Sie hatte keinen Grund, ihm zu verschweigen, daß sie es der weiteren Ausbildung der Kinder wegen für das Geratenste halte, sich in Wien niederzulassen.

Er erschrak sichtlich. „Gehen Sie überallhin, nach Graz, Klagenfurt oder Innsbruck, nur nicht nach Wien!“ rief er.

Warum sollte die Tochter des „früheren preußischen Offiziers Baron von Walburg“ durchaus nicht nach Wien?“ Sonderbar! Bei einer Tochter des Erzherzogs Ernst von Oesterreich war es freilich leicht zu erklären, daß man sie

von Wien fern halten wollte, wo sie jederzeit auf ihren Vater stoßen, sich mit ihm in Verbindung setzen konnte!

Von Dr. Giannelia ging Clotilde zu dem Oberhofmeister des Erzherzogs Rainer, um dem Rat des Herrn von Gall gemäß eine Audienz bei diesem nachzusuchen. Er empfing sie ebenfalls sehr freundlich und versprach ihr, noch am Abend desselben Tages ihr eine Botschaft, wann der Erzherzog sie sprechen wolle, in das Hotel zu senden. Da dies nicht geschah, ging Clotilde am nächsten Tage nochmals in das Palais des Erzherzogs Rainer, und zufällig kam gerade, als sie an die Thür des Dr. Giannelia klopfen wollte, der Oberhofmeister aus derselben heraus. Auf ihre Frage, wann die Audienz stattfinden solle, antwortete er in auffallend verzagtem Ton: „Ich hatte mich garnicht erinnert, daß Kaiserliche Hoheit keine Damen empfängt!“

Es erscheint einigermaßen auffallend, daß der schlaue Italiener dem Obersthofmeister nicht einen wenigstens etwas plausibler klingenden Grund für die Vereitelung des Audienzgesuches eingeflößt hatte, denn daß der angegebene nicht stichhaltig war, ist keinem Kenner der Verhältnisse fremd. Natürlich konnte Clotilde sich auch nicht enthalten, zu verstehen zu geben, daß sie sich auf so plumpe Weise nicht düpiieren lasse. —

„Es würde mich sehr wundern“, erwiderte sie, „wenn Herr von Gall mich zur Audienz gesandt hätte, während er doch bestimmt wußte, daß der Erzherzog mich nicht empfangen würde!“

Der Obersthofmeister machte in seiner Verlegenheit einige ausweichende Redensarten, und da Clotilde wohl durchschaute, woher die Verweigerung ihres Gesuches stamme, ging sie zu Dr. Giannelia hinein und sprach auch diesem gegenüber ihre Verwunderung aus. Er empfing sie wieder mit größter Freundlichkeit, von der sie sich aber umso weniger täuschen ließ, als er auf ihre direkten Fragen, warum man sie nicht zu dem Erzherzog lasse, ebenfalls nur ausweichende Redensarten hatte. Es blieb ihr nichts übrig, als nach Baden zurückzukehren.

„Das ist denn doch zu arg!“ rief selbst Herr von Gall. „Der Erzherzog hätte Sie sicher empfangen, aber diese ganze Sache sieht dem Giannelia ähnlich. Ich kann Ihnen jetzt auch weiter keinen Rat geben als den, wenn einmal die wirkliche Nothwendigkeit einer Hülfe an Sie herantritt, ein Immediatgesuch an den Erzherzog zu richten, das ihm nicht vorenthalten werden darf.“ Mit diesem mageren Trost mußte Clotilde wieder abreisen.

Bald hierauf, am 5. März, starb Herr von Gall. Sie reiste zu seinem Begräbniß.

Die Annäherung des Herrn von Gall an Clotilde, welcher mehrere dieselbe vorbereitende Briefe vorausgingen, von denen noch die Rede sein wird, sollte aber doch nicht ohne Folgen bleiben. In ihrer Einsamkeit dachte die junge Witwe intensiver, als es je vorher geschehen, über ihre eigentümliche Lage nach und gelangte zu dem Entschluß, alles zu versuchen, um dieselbe aufzuklären. Zu diesem Zweck mußte sie nach Wien übersiedeln, von dem kleinen Wienz aus war es unmöglich. Aber mit diesem Plane stieß sie auf großen Widerstand, nicht allein bei dem Vormund, sondern auch bei ihrer Schwägerin, der Schwester ihres Mannes, welcher derselbe in seinem Testament eine Art Oberaufsicht über die Erziehung seiner Kinder eingeräumt hatte — wieder eine Kränkung für die arme Clotilde!

Sie gab scheinbar nach und verbrachte den Sommer mit ihren Kindern in Belden am Wörther See, einer Erholung in hohem Grade bedürftig. Als sie jedoch frische Kraft gesammelt hatte, ging sie auch wieder an die Verfolgung ihres Planes.

Zufällig wohnte in demselben Hause ein Advokat, und da der Verkehr in Bädern und Sommerfrischen nicht derart unter den Forderungen der Etikette eingeengt wird, wie derjenige im Domizilort, kam sie öfters mit ihm in ein Gespräch. Endlich entschloß sie sich, ihm ihre Lage klarzustellen. Er hörte aufmerksam zu und versprach ihr, nachdem sie ihren Bericht geendet und seine auf die Angelegenheit bezüglichen Fragen beantwortet, zunächst die

Uebersiedlung der Familie nach Wien und die Uebertragung der Vormundschaft dorthin durchzusetzen, dann aber auch, wenn es ihm gelingen sollte, Dokumente über die Ehe des Erzherzogs Ernst mit ihrer Mutter aufzufinden, ihr und ihren Geschwistern zu ihrem Erbrecht zu verhelfen.

Es ist nun Zeit, daß wir uns nach diesen Geschwistern umsehen, besonders nach den beiden Brüdern, deren Schicksal ein nicht minder tragisches ist, als dasjenige Clotildens.

Ernst war unter dem Namen eines Barons von Walburg in Preßburg Offizier geworden. Körperlich das Ebenbild seines Vaters, sodaß keiner seiner Kameraden über dessen Beziehungen zu ihm im Zweifel war, hoch und schlank gewachsen, mit dichtem, dunklem Vollbart, zeigt er auch geistig in mancher Beziehung Aehnlichkeit mit demselben. Er ist in hervorragendem Grade gutmütig, aber auch leichtlebig und nicht mit derjenigen Energie begabt, deren zwar nicht sein Vater, wohl aber er selbst zum Kampf mit dem Leben bedurfte, obwohl sie auch jenem sehr zu wünschen gewesen wäre, denn seine Kinder hätten nicht so Schweres durchmachen brauchen, wenn Erzherzog Ernst nicht so leichtgläubig den ihm gemachten Versprechungen Glauben geschenkt, sondern sich im Laufe der langen Jahre wenigstens ab und zu einmal überzeugt hätte, ob sie auch gehalten wurden.

Es ist nicht zu verwundern, wenn jemand, der als Militärschüler aus der in derartigen Anstalten üblichen strengen Zucht plötzlich mit der Freiheit eines Offiziers in das ihm fast noch ganz fremde Leben tritt, die Grenzen seines Thuns und Lassens nicht richtig zu ziehen weiß. So erging es Ernst, und doppelt schwierig war seine Lage, weil man von ihm, von dem Sohn des Erzherzogs, in pekuniärer Beziehung viel mehr erwartete, als er, der nach dieser Richtung hin immer noch knapp gehaltene, zu leisten vermochte. Dazu kam ein anderer Umstand. Es giebt wohl keine Garnison, so klein sie auch sein mag, in der nicht eine oder die andere gute Seele wohnt, die es sich zum Beruf macht, allen in pekuniäre Bedrängnis Gerathenen,

seien es nun Kavaliere oder Geschäftsleute, mit klingender Münze auszuhelfen, gegen entsprechende Sicherheit und hohe Verzinsung natürlich. Auch in Preßburg fehlte und fehlt es nicht an solchen edlen Menschenfreunden, und wenn dieselben einen ihrer Mitmenschen in Verlegenheit sehen, so treiben sie ihre Liebenswürdigkeit soweit, denselben sogar in seiner Wohnung aufzusuchen und ihm unter Anrufung von Abraham, Isaak und Jakob zu versichern, daß ihr mitleidiges Herz von seiner Not gerührt sei und sie ihm gern das mehr oder minder schmierige Portefeuille öffnen wollen, wenn er sich dazu versteht, eine Probe seiner kalligraphischen Kunst zu geben: seinen Namen quer über einjener bedruckten Formulare zu schreiben, die man im gewöhnlichen Leben Wechsel nennt.

Daß Ernst, jung und unerfahren, wie er war, und bei der für absolut sicher gehaltenen Aussicht, daß von ihm gemachte Schulden durch seinen Vater oder einen seiner Oheime gedeckt werden würden, diesen Blutsaugern in die Hände fiel, war nahezu eine Notwendigkeit — er hätte einen ehernen Charakter besitzen müssen, um unter solchen Umständen ihnen Widerstand zu leisten.

Konnte dies denjenigen fremd sein, welche die Sorge für seine Zukunft von seinem Vater übernommen hatten?

Es ist kaum möglich, diese Frage mit „Ja“ zu beantworten. Wenn aber nicht, warum dann diese Vernachlässigung einer so ernstern Pflicht? Konnte man wirklich erwarten, daß der junge Offizier, der Sohn eines Erzherzogs, mit monatlich 80 Gulden, die man ihm „gnädigst“ bewilligte, auskommen werde?

Auch diese Frage muß mit „Nein“ beantwortet werden.

Wenn aber nicht, so schließen wir wieder, so fällt der größere Teil der Verantwortung an dem, was geschah, auf die Schultern derjenigen, die ihn in eine Position brachten, zu der er in keiner Weise entsprechend ausgerüstet war.

Nun, es gab immerhin noch Gelegenheit, diesen Fehler wieder gut zu machen.

Ernst hatte in verhältnismäßig kurzer Zeit 3000 Gulden

Schulden gemacht. Erzherzog Rainer bezahlte dieselben — es hätte auch gar zu kläglich ausgesehen, wenn der Sohn des Millionen besitzenden Erzherzogs sonst wegen ganzen 3000 Gulden Schulden kassiert worden wäre!

Der Charakter Ernsts wurde bereits geschildert. Aus dieser Schilderung beantwortet sich von selbst die Frage, ob zu erwarten war, daß er sich hüten werde, auf dem vergangenen Wege fortzuschreiten. Daran war nicht zu denken.

Wen trifft die Schuld?

Man darf, nicht so weit gehen, die Verantwortlichkeit des Menschen für seine Handlungen zu bestreiten, schon aus praktischen Gründen nicht, weil sonst an Stelle der Weltordnung, die zwar hier und da mangelhaft sein mag, immerhin aber einen unentbehrlichen Schutz gegen die ohne sie unvermeidlichen Exzesse der einzelnen bietet, ein unentwirrbares Chaos treten würde. Andererseits kann doch von denjenigen, welche ohne Vorurteile irgendwelcher Art, seien sie philosophischer oder religiöser Natur, an die Prüfung jener Verantwortlichkeit des Einzelindividuum herantreten, nicht geleugnet werden, daß sie nur eine beschränkte ist. Jeder Charakter stellt sich dar als das Resultat der ererbten Anlagen und der auf ihn einwirkenden Umstände, von denen, mögen sie auch bis an das Lebensende fort dauern, die Erziehung deswegen der wichtigste ist, weil sie sich an die noch weichen und jedem Eindruck leicht zugänglichen Kinderseelen wendet. Im vorliegenden Falle nun kann gar kein Zweifel daran obwalten, daß die Erziehung Ernsts eine durchaus verfehlte war. Sie mußte sich in erster Linie darauf richten, ihm jenen sittlichen Fonds zu verleihen, der in Bezug auf seine ererbten Anlagen den Hauptmangel bildete. Nach dieser Richtung hin geschah bei ihm so gut wie nichts; im Gegenteil, man ließ seinem Gange zu einer leichten Lebensauffassung ungehindert die Zügel schießen, ja man bestärkte ihn noch in demselben. Ihn, der noch jetzt, im reifen Mannesalter, der für den Kampf mit dem Dasein notwendigen Festigkeit entbehrt, erzog man zum Kavalier und machte ihn dann zum

Offizier, bestimmte ihn für einen Stand, der mehr als jeder andere eine frühe Selbständigkeit und Charakterreise fordert, an den, wie bereits geschildert, Versuchungen im reichsten Maße herantreten!

Vielleicht wäre das noch nicht so schlimm gewesen, wenn man ihn mit den nötigen Mitteln ausgestattet hätte, als Offizier von Rang, als Kavaliere leben zu können. Allein auch dies geschah nicht. Für einen jungen Mann, der als Sohn eines Erzherzogs gilt und von dem nicht allein seine Kameraden, sondern selbst seine Vorgesetzten ein dem entsprechendes Auftreten erwarten, waren die ihm gewährten 800 Gulden jährlich eine Bagatelle, die auch nicht im entferntesten zur Befriedigung seiner wirklichen oder eingeübten Bedürfnisse hinreichte. Es wäre in hohem Grade ungerecht, ihm einen Vorwurf daraus zu machen, daß er damit nicht auskam, daß er Schulden kontrahierte. Die Mahnung, die an die Bezahlung derselben geknüpft wurde, war selbstverständlich nicht imstande, eine Aenderung seiner Lebensweise, die nur aus einer solchen seines Charakters hätte entspringen können, herbeizuführen. In kurzer Zeit hatte er wieder einen ähnlichen Posten Schulden kontrahiert — wurde ihm doch, besonders nachdem bekannt geworden war, daß die ersten 3000 fl. vom Erzherzog Rainer bezahlt worden waren, was die beste Bestätigung seiner früher noch immer hier und da bezweifelten hohen Geburt war, das Geld förmlich aufgedrängt, und er nahm es um so lieber, als er keinen Zweifel daran hegte, daß auch ferner in gleicher Weise verfahren werden würde.

Es geschah nicht!

Als seine Gläubiger zum zweiten Mal an Erzherzog Rainer herantraten, verweigerte dieser kategorisch jede fernere Zahlung, und Ernst mußte seinen Abschied nehmen, aus der Karriere scheiden, die bei richtiger Führung ihm reiche Chancen geboten hätte — wegen einigen tausend Gulden! Er, der Sohn eines sein Vermögen nach Millionen zählenden Erzherzogs!

Was nun?

Wenn auch militärische Erziehungsanstalten ihrer ganzen Organisation nach fast immer vorzügliche Vorbildung für den Offiziersstand bewirken, so wohnt ihnen doch eben deshalb, weil sie nur im Hinblick auf diesen eingerichtet sind, eine Einseitigkeit inne, die besonders dann als schwerer Mangel empfunden wird, wenn es sich darum handelt, die glänzende Uniform auszuziehen und in bürgerlichem Gewand, in bürgerlicher Sphäre den Kampf um das Dasein zu führen. Aus einem bürgerlichen Beruf in den anderen überzugehen, ist bei weitem nicht so schwer, als nach einem lediglich militärischen Dingen gewidmeten Leben einen solchen zu ergreifen. In neunundneunzig Fällen unter hundert trägt eine derartige Existenz den Stempel des Verfehlten an sich; nur bei seltener Energie und Begabung gelingt es dem früheren Offiziere, nicht allein zu lernen, was er lernen muß, sondern auch zu vergessen, was er vergessen muß. Das letztere ist schwieriger als das erstere.

Ernst gelang es nicht. Er irrte zunächst planlos umher, bald hier, bald dort einer Einladung folgend, froh, wenn er durch solche wieder für eine kurze Spanne Zeit der Sorge um seine Existenz enthoben war.

Er wandte sich auch an seine Schwester Clotilde mit der Bitte um Unterstützung. Leider konnte sie diese ihm nicht gewähren; ihr Mann verbot es ihr auf das strengste, und über eigenes Geld verfügte sie in Folge seines Geizes nicht. Daß er nichts für seinen Schwager that, könnte ja auch als Folge dieses Geizes angesehen werden. Aber die Gerechtigkeit erfordert, zu konstatieren, daß Herr von Gall ihm, als Ernst den Abschied nehmen mußte, geschrieben und ihn aufgefordert hatte, sich Ernst „für immer vom Leibe zu halten“.

Diese Mahnung macht einen sonderbaren Eindruck. Wollte Erzherzog Rainer seinen Neffen nicht mehr unterstützen, so läßt sich dies, wenn auch schwerlich rechtfertigen, so doch nach seiner bereits geschilderten Haltung Clotilde gegenüber begreifen. Aber warum dem unglücklichen jungen Mann jede Unterstützung seitens seiner Verwandten, jede

Möglichkeit, mit Hilfe derselben wieder emporzukommen, abschneiden?

Kann, ja muß man nicht analog wie bei den Mädchen mit Bezug auf deren physische Gesundheit, so bei Ernst mit Bezug auf seine Existenz sagen: Es soll nicht behauptet werden, daß man ihn systematisch zu Grunde habe richten wollen, aber wenn das die Absicht gewesen wäre, so hätte man keine geeigneteren Mittel anwenden können, als diejenigen, von welchen man Gebrauch machte?

Dazu dieses ebenfalls einen so seltsamen Eindruck hervorrufende ängstliche Bestreben, die Geschwister von einander entfernt zu halten, ein Bestreben, das so weit ging, daß man den beiden Brüdern Clotildens nicht einmal gestattete, zu deren Hochzeit nach Innsbruck zu kommen! Warum das? Fürchtete man vielleicht, daß durch Austausch der Kindheitserinnerungen diese in verstärktem Maße hervortreten würden? Es scheint so!

Auf seinen Irrfahrten — so kann man diese Periode im Leben Ernsts wohl bezeichnen — kam er auch in das Haus eines Barons Wattmann in Graz.

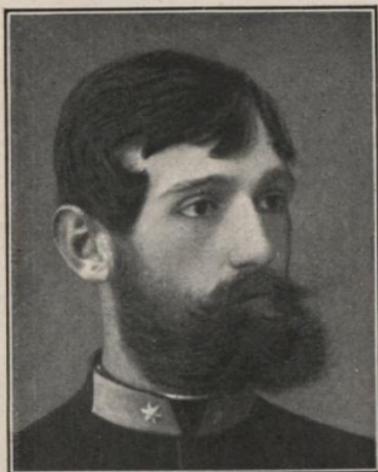
Mit seiner Ankunft war das Personal eines modernen Dramas vollständig geworden: eine junge Frau, hübsch, leidlich gewandt, klug genug, um andere für dumm zu halten und beinahe dumm genug, um von anderen für klug gehalten zu werden, ziemlich sentimental, gleich so vielen anderen für eine femme incomprise sich haltend, weil ihr Gatte zu vernünftig war, in ihr etwas anderes zu sehen als das, was sie wirklich war: ein Mittelstück von Weib, statt anbetend vor ihr niederzusenken und in mystischem Schwärmen ihr und sich den Kopf voll unnützer und schädlicher, selbstbetrügerischer Phantasienebel zu setzen. Im übrigen ein nicht unpraktischer Mann, dieser Baron, wenigstens in Kleinigkeiten nicht, wohl aber in der Hauptsache, daß er als bejahrter Mann diese junge Frau geheiratet hatte, der er nicht zu genügen vermochte, die nach Bewegung, Abwechslung sich sehnte. — Und nun, in dieser kritischen Periode, schneit als dritter der elegante Cavalier hinzu, der

eben erst des Kaisers Rock ausgezogen hat, an dem noch immer ein wenig von jenem Nimbus haftet, der die Söhne des Mars so unwiderstehlich für Weiberherzen macht, jene Mischung von Stallgeruch, Fuchten und Oppoponax außen, für die Nase, und von blasierter Lüsterheit und schneidigem Attackenmut innen, für — das Herz? Nicht so ganz!

Ernst war hübsch und ebenso leichtsinnig als die Baronin — die beiden mußten einander verstehen, es war nicht anders möglich. Ihr, die sich in die Rolle einer Dulderin hineingeträumt hatte, fiel es freilich nicht ganz leicht, diese mit ihrer Selbstverhimmelung aufzugeben, die Märtyrerkrone niederzulegen, und wieder eine ganz gewöhnliche Sterbliche zu sein. Sie hätte, mit echt weiblicher souveräner Verachtung aller Logik, am liebsten die keusche Jungfräulichkeit, die sie sich erträumte und in besonders schwärmerischen Stunden für sich in Anspruch nahm — „meinen Körper konnte er mit seinen Gelüsten beflecken, mein Geist blieb unberührt“ — auch ihrem Verehrer aufgebunden. Sie hatte den ganzen Zola gelesen — den Reinen ist alles rein! — und keine Szene hatte ihr besser gefallen, als diejenige, in welcher der Großmeister des Naturalismus schildert, wie Nana, die durch so viele Hände gegangene Personifikation der Fleischeslust, dem mit allem Idealismus seiner 17 Jahre um sie werbenden Jüngling „als Jungfrau“ sich hingiebt — elle tomba en vierge dans ses bras! Dieses psychologisch-physiologische Kunststück imponierte ihr ungemein, bis zu dem Wunsche, zu erproben, ob es möglich sei!

Wenn eine junge, hübsche Frau diesen Wunsch hegt, so giebt es stets mitleidige Seelen, die ihn ihr erfüllen. Ernst von Walburg hatte ein viel zu weiches Herz, um nicht zu diesen zu gehören — er kam ihr sogar auf halbem Wege entgegen.

Ein Sommerabend. Baron Watzmann diskreter Weise nicht anwesend, seine Gattin malerisch auf eine Ottomane hingegossen, das hübsche Gesichtchen zur Hälfte in den Kissen verborgen, ihre volle Figur in heller Gewandung



Ernst

Sohn des Erzherzogs Ernst und der Frau
von Wallburg.



vorteilhaft plastisch sich abhebend von dem dunklen Stoff der Ottomane. Ernst am Fenster lehrend, mit seiner hohen Gestalt den Ausschnitt der Vorhänge fast gänzlich deckend, so daß es dunkler ist im Gemach, als es sonst der Fall wäre.

„Ach!“

Ein langgezogener Seufzer der Sehnsucht.

„Sie seufzen?“ Ernst weiß ganz genau, daß sie ge-seufzt hat, aber es fällt ihm im Moment nichts Gescheidteres ein als diese Frage.

„Ach!“

Noch länger, noch sehnsuchtsvoller.

„Warum seufzen Sie?“ Viel gescheidter ist diese Frage auch noch nicht, aber immerhin markiert sie schon einen kleinen Fortschritt.

„Weil ich niemand habe, der . . .“

Sie ist eigentlich erzürnt, daß Ernst sie nicht zu er-raten scheint, oder vielmehr sie möchte erzürnt sein darüber, aber es ist so warm, so gewitterschwül — sie ist zu faul, um zornig werden zu können.

Ernst hat, wenn auch nicht völlig sie erraten, so doch eine Ahnung gefaßt, was sie quält. Er überlegt. Er weiß, daß, wenn er jetzt vorgeht, sie ihm sicher ist. Aber — er ist Gourmand oder richtiger Gourmet. Wenn man eine Delikatesse genießen will, so muß man abwarten, bis kulinarische Kunst ihr den höchst erreichbaren Grad von Wohlgeschmack verliehen hat. Ein klein wenig Zubereitung ist der Baronin noch nötig. Etwas pikante Sauce!

„Sie haben doch alles, was Ihr Herz begehrt! Sie sind jung, schön, reich — geistvoll . . .“ Das letzte Wort glitt etwas schwerer über seine Lippen.

„Und wenn das alles wahr wäre, was würde es mir nützen?“

„Daß es wahr ist, daran zweifeln Sie nicht! Und was es Ihnen nützen kann? Sonderbare Frage! Wer das alles hat, der müßte doch glücklich sein!“

„Müßte?“

„Muß!“

„Weit entfernt! O, ich bin sehr unglücklich!“

„Wie wäre das möglich!“ Er spielte mit Virtuosität den Erstaunten. „Sie, die Gefeierte! Sie, der alles huldigt!“

Er weiß, daß er übertreibt, aber das thut nichts, derartiges wirkt immer. Auch bei ihr, aber sie will es sich nicht merken lassen.

„Wer huldigt mir denn?“

„Jeder, der Sie fühlt!“

„Bah!“

„Ihr Herr Gemahl!“

Ein Lächeln, das er wohl zu deuten weiß, ein wenig geringschätzig.

„Ach!“

„Sie, Baron?“

„Können Sie daran zweifeln?“

„Ja!“

„Mit welchem Recht?“

„Mit dem allerbesten! Haben Sie mir schon einen Beweis davon gegeben?“

Das ist der kritische Moment. Ihn verpassen kann nur ein Quäker oder ein Dummkopf. Vielleicht käme es auch auf dasselbe heraus. Er ist kein Dummkopf.

Er verläßt seinen Posten am Fenster, er kniet neben ihr an der Ottomane nieder, er faßt ihre Hand, die sie ihm widerstandslos überläßt.

„Welche Beweise verlangen Sie? Sie wissen, daß ich Ihnen angehöre mit Leib und Seele!“

Wieder lächelte sie. Mit seiner Seele wüßte sie herzlich wenig anzufangen. Aber das darf sie ihm natürlich nicht sagen.

„Warum lächeln Sie?“ fragte er. „Zweifeln Sie an meinen Worten?“

„Vielleicht!“

Er springt auf, er heuchelt Entrüstung. Warum? Aus einem sehr profaischen Grunde. Das lange Knien ist ihm unbequem. „Sie bringen mich zur Verzweiflung!“ ruft er.

Er ist weit davon entfernt. Aber er hat das vor kurzem irgendwo gelesen oder in einem Theaterstück gehört; es muß Effekt machen, denkt er. Er hat sich nicht getäuscht.

Effekt macht es, den nämlich, daß sie ihn noch mehr ermutigen zu müssen glaubt.

„Warum verzweifeln?“ flüsterte sie, und ihr Auge heftet sich mit einem Ausdruck auf ihn, dem er nicht zu widerstehen vermag.

Er beugt sich zu ihr nieder, langsam, Auge in Auge, er drückt einen heißen Kuß auf ihre ihm entgegenschwellenden Lippen. Er fühlt das Pochen ihres Herzens, das Wogen ihres Busens durch die leichte Gewandung hindurch.

„Sei mein!“ flüsterte er.

Sie hält noch einen kleinen Widerstand für notwendig, sie heuchelt Schrecken. „Was thun Sie?“ flüsterte sie.

Er ist trotz seiner Jugend schon viel zu sehr Kenner, um diesen Schrecken ernst zu nehmen. Sanft schließt er seinen Arm um ihre Taille, drückte sie an sich.

„Ernst!“

Er antwortet nicht. Aber was er thut, ist klüger, als jede Antwort. Wieder küßt er sie, langsam, fest sie an sich drückend, mit jenem Kuß, der eine Anfrage scheint und bereits die Antwort auf diese selbst giebt.

Sie sucht seinen Arm zurückzudrängen, sich ihm zu entwinden — umsonst! Es ist ihr auch nicht ernst damit. Er weiß, daß er keine größere Grausamkeit begehen könnte, als jetzt ihr nachzugeben, sie zu schonen. Inniger, heißer, verlangender preßte er sie an sich.

„Ernst!“

Wie ein Seufzer klingt es, ihm wie das Signal zur Attacke. Immer fester drückte sein Arm sie an sich, dann . . .

Etwas matt sah sie aus, als ihr Gatte am Abend heimkehrte. Ernst war längst fort. Sie habe ein wenig Migräne, sagte sie.

Sie hatte recht oft Migräne in der nächsten Zeit!

Und der Baron? Merkte er wirklich nichts, oder war er klug genug, das Unvermeidliche mit Würde zu tragen? Wer weiß es! Vielleicht freute er sich gar, daß ihm eine schwere Sorge vom Herzen genommen war, die um das Glück seines Weibes. Es muß auch solche Käuze geben!

Oder war es nur reine Gutmütigkeit, daß er Ernst aushalf, wenn dieser, wie das nicht selten vorkam, in Geldverlegenheit sich befand? Wer kann das sagen! Es giebt ja so gutmütige Menschen!

Je leichter Ernst Geld bekam, desto weniger Wert legte er auf dasselbe. Es war nicht gut für ihn, daß Baron Wattmann ihn derartig verwöhnte, durchaus nicht gut. Wäre er noch nicht leichtsinnig gewesen, er hätte es werden müssen. So aber erfuhr sein Leichtsinn noch eine Steigerung.

Ein von ihm acceptierter Wechsel war fällig. Der Wiener Geldmann, bei dem er geliehen, drohte mit scharfem Vorgehen. Ernst geriet in Bestürzung. Diese stieg noch, als er, zu Wattmann eilend, erfuhr, daß dieser sowohl als seine Gattin eine kleine Reise angetreten hatten.

Der Diener hatte den Freund des Hauses in den Salon geführt. In diesem blieb Ernst, auch als jener mit der für ihn in diesem Moment so unangenehmen Nachricht ihn verlassen hatte. Wo sollte er hin? Sein sonstiger Kredit war völlig erschöpft!

Unruhig, den Kopf sich zermarternd, wie er Aushilfe schaffen sollte, schritt er im Salon auf und ab und durch die offenstehende Thür auch in das Zimmer der Baronin. Sein Blick fiel auf ihren Schreibtisch. In diesem pflegte sie stets eine größere Summe Geldes aufzubewahren. Wenn sie hier wäre, würde sie ihm helfen, daran war gar kein Zweifel.

Wenn er das Geld hätte!

Er konnte den Blick kaum von dem Schreibtisch abwenden. Da drinnen lag, was ihn retten konnte — und ihm war es unerreichbar!

Unerreichbar?

Ohne recht zu wissen, was er that, zog er sein Schlüsselbund aus der Tasche und probierte die Schlüssel. Einer derselben paßte, die Schublade des Schreibtisches war offen. Einige Scheine und ein Sparkassenbuch der Baronin lagen vor ihm.

Er wiederholte sich, daß sie ihm alles gegeben haben würde, wenn sie hier gewesen wäre — er griff nach dem Sparkassenbuch und den Geldscheinen — er steckte sie zu sich!

Ihm kam nicht das Bedenken, daß diese Handlung ihn zum Dieb mache. Die leise Mahnung seines Gewissens beschwichtigte er damit, daß sie es ihm unbedingt gegeben haben würde, wenn er sie darum gebeten hätte. Er fuhr nach Wien, machte das Sparkassenbuch zu Gelde und befriedigte seinen Gläubiger.

Als der Baron mit seiner Gemahlin nach Hause kam, fiel ihm sofort der offenstehende Schreibtisch in das Auge; das Fehlen des Geldes wurde entdeckt. Ueberzeugt, daß jemand von der Dienerschaft den Diebstahl begangen habe, sandte er zur Polizei. Die Untersuchung ergab so schwere Indizien für die Schuld Ernsts, daß er auf telegraphische Requisition verhaftet wurde.

Er leugnete nicht, was geschehen war — seine Behauptung, daß ihm Baron Wattmann das Geld geliehen haben würde, wenn er zu Hause gewesen wäre, konnte wohl seine Schuld im milderen Lichte erscheinen lassen, nicht aber sie aus der Welt schaffen.

Zu dumpfer Verzweiflung harrete er seiner Beurteilung. Da schien sich ihm ein Weg zur Rettung zu bieten.

Ein ihm fremder Herr, dem Anschein nach ein hoher Beamter, erschien eines Abends in seiner Zelle und hieß den Gefangenenwärter, der die Thür derselben aufgeschlossen hatte, sich entfernen.

„Sie nennen sich Ernst Baron von Walburg?“ frug derselbe.

„Ja!“

„Wissen Sie, wer Ihr Vater ist?“

„Ja!“

„Sie haben als solchen im Protokoll den früheren preußischen Offizier Baron von Walburg angegeben. Warum thaten Sie das?“

„Es entspricht meinem Taufschein.“

„Ganz recht, aber . . . Sie wissen, daß Ihr Vater in Wirklichkeit eine sehr hohe Persönlichkeit ist?“

„Ja!“

Sie wissen auch, daß das Verbrechen, dessen Sie angeklagt und geständig sind, eine sehr schwere Strafe nach sich zieht?“

„Ja!“

„Warum suchen Sie sich nicht von derselben zu befreien?“

„Wie wäre das möglich?“

„Wenn Sie angeben, wer in Wirklichkeit Ihr Vater ist!“

„Was würde dann geschehen?“

„Man würde recherchieren, und nachdem sich, woran nicht zu zweifeln ist, die Richtigkeit Ihrer Angabe herausgestellt hätte, würde unter irgend einem Vorwande das Verfahren gegen Sie eingestellt werden.“

„Diesen Weg kann ich nicht wählen.“

„Warum nicht?“

„Was ich gethan habe, werde ich büßen; aber ich will nicht, daß mein Vater in diese Sache hineingezogen werde.“

„Das klingt sehr schön, ist aber sehr unpraktisch.“

„Unpraktisch oder nicht, ich vermag nicht anders zu handeln.“

„Sie werden sich das überlegen und zu einem andern Entschlusse kommen.“

„Nein!“

„Das wäre thöricht!“

„Mag sein, aber ich kann nicht anders!“

Der Fremde konnte ein lebhaftes Mißvergnügen nicht verbergen. Er sah mit seinen kalten, grauen Augen Ernst scharf an, dann sagte er langsam: „Wenn aber an hoher Stelle gewünscht wird, daß die Sache sich so regle?“

„Meinen Sie damit meinen Vater?“

„Om, ja — wenigstens indirekt!“

„Wenn Sie meinen Vater meinen, so veranlassen Sie ihn, mir direkt zu befehlen, seinen Namen zu nennen, dann werde ich gehorchen. Aber nur, wenn jener Befehl in einem eigenhändigen Briefe enthalten ist. Mich auf andere Weise überzeugen zu wollen, daß dies der Wille meines Vaters sei, würde ein vergebliches Bemühen bleiben!“

„Sie verlangen, daß der Erzherzog unter solchen Umständen Sie mit einem eigenhändigen Briefe beehrt?“ In der That, das ist ein wenig stark!“

„Es wäre in der That keine allzu weit getriebene Großmut, wenn der Vater seinem unglücklichen Sohne, selbst wenn derselbe durch eigene Schuld in das Unglück geraten ist, ein Trosteswort sendete! Aber nicht ein solches verlange ich, sondern nur den klaren und deutlichen Ausdruck seines Willens, daß ich ihn als meinen Vater nenne!“

„Würde es Ihnen nicht genügen, wenn ein Seiner Kaiserlichen Hoheit sehr nahe Stehender, ein Mitglied der Kaiserlichen Familie, Sie davon in Kenntniß setzte, daß dies des Wunsch Seiner Kaiserlichen Hoheit ist?“

„Nein!“

„Warum nicht?“

„Glauben Sie, ich ahnte nicht, wen Sie meinen? Den, der mit der Sorge für mich beauftragt wurde und wegen lumpigen dreitausend Gulden — jawohl, lumpig nenne ich diese Summe, das ist sie für einen vielfachen Millionär! — seinen Neffen zu Grunde gehen ließ! Ich habe das, was ich gethan, zu verantworten und werde es büßen, aber was auch mit mir geschehen möge, eins kann jener mir nicht rauben und können Sie mir nicht rauben: das ist die Ueberzeugung, daß, wenn es soweit gekommen ist, daß der älteste Sohn des Erzherzogs Ernst von Oesterreich im Gefängniß sitzt, nicht er allein die Schuld daran trägt, sondern zu einem wesentlichen Teile auch die, welche ihn dahin gebracht haben, daß er untergehen mußte! Sagen Sie dem, der Sie gesandt, das sei meine Antwort auf seine Anforderung!“

Seine hohe Gestalt war ausgerichtet, seine dunklen Augen glühten. Wer die Beiden so sah, der konnte in Zweifel kommen, wer von ihnen beiden der Delinquent sei.

Von der Fruchtlosigkeit seiner Mission überzeugt, wandte der Fremde sich zum Gehen. An der Thür zögerte er noch einmal, allein Ernsts Antlitz trug den Ausdruck so fester Entschlossenheit, daß er den Versuch aufgab, diese zu erschüttern. Er verschwand; bald darauf fiel rasselnd die Kerkerthür wieder in ihr Schloß und der schwere Eisenriegel wurde vorgeschoben.

Wer jener gewesen, konnte nicht festgestellt werden; in wessen Auftrag er gekommen, ist unschwer zu erraten. Auch der Zweck seiner Sendung ist sehr klar. Wenn es gelungen wäre, Ernst dazu zu bestimmen, den Erzherzog als seinen Vater zu nennen, so wäre letzterer natürlich auf das höchste erzürnt gewesen, und der nach dem Vorgehen des Sohnes naturgemäß eintretende Bruch zwischen beiden wäre ein viel tieferer geworden. So aber war immer noch zu befürchten, daß Erzherzog Ernst in seiner gutmütigen Weise doch vielleicht dem Sohne einst noch verzeihe. Daß es nicht der Fall war, hat seine Begründung wohl hauptsächlich darin, daß niemand sich ihm gegenüber des armen Ernst annahm, ihm den Fall mit der psychologischen Begründung desselben vortrug. Man fürchtete, daß, wenn dies geschehe, Erzherzog Rainer sehr ungehalten sein werde, und bemühte sich im Gegentheil, Ernst immer mehr anzuschwärzen.

Der bedauernswerte junge Mann wurde zu einer langen Haftstrafe verurteilt. Nach Verbüßung derselben wandte er sich an seine Schwester mit der Bitte um Unterstützung. Viel konnte dieselbe unter den obwaltenden Umständen ja nicht thun, aber wenigstens vor dem Schlimmsten schützte sie ihn. Es mag dahingestellt bleiben, ob er die abschüssige Bahn, auf die er geraten war, nicht vielleicht noch weiter verfolgt hätte, wenn nicht ein Ereignis eingetreten wäre, das seinem Leben eine andere Richtung gab.

Es war ihm gelungen, bei einer Gesellschaft für

öffentliches Fahrwesen eine Anstellung als — Kondukteur zu erhalten. Wie viele gute Wiener mögen damals ihm ein paar Kreuzer mehr, als der Fahrpreis betrug, in die Hand gedrückt haben, ohne zu ahnen, daß der, dem sie diese kleine Wohlthat erwiesen, ein Sproß ihres erhabenen Kaiserhauses sei! Ernst war, wenn er sich auch nicht gerade glücklich in dieser Stellung fühlte, doch einigermaßen zufrieden; er hatte den Hunger, den bitteren, quälenden Hunger kennen gelernt, und es erschien ihm schon als eine Gnade des Himmels, daß er nicht allein vor diesem geschützt war, sondern sogar ein einigermaßen menschenwürdiges Dasein führen konnte. Er ging noch weiter, er heiratete. Hätte er es geschickt angefangen, so hätte er wohl mehr als einen gutsituierten Wiener Bürger gefunden, der mit klingender Münze die Ehe bezahlt hätte, den Sohn des Erzherzogs Ernst seinen Schwiegersohn nennen zu können, wenn dieser auch für unehelich gehalten wurde und sich selbst dafür hielt. Aber solche Berechnung lag ihm fern. Er heiratete ein armes Mädchen, Marie Schaden, das in der schlimmsten Periode seines Lebens ihm nach Möglichkeit hilfreich zur Seite gestanden hatte und kein Vermögen, wohl aber ein treues, braves Herz besaß.

Das bewies sie, als bald darauf Ernst in Folge bisher unaufgeklärt gebliebenen Umstände seine Rolle als Kondukteur verlor. Die Behauptung, daß Einflüsse geltend gemacht worden seien, um ihn absichtlich aus dieser zu drängen, läßt sich nicht erweisen; sicher ist nur, daß ein Versehen, das bei einem anderen kaum eine Rolle gespielt haben würde, ihm so schwer angerechnet wurde, daß man die Dienstentlassung für nötig hielt.

Das war freilich ein schwerer Schlag, um so schwerer, als inzwischen ein Kind geboren worden war, dem später noch vier andere folgten. Ernst war der Verzweiflung nahe, aber sein treues Weib richtete seinen gesunkenen Mut auf und bestimmte ihn dazu, in seinem Bemühen, sich nach anderweitigem Erwerb umzusehen, nicht zu ermatten. Nach langem vergeblichen Suchen fand er einen solchen als —

Kollenabschreiber für das Theater an der Wien. Von den Tausenden der Wiener, welche damals die lustigen Stücke sich ansahen, an denen das Repertoire dieses Theaters so reich ist, ahnte wohl nicht einer, daß es der Sohn eines ihrer Erzherzöge gewesen, der vor dem Zustandekommen der Aufführung den mühsamsten und am kärglichsten bezahlten Anteil gehabt!

Ja wohl, kärglich war dieser Anteil, so kärglich, daß Ernst Tag und Nacht schreiben mußte, um nur die notwendigsten Bedürfnisse seiner Familie decken zu können. Er schrieb, sich kaum die allernötigste Nachtruhe gönnend, schrieb mit zitternden Fingern — bis ein Schreibkrampf eintrat, der ihm auch diesen bescheidenen Erwerb unmöglich machte.

Num brach das Glend herein. Was an Hausrat, an besseren Kleidungsstücken irgendwie entbehrlich war, wurde auf das Leihhaus getragen. Aber wie rasch waren die paar Gulden verzehrt, die man dafür erhielt. **Und die kleinen Kinder, die Enkel des Erzherzogs Ernst von Oesterreich, schriean vor Hunger!**

Noch schlimmer sollte es kommen! Der Wirt, der keine Miete erhielt, kündigte Ernst an, daß er das Haus verlassen müsse. Verzweifelnnd rannte er umher, für seine Familie ein neues Quartier zu suchen — er fand es nicht! Der Mann mit dem hageren, verstiirten Antlitz, den fieberhaft glühenden Augen, der abgetragenen Kleidung flöhte kein Vertrauen ein. Er brach vor Erschöpfung zusammen. Als er sich mühsam wieder aufgerafft und nach Hause gewankt, fand er seine Familie nicht mehr. Der Hauswirt hatte sie auf die Straße gesetzt, die Polizei sie in das Asyl für Obdachlose gebracht. Dort traf er sie wieder — **im Massenquartier, im Asyl für Obdachlose des Erzherzogs Sohn, Schwiegertochter und Enkel!**

Er wandte sich an einen Bekannten, einen einfachen Mann, einen Gastwirt Namens Vogel, der vermittelte, daß Ernst mit seiner Familie eine zwar bescheidene, aber doch anständige Wohnung fand, und gab ihm auch, was er zum Leben

notdürftig brauchte. So stehen die Verhältnisse noch jetzt: **der Sohn des Erzherzogs Ernst, der, wie wir sehen werden, berechtigter Erbe von mehr als 3 Millionen Gulden ist, lebt mit seiner Familie von der barmherzigen Hilfe eines Wiener Schankwirts!**

Wir wenden uns jetzt zu dem zweiten Sohn des Erzherzogs, Heinrich. Nach beendeten juristischen Studien, zu denen ihm Erzherzog Rainer eine Unterstützung von ganzen achtzig Gulden monatlich gewährte, kam er als Auskultant an das Bezirksgericht Innere Stadt. Mit seiner Schwester Clotilde stand er in brieflichem Verkehr; zu ihrer Hochzeit hatte er ja nicht kommen dürfen. Seine Briefe lauteten meist recht melancholisch; er empfand tief das Unklare seiner Geburt und seiner Stellung in der Welt.

Im Jahre 1887 empfangen die Schwestern — Laura war schon 1886 für immer zu Clotilde gegangen — einen Brief Heinrichs, in denen er ihnen mittheilte, daß er an einem hartnäckigen Lungentarrh erkrankt sei und auf ärztliche Anordnung einen längeren Urlaub nehmen müsse. Clotilde errang die Einwilligung Dr. Peggers, ihn zu sich nach Wien einzuladen. Er war hoch erfreut, seine Schwester, von der er seit der zartesten Kindheit getrennt war, endlich wiedersehen zu können, und leistete ihrer Einladung Folge. Nach einigen Tagen, als die Geschwister erst richtig vertraut miteinander geworden waren, stellte Clotilde an ihn die Frage, ob er, der doch in Wien am meisten Gelegenheit dazu habe, keine Schritte unternommen habe, den über seinen und seiner Geschwister Herkunft ruhenden Schleier zu lüften. Da that er die für ihn und für die Verhältnisse gleich charakteristische Aeußerung: „Ich bitte dich! Diese Geschichte mit dem Gefolge von Demütigungen und Kränkungen drückt mir das Herz ab. Du wirst sehen, das wird noch mein Tod sein!“

Er versuchte auch, mildernd auf das fast unerträglich gewordene Verhalten der beiden Ehegatten zu einander einzuwirken, allein er erzielte nur geringen Erfolg damit. Im Gegentheil, die Brutalität Dr. Peggers äußerte sich in

solcher Weise, daß Clotilde sich in das Wasser stürzen wollte. Heinrich hielt sie von diesem verzweifelten Schritt zurück und suchte sie zu trösten. „Wir gehören nun einmal“, sagte er in seiner melancholischen Weise, „zu den Ausgestoßenen, die gedrückt und geknechtet werden, die aber niemals zu ihrem Rechte gelangen können. Wenn nur dieser unselige Name Wallburg von der Welt verschwinden könnte, und mit ihm alle Ungerechtigkeit, alles Leid und aller Kummer, den wir durch ihn erlitten. Glaubst du, es würde dir der Vormund helfen? Keine Spur, er würde eher deinem Manne helfen.“

Heinrich durchschaute die Sachlage. Ihm war klar, daß man nur deshalb die Heirat Clotildens mit Dr. Pegger sich zweitausend Gulden hatte kosten lassen, um dadurch Clotilde machtlos zu machen, wenn es ihr einfallen sollte, ihre Ansprüche geltend zu machen. Dr. Pegger hatte sich nach seiner wohl sehr zutreffenden Ansicht gegen Empfang jener Summe verpflichten müssen, ihr nie derartige Schritte zu gestatten. Daß der im rüstigsten Mannesalter stehende Arzt so zeitig sterben würde, hatte man nicht voraussehen können.

Erst kurze Zeit war Heinrich in Wien, da traf ein Brief des Herrn von Gall, des Sekretärs des Erzherzogs Rainer ein, in welchem dieser Heinrich die heftigsten Vorwürfe machte, daß dieser, ohne erst seine Erlaubnis einzuholen, sich einen so langen Urlaub genommen habe. Er sei nur eingebildet krank und in Wirklichkeit bloß arbeits-scheu; er solle sofort seinen Dienst wieder aufnehmen.

Selbst Dr. Pegger, der Heinrich eingehend untersucht hatte, konnte es nicht über sein ärztliches Gewissen bringen, den Kranken so ziehen zu lassen. Er schrieb an Herrn von Gall, daß Heinrich den Urlaub dringend nötig habe. Er sei hochgradig lungenkrank, und nur bei aufmerksamster Pflege könne er genesen.

Daraufhin konnte Herr von Gall natürlich nicht anders, als Heinrich vorläufig noch in Wien zu lassen, wo derselbe unter der Pflege seiner Schwester sich auch verhältnißmäßig

rasch zu erholen begann. Seine Genesung würde wohl eine vollständige gewesen sein, wenn nicht plötzlich ein Telegramm aus Wien eingetroffen wäre, in welchem Herr von Gall ihm befahl, sofort nach Wien zu kommen. Dort würde ihm ein Dekret eingehändigt, daß seine Versetzung nach Krems mit der Weisung enthielt, unweigerlich dort in drei Tagen seinen Dienst anzutreten. Geschehe dies nicht, so werde Erzherzog Rainer ihm die monatliche Subvention von achtzig Gulden entziehen, deren er, da seine Stelle eine unbesoldete war, dringend bedurfte.

Konnte klarer kundgegeben werden, daß man ihn nicht genesen lassen **wollte**?

Selbst Dr. Pegger sagte: „Das ist Gift für seine kranke Lunge, dieser Aktenstaub!“ — aber es half nichts, Heinrich mußte abreisen, wollte er nicht aus seiner Carriere gerissen werden und als Bettler dastehen.

Es half nichts, Heinrich mußte abreisen.

Die Versetzung nach Krems scheint übrigens noch einen anderen Grund gehabt zu haben. Heinrich hatte in Wien im Hause eines Oberstabsarztes Dr. Günzburg verkehrt, der in der Beatrixgasse, Wien III wohnte, und dessen in hohem Grade stimmbegabte Tochter Regina auf dem Klavier begleitet, auf dem er meisterhaft zu spielen verstand. Sie waren dadurch in ein vertrautes Verhältnis geraten, und es war schließlich eine Verlobung zu stande gebracht worden, von der niemand überraschter war, als der jugendliche Bräutigam — seine „Braut“ war nicht weniger als fünf Jahre älter wie er. Ob nun Herr von Gall — wir halten es für überflüssig, immer wieder zu erwähnen, daß er natürlich nur das Sprachrohr der hinter ihm Stehenden war — diese Verlobung Heinrichs aus ähnlichen Gründen wünschte und vielleicht auch mit herbeizuführen bemüht war, wie diejenige seiner Schwester, nämlich um Heinrich durch seine spätere Frau ebenso von der Verfolgung seiner Erbansprüche zurückzuhalten, wie Clotilde durch Dr. Pegger, muß dahingestellt bleiben; zweifellos ist, daß man gegen Regina Günzburg anfänglich nicht das mindeste einzuwenden

hatte. Der beste Beweis hierfür ist, daß Erzherzog Rainer sogar bei einem Sohne Dr. Günzburgs, einem Bruder der Regina, Pathe stand. Dann scheinen jedoch die Unterhandlungen mit dem sehr „praktischen“ Arzt Dr. Günzburg nicht den gewünschten Fortgang genommen zu haben. Wahrscheinlich konnte man sich nicht über die Summe, für welche Dr. Günzburg sich verpflichten sollte, seinen leicht lenkbaren zukünftigen Schwiegersohn von der Verfolgung zukünftiger Erbansprüche abzuhalten, nicht einigen, kurz, Herr von Gall zeigte sich mit einem Male als ein ebenso eifriger Gegner des projektierten Bündnisses, wie er ursprünglich dessen Förderer gewesen war. Daß die Braut Israelitin war, wurde in erster Linie als Hinderungsgrund hervorgehoben, obwohl dies natürlich Herrn von Gall von Anfang an bekannt gewesen war, und bisher nicht als Hinderungsgrund gegolten hatte, ebensowenig wie der Altersunterschied.

Heinrich gab gern dem Andrängen seines Vormundes nach, die Verlobung wurde aufgehoben, dagegen kam eine solche mit einem Fräulein von Ueberacker zu stande. Ob mit dieser seitens des Herrn von Gall ähnliche Verhandlungen gepflogen wurden und mit welchem Resultat, war nicht möglich zu ermitteln; Fräulein von Ueberackers jetziger Aufenthalt war nicht zu ermitteln, und der Mund Heinrichs hat sich für immer geschlossen. Wie das kam, soll sogleich berichtet werden.

Heinrich hatte seinen Dienst in Krems angetreten, so leidend er sich auch bald wieder fühlte. Auf Anraten seiner Kollegen, die den, wenn auch sehr ernstern, so doch stets mit stiller Freundlichkeit ihnen begegnenden und auf seinen hehren Vater in keiner Weise eingebildeten jungen Beamten liebgewonnen hatten, ließ er sich nochmals ärztlich untersuchen, und diese Untersuchung ergab, übereinstimmend mit der von Dr. Begger vorgenommenen, daß ein im raschen Fortschreiten begriffenes Lungenleiden vorhanden sei, das nur durch eine längere Erholung in reiner Gebirgsluft noch gemildert und vielleicht geheilt werden könne. Es ist klar,

daß schon diese Erkenntnis seines Zustandes verdüsternd auf Heinrichs ohnedem zur Melancholie geneigtes Gemüt wirken mußte, mehr aber noch die Verweigerung des zu dieser Erholung nötigen Urlaubs.

Wir kommen nun zu einer Episode, wie keines Romanschriftstellers Phantasie sie dramatischer gestalten könnte.

Heinrich schrieb seiner Schwester, daß er schwer krank sei, und frug an, ob sie ihn in Wien aufnehmen wolle. Sie mußte natürlich ihren Gatten um Erlaubnis dazu fragen. Dieser beantwortete den Brief Heinrichs selbst, und zwar in einer Weise, die, wie sich bald zeigen wird, einer recht verschiedenartigen Beurteilung unterliegen kann.

Er wolle, war der Inhalt seines Briefes, den Schwager von Herzen gern aufnehmen, aber derselbe dürfe sich der Winterkälte nicht aussetzen, sondern müsse warten, bis er transportabel sei.

Es mag ja sein, daß Dr. Pegger, der Heinrichs Zustand zu genau kannte, die Gefahren der Reise für denselben fürchtete, obwohl von medizinisch-sachverständiger Seite, der wir den Fall zur Beurteilung unterbreiteten, uns versichert wurde, daß die Reise ihm weniger gefährlich gewesen sein würde, als das Verbleiben in Krems.

Jedenfalls aber faßte Heinrich in seiner melancholischen Stimmung dieses Schreiben als einen Refus auf, der diese noch vermehrte. Er antwortete nicht. Am 2. Februar 1888 aber erhielt Clotilde ein Telegramm des Sekretärs des Erzherzogs Rainer, des Dr. Basilio Giannelia, der an Stelle des am 1. Januar in Pension gegangenen Herrn von Gall getreten war. Dieses Telegramm enthielt nur die Worte: „Ihr Bruder Heinrich um 2 Uhr mittags verschieden.“

Clotilde wollte sofort nach Krems zur Beerdigung reisen, allein ihr Gatte gewährte ihr — vielleicht auf höhere Veranlassung — nicht die Mittel hierzu. Es kann auch sein, daß er nur aus Geiz so handelte, und Geiz war es zweifellos, der ihn dazu bestimmte, seiner Gattin selbst die Bitte, einen Kranz auf den Sarg des toten Bruders legen

lassen zu dürfen, abzuschlagen, eine Handlungsweise, durch welche die junge Gattin mit Recht auf das tiefste empört und ihr Herz ihrem Gatten noch mehr abwendig gemacht wurde.

Erst später wurde ihr kund, daß ihr Bruder durch Selbstmord geendet, sich die Pulsadern aufgeschnitten hatte. Sein Röcheln machte die Mitbewohner des Hauses aufmerksam, man klopfte an seine Thür, öffnete sie, als er keine Antwort gab, gewaltsam und fand ihn in seinem Blute schwimmend. Er atmete noch und erholte sich ein wenig, nachdem ihm ein Rotverband angelegt worden war. Seltsamer Weise wurden nun zunächst nicht die Geschwister, wohl aber zwei Personen von dem Geschehenen benachrichtigt, welche dieses garnichts anzugehen schien, Dr. Günzburg und Dr. Giannelia, der neue Sekretär des Erzherzogs Rainer — wohl der klarste Beweis, daß beide Heinrich mit Leuten umgeben hatten, denen es zur Pflicht gemacht war, jedes außergewöhnliche Ereignis ihren Auftraggebern mitzuteilen. Man mußte also doch ein solches erwarten — und trotzdem wurde keine Maßregel getroffen, es zu verhindern, im Gegenteil, nichts unterblieb, was auf Heinrichs Entschluß fördernd einwirken konnte.

Dr. Günzburg eilte mit Regina zuerst herbei. Wir wollen die im höchsten Grade unerquickliche Szene, die am Bett des Sterbenden sich entspann, nicht schildern; es genüge, daß man Heinrich mit allen Mitteln dahin zu bringen suchte, noch vor seinem Tode sich mit Regina zu vermählen, und daß dieses Bemühen an dem festen Widerstande des jungen Mannes scheiterte.

Auch Dr. Giannelia traf bald darauf ein. Mit den Worten: „Um Gottes Willen, was haben Sie gethan!“ eilte er, ein bekümmertes Antlitz zur Schau tragend, auf Heinrich zu. Dieser aber wies ihm mit den verbundenen Armen die Thür.

„Gehen Sie fort von mir“, rief er, „und entweihen Sie nicht meinen Tod mit Ihrer Gegenwart!“

Dr. Giannelia blieb verduzt stehen. Auf einen solchen



Heinrich
Sohn des Erzherzogs Ernst und der Frau
von Wallburg.



1811

Empfang von seiten des sonst stets ruhigen und zurückhaltenden Heinrich war er nicht gefaßt gewesen.

„Ja, schauen Sie mich gut an“, fuhr dieser fort, ein bitteres Lächeln auf den Lippen, „und sagen Sie Ihrem hohen Herrn, unserem edlen Gönner und Wohlthäter, was er aus mir gemacht hat. Bringen Sie ihm die Freudenbotschaft, daß er von mir befreit ist!“

In peinlichster Verlegenheit versuchte Dr. Giannelia, mit glatten Worten Heinrich zu begütigen. Dieser drehte, zum Zeichen, daß er ihn nicht hören wolle, ihm den Rücken, und wenige Minuten darauf war er eine Leiche.

Die Kosten der Bestattung übernahm „großmütig“ Erzherzog Rainer, allerdings mit Hülfe des Sparkassenbuches des Verstorbenen. Bemerkt sei noch, daß bei dieser Gelegenheit die sämtlichen Wertsachen desselben, unter anderem eine schöne goldene Uhr nebst Kette, seine neuen Kleidungsstücke, seine Wäsche zc. verschwanden. Nur die abgetragenen, wertlosen Sachen sandte man seinen Geschwistern. Auf eine Anfrage derselben an Dr. Giannelia, wo denn das andere geblieben sei, erwiderte derselbe, er wisse von nichts, man solle der Sache nicht weiter nachforschen.

Erst später wurde entdeckt, was eigentlich das treibende Motiv zu Heinrichs Ende gewesen war. Man hatte ihm, ebenso wie den anderen Geschwistern, um diese Zeit Andeutungen gemacht, daß sie, die sich beharrlich weigerten, das Märchen mit dem preußischen Offizier zu glauben, einem ehebrecherischen Verhältnis ihrer Mutter ihr Dasein verdankten, jedenfalls in der Absicht, sie von Nachforschungen nach ihren wirklichen Eltern abzuhalten. Das hatte genügt, um den schwerkranken Heinrich zu seinem verzweifelten Entschluß zu bringen. **Er ist hingeopfert worden, schmachvoll geopfert um erbärmlichen Geldes willen, sein Blut schreit gen Himmel, eine nie verstummende Anklage gegen seine Mörder!**

Wie bereits erwähnt, war Herr von Gall am 1. Januar 1888 in Pension gegangen. Ueber die Art und Weise, in

welcher er Heinrich von seinen Geschwistern, besonders von Clotilde, fernzuhalten versuchte, giebt ein uns vorliegender eigenhändiger Brief von ihm an Clotilde einen interessanten Aufschluß. In demselben, der vom 11. August 1887 datiert und in äußerst entgegenkommendem, beinahe herzlichem Tone gehalten ist, heißt es: „Ueber Ihren Bruder Heinrich will ich nicht viel Worte verlieren. Ich bitte ihm zu sagen, daß ich seinen Brief erhalten habe. Bemerkungen darüber halte ich für überflüssig. Was läßt sich auch von einem Charakter sagen, der der Fahne gleicht, die vom Winde hin und hergetrieben wird? — Ich erinnere ihn nur, die Angelegenheit mit Fräulein von Ueberacker in Ordnung zu bringen.“

Nach seiner Pensionierung scheint Herr von Gall Reue über sein anfänglich so scharfes Vorgehen den Kindern gegenüber empfunden zu haben. Der Ton seiner Briefe an Clotilde wird immer herzlicher. In einem derselben, datiert Baden vom 19. Juli 1888, finden sich folgende interessante Stellen:

„Sehr bedauere ich, daß Ihre Nachfragen bezüglich Heinrichs Nachlaß, zu keiner Aufklärung der wahrgenommenen Abgänge geführt haben. Wohl ließ sich nicht viel hoffen, sobald nicht festgestellt werden konnte, was Heinrich im Augenblicke seines Scheidens thatsächlich noch besessen“ — also nicht einmal hierfür hatte Dr. Giannelia, der alle Anordnungen übernahm, Sorge getragen, vielleicht absichtlich nicht — „und ebenso wenig Verdachtsgründe gegeben waren, stattgefundenene Unterschlagungen zu vermuten.“

Die Familie Günzburg hatte den Monat Juni hier zugebracht. Die Frau Doktor gebrauchte die Bäder. Sie sah sehr leidend aus und schied von hier ohne merkliche Besserung. Auch Fräulein Regine schien in gedrückterer Stimmung, als dies sonst der Fall war. Die Familie beabsichtigt, von hier unverweilt nach Sternberg in Mähren sich zu mehrmonatlichem Aufenthalte zu begeben. Sie wissen wohl, verehrteste Frau, daß der einzige Sohn

Dr. Bernhard dort Bezirksgerichtsadjunkt ist und in glücklicher Ehe vor einiger Zeit Vater geworden ist.“

Der Rat, Nachforschungen, wie die nach dem Nachlaß Heinrichs auf sich beruhen zu lassen, ist freilich für einen Unbetheiligten leicht gegeben, indessen ließ sich unter den obwaltenden Verhältnissen nichts anderes thun. Das Interesse aber, welches Herr von Gall auch hier noch für die Familie Günzburg zeigt, dürfe wohl als Symptom für die Innigkeit der Beziehungen aufgefaßt werden können, welche sich zwischen ihm und dieser bezüglich der Verlobung Heinrichs entwickelt hatten, und den Verdacht verstärken, daß diese Heirat beabsichtigt war, um Heinrich mit Bezug auf die Verfolgung späterer Erbsprüche „unschädlich“ zu machen.

Von viel weitergehendem Interesse aber ist folgende Stelle aus einem Briefe vom 25. Februar 1890:

„In hohem Grade überraschten mich Ihre Mittheilungen betreffend den Bruder Ernst. Ich hatte über ihn seit langem nichts gehört und wußte auch nichts über seinen Aufenthalt während all dieser Zeit. Ebenso ist mir die Frau Paszkowska“ — Baronin Marie von Wattmann war eine geborene Paszkowska — „in Graz, bei welcher er gegenwärtig Unterkunft gefunden haben soll, auch nicht dem Namen nach bekannt. Wie ferner seine Angaben und jene dieser Dame glaubwürdig seien, vermag ich nicht zu beurteilen. Wenig glaubwürdig aber scheint es mir jedenfalls, daß er wegen einer bloßen Urlaubsüberschreitung seinen Dienst als Bahnbeamter, wenn er anders wirklich in einem solchen gestanden, verloren haben sollte. Ich finde es übrigens recht schön von ihm, daß er zur Veröhnung mit Ihnen sich bereit erklärte, wenngleich ich meine, daß er die Erzielung einer solchen wohl während seiner noch aufrecht bestandenen Anstellung hätte anstreben und nicht erst dann wieder sich der Schwester hätte erinnern sollen, als er insolge seines unverbesserlichen Leichtsinns derselben verlustig und abermals vor die Frage seiner weiteren Existenz gestellt worden war. Leider vermag ich nach

allem nicht, Ihnen zu raten, sich anders als zurückhaltend gegen ihn zu benehmen.

Was dann bezüglich der seinerzeitigen Kapitalisierung des Substantiationsbeitrages Ihrer Schwester anbelangt, so danke ich Ihnen herzlich für das in mich gesetzte Vertrauen, doch kann ich nur meine bereits geäußerte Meinung über die geeignete Art, diesen Ihren Wunsch zur Verwirklichung zu bringen, wiederholen.

S. A. S. der Herr Erzherzog kennt die betreffenden Verhältnisse ganz so genau wie ich, und auch Herr Dr. Giannella ist in dieselben vollkommen eingeweiht und sollte füglich dabei nicht übergangen werden, was um so weniger angezeigt wäre, da er sich Ihnen und Ihren Angehörigen gegenüber jederzeit teilnahmvoll und sympathisch gezeigt hat, und diese Gesinnung gewiß für Sie alle noch bewahrt.

Was übrigens an mir liegt, werde ich gewiß bei erster Gelegenheit gerne thun. Indes sind mir die höchsten Intentionen diesfalls ganz und gar unbekannt. Leider gestattet mir mein eigenes Befinden schon seit Monaten nicht, mich nach Wien zu begeben, und noch ist es ganz unbestimmt, wenn der gnädige Herr wieder einmal hierher kommt, da er seit seiner Rückkehr von Madrid — un- deutlich geschrieben — „immer noch sich zu großer Schonung veranlaßt sieht und darum nur auf kleine Fahrten in Wien und kurze Ausgänge sich beschränkt. Hoffentlich wird diese Bescheidung nicht mehr von langer Dauer sein und mir das Glück werden, Hochdenselben nach so langer Zeit wieder hierher kommen zu sehen . . .“

Zunächst finden wir auch hier wieder das Bestreben, die zwischen Ernst und Clotilde bestehende Kluit offen zu halten, die dadurch entstanden war, daß Ernst sich an seine Schwester mit der Bitte um Unterstützung gewandt und ihr nicht geglaubt hatte, daß sie in Folge des Geizes ihres Gatten ihm diese nicht gewähren konnte. Wohl gemerkt, war dies vor der Katastrophe in Ernsts Leben.

Dann das Geständnis, daß man von Ernst gar nichts

wußte, daß man ihn, dem man gerade seines Leichtsinnes wegen doppelte Aufmerksamkeit hätte schenken müssen, ganz aus den Augen verloren hatte, ihn vollständig verkommen ließ!

Die Kapitalisierung der Laura gewährten Rente strebte Clotilde aus Gründen an, auf die wir noch zurückkommen.

Am wichtigsten aber ist die Erklärung, daß Erzherzog Rainer die betreffenden Verhältnisse — die Geburt der Kinder! — ganz so genau wie Herr von Gall kannte!

Damit schwindet jede Möglichkeit der Fiktion, als würde dieser hohe Herr ganz anders gehandelt haben, wenn er in die Verhältnisse eingeweiht gewesen wäre! Er war es!

Die Beurteilung des Dr. Giannelia erscheint auf den ersten Blick befremdend. Hatte Herr von Gall diese wirklich nicht durchschaut oder schrieb er gegen seine richtigere Uebersetzung? Daß die Kinder des Erzherzogs Ernst keinen gefährlicheren Feind hatten, als gerade diesen Dr. Giannelia, wird sich bald zeigen.

Clotilde hatte in Belden den Rittmeister in der ungarischen Leibgarde des Kaisers Eugen Szimic Edlen von Majdangrad kennen gelernt. Er saß eines Tages auf ihrem Lieblingsplätzchen am kleinen See. Als er sie erblickte und bemerkte, daß sie dort hatte Platz nehmen wollen, stand er rücksichtsvoll auf, um sich zu entfernen. Sie forderte ihn höflicher Weise auf, seinen Platz zu behalten, und es entspann sich ein Gespräch zwischen ihnen. Da er sich rasch zu ihr hingezogen fühlte, folgten dieser ersten Zusammenkunft mehrere, und als er nach Wien zurückgekehrt war, wechselten sie Briefe miteinander.

Da trat ein Zwischenfall ein, der, als der Tropfen zu bezeichnen, der das volle Glas zum Ueberlaufen bringt, Clotilde zu energischerem Handeln zwang, als es ihr bisher eigen gewesen war. Mit Einwilligung des Vormundschaftsgerichtes und der Schwägerin hatte sie für ihre Kinder eine Bonne engagiert. Der Vormund jedoch verlangte die sofortige Entlassung derselben. Diese verweigerte Clotilde, und als der Vormund zur Weinlese nach seinen Gütern in Südtirol gereist war, begab sie sich auf das Bezirksgericht

und theilte den Bezirksrichtern ihre Absicht mit, ihren Aufenthalt nach Wien zu verlegen.

Er meinte, das könne er nicht gestatten.

„Dann reise ich ohne Ihre Erlaubnis ab!“

„Das dürfen Sie nicht!“

„Ich bin keine Gefangene und lasse mir nicht vorschreiben, wo ich mit meinen Kindern leben soll!“

„Ja, aber es geht doch nicht, daß Sie so plötzlich abreisen, jetzt, wo der Vormund gar nicht einmal hier ist!“

„Ich habe es satt, mich mein ganzes Leben lang von Vormündern sekieren zu lassen, die mir in meinem Leben schon so viel bittere Stunden gemacht haben! Ich reise ab, und dabei bleibt es!“

Dabei blieb es in der That.

Sie reiste noch an demselben Abend mit ihren Kindern nach Wien, wie aus schweren Banden erlöst sich fühlend, als der Zug die Station verließ.

In Wien fand sie zu ihrer Freude ihre einzige Freundin aus Innsbruck, Louise, wieder, die auf der Hochzeitsreise begriffen war. Von einem Besuch bei derselben heimkehrend, empfing sie von dem Portier des Hotels, in dem sie abgestiegen war, die Meldung, daß ein Offizier nach ihr gefragt habe, als er gehört, daß sie ausgegangen, habe er zurückgelassen, daß er um ein Uhr wiederkehren werde. Zur angegebenen Zeit trat zu ihrem Erstaunen Rittmeister von Szimic in ihr Gemach. Er hatte im Fremdenblatt ihre Ankunft gelesen und kam, ihr seine Dienste zur Verfügung zu stellen. Er erwies sich in der That als ein treuer Freund, der keine Mühsal scheute, wenn er ihr einen Dienst leisten konnte. Sie lernte ihn immer mehr schätzen, und in festem Vertrauen auf seine Zuverlässigkeit erzählte sie ihm eines Abends auch ihre Herkunft.

Er schwieg, als sie ihren Bericht geendet, und man sah ihm an, daß er nicht recht wußte, was er von der Sache halten sollte. Er hatte bisher nie Anlaß gefunden, an Clotildens Wahrhaftigkeit zu zweifeln; was sie ihm aber da erzählte, klang so märchenhaft, daß er in der That sie

für momentan unzurechnungsfähig hielt, wie er später gestand.

Um seinen sichtlichen Zweifel zu heben, gab Clotilde ihm die Adresse ihres Advokaten und bat ihn, zu demselben zu gehen und sich zu erkundigen, wie die Sache stehe. Das that er, und die Auskunft, die er erhielt, hob alle seine Zweifel. Trotzdem zeigte er Zurückhaltung, als sie ihn, nachdem ihr Advokat unter nicht geringem Widerstande von Seiten der Gegner die Uebertragung des Vermögens der Kinder und der Vormundschaft nach Wien durchgesetzt hat, darum bat, die letztere zu übernehmen. Er hatte mit seinen Verwandten, in hohem Range stehenden Offizieren, über die Angelegenheit gesprochen, und diese hatten ihn gewarnt, sich mit derselben zu befassen, da er sich dadurch nicht allein schwere Unannehmlichkeiten zuziehen, sondern auch seine Carriere arg schädigen könne. Daß diese Warnungen Bedenken in ihm erregten, war nur natürlich; aber seine angeborene Ritterlichkeit verbot ihm, einer hülflosen und so vielfach angefeindeten Frau seinen Beistand zu versagen: er nahm die Vormundschaft an.

Ihr Advokat verlangte nach seinem ersten Erfolge von ihr ein Depot von 10 000 fl. und versprach ihr, dasselbe mit 10 Procent zu verzinsen. Sie verschaffte sich das Geld und gab es ihm, und nun reiste er nach Laibach und Budapest. Dort stellte er fest:

1. Daß Clotildens Mutter keine Gräfin Hugonay, sondern eine geborene Baronin von Skubliz gewesen sei,
2. daß Erzherzog Ernst ihr Vater war,
3. daß Clotilde in Laibach geboren und auch dort getauft sei,
4. daß eine morganatische Ehe zwischen ihren Eltern vorliegen solle.

In Bezug auf den letzteren Punkt fehlte es an Beweismaterial. Eine von ihm mit nach Wien gebrachte Zeugin, die Tochter jenes Zeleznik, der bei der Trauung als Zeuge fungiert hatte, wußte zwar eine Menge interessante Details über die verstorbene Mutter Clotildens und deren Leben

Dame, die trotz ihres hohen Alters noch unverkennbar die Reste ehemaliger Schönheit aufwies, namentlich zeigten ihre großen Augen einen seltsamen Glanz. Sie war infolge eines Rückenmarksleidens frühzeitig gealtert, hatte sich jedoch eine große Liebenswürdigkeit bewahrt, die sie auch Clotilde gegenüber bewies. Jedenfalls hatte sie bereits über die Angaben derselben Erkundigungen eingezogen und dieselben bestätigt gefunden, denn als Clotilde sie mit „Hoheit“ anredete, sagte sie sogleich: „Du bist meine liebe Nichte, ob nun ehelich oder nicht, sage nur zu mir Tante und nicht Hoheit.“

Clotilde fügte ihrem Dank den Ausdruck der Hoffnung bei, daß ihre Eltern mit einander verheiratet gewesen seien.

„Das werde ich schon herausbekommen“, erwiderte die Prinzessin. „Ist es so, dann werde ich dir schon zu deinem Rechte verhelfen. Nur muß du mir Zeit lassen; ich kann deinen Vater nicht überrumpeln. Auch ist es schwer, mit ihm ein so delikates Thema zu besprechen; wenn er selbst davon anfängt, ist es etwas anderes. Ueberlasse es getrost mir; ich werde schon sorgen, daß du deinen Vater wiedersehst. Nur muß du sehr verschwiegen und vorsichtig sein, denn dein armer Vater ist fortwährend von Spionen umgeben, und wenn es zu Ohren des Erzherzogs Rainer kommt, dann verbietet dieser ihm für immer den Aufenthalt in Wien. Also Geduld und Vorsicht! Es wird mich immer freuen, dich zu sehen, und bringe auch einmal deine Kinder mit!“

Von diesen war der Knabe, Walfried, ein sehr schwaches Kind, das die Stadtlust in Wien nicht gut vertrug und von der Mutter im Einvernehmen mit dem Vormund auf ärztlichen Rat zu einer Familie in St. Pölten in Pflege gegeben worden war, die ihn wie ihr eigenes Kind behandelte. Am 10. Mai 1893 traf ein Brief von dieser Familie mit der Nachricht ein, daß Walfried an Masern und Lungenentzündung erkrankt sei. Clotilde fuhr sofort hinüber, um ihn zu pflegen, und blieb dort, bis sie am

Vormittag des 12. Mai plötzlich ein Telegramm folgenden Inhalts empfing:

Freudige Botschaft. Sollst heute nachmittags um 2 Uhr bei Prinzessin Montleart mit Papa speisen.

Laura.

Da kein Zug abging, mit dem Clotilde noch rechtzeitig hätte eintreffen können, fuhr sie im Fiaker nach Wiener Neustadt, und von da mit dem Zug nach Wien, wo sie um 1 Uhr eintraf. Während des Umkleidens erzählte ihr Laura, daß die Prinzessin am vergangenen Abend um 11 Uhr vorgefahren sei und nach Clotilde gefragt habe. Da diese nicht zu Hause gewesen sei, habe sie Laura herunter bitten lassen und ihr den Auftrag gegeben, am nächsten Morgen die Schwester telegraphisch zu benachrichtigen. Um 2 Uhr müsse Clotilde bestimmt in Wilhelmshagen sein.

Das geschah auch. Kaum war sie eingetroffen und von der Prinzessin empfangen worden, so fuhr auch schon der Wagen des Erzherzogs vor, und die Prinzessin empfing ihn zunächst allein, während Clotilde inzwischen in den Gemächern der Baronin Eßlinger wartete, bis sie geholt wurde. Sie ging auf ihn zu, mit bebenden Knien, und konnte kaum die Worte: „Kaiserliche Hoheit!“ herausbringen. Er jedoch umarmte und küßte sie. „Sage nur Papa und du!“ rief er ihr zu. Sie war so ergriffen, daß sie ihren Thränen nicht gebieten konnte.

„Nun ist dein Herzenswunsch in Erfüllung gegangen und du weinst?“ sagte die Prinzessin in scherzendem Vorwurf.

„Ich weine aus Freude!“ antwortete Clotilde, und so war es.

Jetzt erst konnte sie ihren Vater genauer betrachten. Seine Züge waren noch diejenigen, welche ihr aus ihrer Kindheit erinnerlich waren, aber sie waren von Gram gefurcht, und sein Haupthaar schneeweiß geworden. An diesem Tage aber gewann die Freude, seine Lieblingstochter wieder zu sehen, den Sieg über den Kummer, der ihn sonst

beherrschte. Er erwies Clotilde die liebevollste Zärtlichkeit, und war so gesprächig und heiter, daß die Prinzessin sagte: „Soviel habe ich meinen Neffen ein ganzes Jahr hindurch nicht reden gehört.“

Aus seiner Brusttasche nahm er eine Menge Photographien der verstorbenen Mutter Clotildens heraus, die er mitgebracht hatte, um sie der Tochter zu zeigen, ebenso auch ein kleines, in einem Etui befindliches, gemaltes Porträt. Sie bat ihn um dasselbe, er aber sagte: „So lange ich lebe, kommt es nicht aus meinen Händen, und dann gehört es ohnedem dir.“

Die Prinzessin hatte für sich und ihre beiden Gäste ein Souper anrichten lassen, und auch nach demselben blieben sie noch zusammen, bis um 11 Uhr abends. Dann wurde angespannt, und die Prinzessin brachte selbst in ihrer Equipage Vater und Tochter nach Hause. Das war der erste schöne und ungetrübte Tag im Leben Clotildens, seit sie selbständig zu fühlen und zu denken gelernt hatte.

Am anderen Tage fuhr sie wieder nach Wilhelminenberg, um ihrer Großtante für all' die Güte und Liebe, die diese ihr erwiesen hatte, zu danken. Die Prinzessin empfing sie mit gewohnter Liebenswürdigkeit und erzählte, es sei ihr gar nicht schwer gefallen, die Einwilligung des Erzherzogs zu einer Zusammenkunft mit seiner Tochter zu erlangen. Er habe nur gestaunt, wie Clotilde darauf gekommen sei, zu ihr ihre Zuflucht zu nehmen. Sie habe es ihm erklärt und hinzugefügt: „Sei ein guter Vater, sie verdient es schon um der Ausdauer willen, mit der sie dich gesucht hat.“

Dann erzählte sie der Tochter die ganze Leidensgeschichte ihres Vaters. „Die Gutmütigkeit desselben ist von jeher mißbraucht worden“, sagte sie. „Im Jahre 1873 wurde er dann ganz um sein Vermögen gebracht. Erzherzog Rainer steckt seine Apanage ein und giebt ihm nur soviel, als er unumgänglich notwendig zum Leben braucht. Er bekommt überhaupt keinen Kreuzer in die Hand. Ich habe ihm einmal ein Geschenk von 20000 Gulden

gemacht; schon am andern Tage bekam ich ein Schreiben von dem Advokaten des Erzherzogs Rainer, durch welches ich verständigt wurde, daß er kein Geld haben dürfte. Das Geld kam dann in die Fondskasse des Erzherzogs Rainer. Er muß fern von Wien leben, wo er so gern ist, und darf hier nur auf der Durchreise sich aufhalten. Er ist immer in der Verbannung, im Winter in Arco, wo er aus Gnade in der Villa des Erzherzogs Albrecht sich aufhalten darf, im Sommer in Grabin im Schlosse des Erzherzogs Eugen. Nicht einmal soviel Geld hat er, um sich eine Zigarre zu kaufen.

Das Rauchen, Jagen und die Hunde bilden sein ganzes Vergnügen. Er ist ein ganzer Menschenfeind, ein Einsamer geworden, und dabei doch ein edler, guter Mensch geblieben mit einem Herzen von Gold, dessen höchste Freude immer war, Gutes zu thun, und dem nichts mehr zum Greuel war als Falschheit. Er ist der beste unter allen fünf Brüdern und mein Liebling. Weil er so gut war, mußte er unglücklich werden. Gute Menschen kann man „oben“ nicht brauchen, darum mußte er in die Verbannung.“

„Ich habe ihn noch nicht fragen können, ob er verheiratet gewesen sei“, fuhr die Prinzessin dann auf eine Bemerkung Clotildens fort, der bei dem Anhören der Schilderung des traurigen Lebens ihres Vaters die Thränen von den Wangen flossen. „Zuviel auf einmal ist nicht möglich. Nächstens, wenn sich die Gelegenheit giebt! Das sage ich dir aber: War er verheiratet, so gehe ich mit dir selbst zum Erzherzog Rainer, und du mußt zu deinem Rechte kommen, gerade so, wie ich durch Energie der Mizi des Heinrich zu ihrem Recht verholsten habe. Sie wollte man auch nicht anerkennen, aber da hat mich mein Nefse kennen gelernt; ich hätte mein ganzes Vermögen der Mizi vermacht!“

Noch längere Zeit dauerte die Unterredung, dann begab sich Clotilde tiefbewegt nach Hause. Noch dreimal fanden solche Zusammenkünfte statt.

Nach einer solchen ließ die Prinzessin Clotilde kommen und sagte zu ihr:

„Ich muß dich sehr bitten, vorsichtiger zu sein. Du hast deinen Vater auf der Terrasse geküßt, und das hatte schon seine Folgen. Heute früh bekam ich einen anonymen Brief, in dem man mir droht, dem Kainer anzuzeigen, daß ich Zusammenkünfte seines Bruders mit seiner Geliebten veranstalte. Ich fürchte den Kainer nicht, aber dein armer Vater hätte keine ruhige Stunde mehr. Wie du siehst, dringen die Spione sogar hierher in meinen Waldfrieden. Und noch eins! Es thut mir zwar sehr weh, es dir sagen zu müssen, allein es ist meine Pflicht: dein Vater war nicht verheiratet! Auf meine diesbezügliche Frage erwiderte er ganz kurz mit „Nein!“ und wandte sich jäh ab. Ich wagte nicht mehr, davon zu sprechen.“

„Weine doch nicht!“ bat sie, als sie sah, wie diese Nachricht die arme Clotilde erschütterte. „Er ist deswegen doch dein Vater, und du bist und bleibst doch meine Nichte.“

Das war im Herbst 1894. Im Frühjahr 1895 bekam die edle Frau die Influenza mit nachfolgender Lungenentzündung, der sie bald erlag. Mit der Prinzessin Montleart verloren die Armen der Gegenden, in denen sie sich aufzuhalten pflegte, ihre beste Freundin, die Kinder des Erzherzogs Ernst ihre treueste Beschützerin. Ihr Andenken wird stets ein gesegnetes bleiben!

Ein Jahr lang traf Clotilde mit ihrem Vater nicht mehr zusammen; nur flüchtig, von weitem konnte sie ihn sehen, wenn er auf der Durchreise für kurze Zeit sich in Wien aufhalten durfte. Sie konnte es nicht mehr ertragen; sie beschloß, einen der weiten und einsamen Spaziergänge, die er durch die Straßen Wiens zu machen pflegte, zu benutzen, um sich ihm zu nähern. Endlich gelang es ihr, in einer entlegenen Gasse an ihn heranzutreten und ihm ein Billet zuzustecken, in dem sie ihn bat, ihr auf ein paar Worte Gehör zu schenken, und zu diesem Zwecke am nächsten Tage am selben Ort und zu gleicher Stunde mit ihr zusammenzutreffen.

Zögernd, ob der durch die erlittene Tyrannei Eingeschüchterte wohl ihre Bitte erfüllen werde, bereitete sie danach alles für eine Zusammenkunft vor. Die Frau eines in jener Gasse wohnenden Hausbesorgers, der abwesend war, wurde von ihr durch ein Geldgeschenk bewogen, ihr zu einer kurzen Unterredung ihre Wohnung zu überlassen, was diese um so lieber that, als sie den Erzherzog kannte und nicht einen so schmähhchen Verdacht hegte, wie die Spione des Erzherzogs Rainer. Noch hatte sie nicht lange gewartet, als sie ihn um die Ecke biegen und auf sich zukommen sah. Sie geleitete ihn in die Wohnung.

Er begrüßte seine Tochter mit alter Herzlichkeit und sprach ihr seine Anerkennung über die von ihr getroffene Maßregel aus, war auch ganz gerührt, daß sie soviel unternahm, nur um ihren Vater wieder einmal zu sehen.

Das ermutigte sie.

„Ich habe dir eine Bitte vorzutragen“, sagte sie, „und bei dem Andenken an meine früh verstorbene Mutter beschwöre ich dich, sie zu erfüllen.“

Er versprach es, sich die Thränen aus den Augen wischend, die bei der Erinnerung an seine Gattin sich zeigten.

„Besuche mich einmal in meiner Wohnung“, bat sie.

„Du sollst meine Kinder sehen, nur einmal möchte ich das Glück genießen, meinen Vater in meinem Heim zu sehen und seinen Segen zu empfangen!“

„Ich werde kommen“, erwiderte er, „verlaß dich darauf, vielleicht schon übermorgen!“ Dann küßte er sie herzlich und ging.

Am nächsten Tage ging Clotilde aus, um Einkäufe zu besorgen, da sie ihren Vater gern zu einer Mahlzeit einladen wollte. Als sie mittags zu Hause kam, stürzten ihr die Kinder mit dem Ausruf entgegen: „Der Großpapa ist schon seit einer Stunde da!“

Sie warf alles von sich und warf sich in seine ihr entgegengebreiteten Arme. Als sie sich ein wenig von der Ueberraschung erholt hatte, sandte sie nach der Hofburg, um auch Rittmeister von Szimic holen zu lassen. Zu dem

beabsichtigten Bunde mit diesem hatte sie den Segen ihres Vaters erbitten wollen. Sie hatte ihn, den sie von Herzen liebte, ebenfalls lieben und als einen bis in die kleinste Faser ehrenwerten und ritterlich denkenden Mann kennen gelernt, und sie hatten sich mit einander verlobt.

Ihrer Verbindung stellte sich ein Hindernis entgegen, an dem schon manches Lebensglück eines Offiziers gescheitert ist: die Notwendigkeit der in Oesterreich für solche Fälle erforderlichen, sehr hohen Kaution. Beide aber waren vermögenslos.

Als der Rittmeister gekommen war und Clotilde ihn ihrem Vater als ihren Bräutigam vorgestellt hatte, frug der Erzherzog, wann sie zu heiraten gedächten. Da konnten sie ihm dann das Hindernis nicht verschweigen. Clotilde fügte hinzu, daß sie nur Nutznießerin des Vermögens der Kinder sei, selbst aber solches nicht besitze. Sie habe nun die Absicht, den Erzherzog Rainer zu bitten, zu diesem Zweck die Rente von jährlich 800 Gulden, die er für Laura zahle, zu kapitalisieren, was gerade jene Summe ausmachen würde. Das war die Kapitalisierung, von der auch in dem weiter oben zitierten Briefe des Herrn von Gall die Rede war.

„Das wird keinen Erfolg haben“, sagte Erzherzog Ernst. „Ich kenne meinen Bruder zu genau, um nicht zu wissen, daß er kein gutes Herz hat und nichts thun wird. Und zweitens ist sein Sekretär, der Dr. Giannelia, sein böser Dämon, der ihn noch aufreizen würde. Giannelia ist ein falscher, intriguanter Mensch, der in das Gesicht schön thut und hinten kratzt.“

Um den Erzherzog nicht tiefer zu stimmen, unterließ Clotilde die weitere Besprechung dieses Themas. Er blieb bis abends 6 Uhr bei ihr und speiste mit ihr und ihrem Verlobten. Als er sich verabschiedete, bat er seine Tochter um ihre Photographie, die er sich mitnahm, und schenkte ihr die seinige, die er zu diesem Zweck mitgebracht hatte.

Am andern Tage reiste er zu seinem Winteraufenthalte nach Arco ab, blieb jedoch mit Clotilde in regem brieflichem

Verkehr. Zu Weihnachten sandte er ihr einen schön geschmückten Bozener Zellen, ein dort mit besonderer Kunst gebackenes Früchtebrot, und zu Neujahr einen Korb mit Mandarinen und anderen Südfrüchten. Seine Briefe waren meist recht herzlich gehalten, wenn auch immer in mehr oder minder melancholischer Stimmung geschrieben, und stets unterzeichnete er sich in ihnen als Vater Clotildens. Einige seiner Briefe mögen hier folgen; sie liegen uns im Original vor und sind genau mit der Orthographie und Interpunction derselben wiedergegeben.

I.

Liebe Clotilde!

Ich muß nach Erhalt Deines Briefes vom 28. 6. dankend bestätigend mich entschuldigen daß es erst jetzt geschieht, ich wollte es längst thun war aber immer verhindert. Ich bedauere es auch daß ich bei meiner Abreise Dich nicht mehr sehen konnte aber damals fehlte wirklich die Zeit ich war noch bey dem hübschen großartigen Guldigungsfeste in Schönbrunn, trotz empfindlicher Hitze seitdem ist immer schlechtes auch kühles Wetter mit viel Wind. Prachtvolle Rosen fand ich hier in schönster Blüthe, aber das Wetter verdarb bereits alle. Du machst Dir zu viel Skrupel wegen meines Nichtkommens, quäle Dich nur ja nicht selbst denn Du hast absolut keine Veranlassung dazu gegeben Was die Reichswehrartikel betrifft dürfte der erwähnte mir nicht entgangen seyn, da ich dieses Blatt halte und viel lese weil es meistens gut geschrieben ist. Daß es Euch Allen gut geht freut mich recht gebe Gott daß es so bleibe Ich lege eine Grabiner Postkarte bey, denn selbst hier giebt es schon derley, viel Schönes wirst Du daraus nicht sehn, der Ort sieht fast schöner aus, als er ist. Denn es ist nur ein Dorf mit Bauernhäusern, die mit Schindeln, oder auch Stroh gedeckt sind, aber man ist in freyer, frischer Luft außer jedem Stadtdunst gesund, nur muß man den vielen Wind gewöhnen, überall herum sind auch Windmühlen, da eigentlich Wassermangel ist.

Mit meinen besten Wünschen für Euch Alle, und Alle
grüßend lebewohl und bleibe immer gleich gesinnt
Deinem Dich liebenden
Vater.

Grabin 12. 7. 98.

Wenn Du ja schreibst gieb keine Postmarke darauf
es ist nicht nöthig.

II.

Liebe Clotilde

Bielmals muß ich Dir für Dein liebes Schreiben vom 9. und Deine Glückwünsche danken die mich recht freuten, wissend wie selbe gemeint sind und aus ehrlichem Herzen kommen das Gott Dir erhalten möge. Ich erhielt auch ein Schreiben mit Glückwünschen von Deinem Manne so wie von Deinen Kindern wofür ich Dich bitte ihnen meinen Dank auszusprechen. Wenn noch ein Kind als Gast zuwachst dürfte es sehr lebhaft zugehen und kaum sehr still. Auch für die gesandten Rosen die trotz der Hitze doch recht gut ankamen, danke ich herzlichst. Ich habe Hier im Garten auch recht hübsche Rosen die aber leider oft durch die Witterung leiden denn viel und heftiger Regen thut ihnen ebenso schlecht wie die stechende Sonne Wir hatten sehr heiße Tage bei heftigem Winde. Vorgestern Abend heftiges Donnerwetter das abkühlte gestern Nebel, Wind, Morgens & Mittags 10 Grad während vorgestern 18 und 23° waren Heute macht es sich wieder hübsch und ist angenehm. Daß die Productionen im Thiergarten gefielen, bin ich überzeugt ich glaube auch daß der Besuch dort ein sehr guter seyn dürfte. Auch die Eisbären im Biarium sind interessant dort hielt ich mich länger auf. Wenn es nicht so weit wäre würde es sich sehr lohnen, öfter die Ausstellung zu besuchen wo so vielerley Interessantes zu sehen ist z. B. im Bosnischen Pavillon, in der Polizeyausstellung, in der Wohlfahrtsausstellung, Kinderbrutanstalt (?) (ist unleserlich!) etc. Auch für Dich und Deinen Kopf kann ich nur wünschen daß die große Hitze vorüber sey, die

ich auch nicht gerne habe denn ich vertrage leichter jede Kälte und man sollte doch an Alles gewohnt seyn. Ich hoffe auch im Gebirge frischere Luft zu finden die dort immer gut ist, und man dadurch auch leichter geht. Ich denke den 19. dahin abzugehn da am 20. die Jagden beginnen die oft sehr lange dauern bis es finster wird, da ist viel zu gehen und zu steigen, und muß man wirklich wetterhart seyn. Im Curorte selbst werde ich sehr wenig seyn, fast immer im Walde daher auf Schreiben meinerseits nicht zu rechnen ist. An mich zu adressieren ist es am gerathensten hierher, da mir Alles zugeschieft wird; ich werde ein paar Abende im Gebirge über Nacht bleiben da oben eine ganz gute Unterkunft ist für Jeden der nicht zu hohe Anforderungen stellt, und ist man dort ganz gut verpflegt. Diese Gegend könnte ich als Sommerfrische nur empfehlen, weil auch sehr schön, solche Wälder dürfte man nicht leicht wo finden, der Curort wird auch meistens als Sommerfrische benutzt es kommen viele Familien mit Kindern hin, natürlich alle Jahre andere. und viel Liberale, auch viele Juden. Du fragst wegen der Dreyfusangelegenheit, da ist es wohl sehr schwer ein bestimmtes Urtheil abzugeben wenn man nicht gut informirt ist und die Angelegenheit nicht von Anfang an genau verfolgt hat, die verschiedenen Zeitungen aller Länder vertreten doch meist nur Partheyansichten. Bei allen romanischen Völkern spielt das Wort Verrath eine große Rolle, besonders nach Niederlagen, das zu benutzen, gehört zur Popularität. Daß das gerichtliche Verfahren nach unseren Begriffen nicht vorwurfsfrey gewesen seyn dürfte, scheint nicht ausgeschlossen, so wie der Antisemitismus eine Rolle dabei spielte, so wie der Druck der öffentlichen Meinung. Man muß aber annehmen daß das Gericht doch Beweise in der Hand hatte und daß trotz Allem doch noch Männer da sind die das Recht der Leidenschaft vorgehen lassen. Daß Manches bei öffentlichem Verfahren verschwiegen und geheim gehalten wurde ist unbedingt gefehlt, in

diesem Lande ist Manches was ich nicht verstehe. Die Zeitungsartikel über Bismarck nehmen kein Ende und die radical ultra Deutschen bey uns, machen sich sehr bemerkbar. Das ist auch eine schöne Sippchaft.

Du fragst um den Nahmen meines Hundes, der mir am besten gefällt heißt Flock, eine alte Hündin Maus, ein junger insolgedessen auch mitunter bißiger, widerhariger Hund heißt Tro nach dem widerharigen boshaften Abgeordneten Tro der auch ein Anhänger, Satelit von Schönerer ist und immer heßt. 1 Hund heißt Waldo Hündinnen Caro und Heze. Einige sehen sich so ähnlich daß ich sie oft selbst nicht gleich auseinander kenne. Lärm machen sie oft viel und muß ich sie immer im Auge haben, es sind nur 8 Stück, alle schwarz, Dachseln. Nun lebewohl Gott schütze Dich und nochmals vielen Dank für alle die lieben guten Wünsche von
Deinem treuen Vater.

Ein Datum trägt dieser Brief nicht, auf dem Aufgabestempel ist nur das Wort Grabin leserlich, der Ausgabestempel ist Wien 7/2 02. Bestellt 13. 8. 98 8—9 B.

III.

Liebe Clotilde

16./5.

Dein Schreiben vom 19. aus Leoben bestätigend, danke ich Dir dafür herzlich, und wenn ich auch am Mittwoch viel an Dich dachte, so sende ich noch nachträglich meinen Glückwunsch, den aufrichtigsten Wunsch, du mögest wirklich glücklich und zufrieden werden, nicht nur jetzt, sondern auch für alle Zukunft. Dich noch öfter sehen zu können, ist gewiß auch mein Wunsch und meine Absicht. Was Du in Betreff Wahl einer Wohnung fragst so wähle was Dir und Deinem Manne convenirt, das ist die Hauptsache, was mich betrifft werde ich Dich in jeder finden und aufsuchen und hoffe Euch bald nach der Rückkunft sehn zu können worauf Du rechnen kannst. Grüße mir Deinen Mann und lebewohl in Gottes Schutz auf baldiges Wiedersehen in Liebe

Dein Vater.

Der Poststempel auch dieses Briefes läßt nur Grabin erkennen, der Ausgabestempel ist verwischt.

IV.

Liebe Clotilde

5./10.

Vielmals noch muß ich für Dein Schreiben vom 20./9. danken, für Deine Besorgniß um meine Gesundheit, die durch Laura gesandten Malzbonbons und Matteischen Pillen Hoffentlich ist Laura glücklich zurückgekommen, denn es war doch spät und ein langer Weg zu machen. Was mich betrifft bin ich gut gereist, diesmal ohne zu schlafen, der Morgen war licht, ich zog mich nur um, frühstückte etwas und war um 7 Uhr wieder im Garten nachsehn der Tag verging ganz gut aber den nächsten Tag brach ein überaus heftiger Husten verbunden mit Brustschmerzen aus, so daß ich, wohl schweren Herzens, mein Kommen ins Gebirge zur Hirschbrunst absagte und den homöopathischen Arzt heraufkommen ließ der mich einen ganzen Tag im Bette ließ, er constatirte aber daß keine Entzündung vorhanden ist so war ich ein Paar Tage mehr in, als außer dem Bette was recht langweilig war, besonders wo ich so an die freye Luft gewöhnt bin. Es geht bedeutend besser ich darf auch rauchen nur nicht hinaus. Es waren einige neblige regnerische, garstige Tage, aber jetzt wo es wieder hübsch auch wärmer ist, drängt es mich hinaus, hoffentlich verschwindet der Husten bald ganz. Auch für die illustrierten Blätter muß ich noch danken. Trotzdem ich aus Zimmer gewiesen bin giebt mir der Garten Beschäftigung da ich viele Samen sammle und ordne, auch Pflanzen die ich Dir schicken werde, aussuchen und bestimmen will eine gute Beschäftigung, man kann doch nicht den ganzen Tag lesen Meine Hunde lasse ich auch für einen Augenblick ins Zimmer kommen da sie so an mich gewöhnt sind Einen schlechten Trost brachte mir Heute eine Nachricht aus dem Gebirge daß dort jetzt schlechtes Wetter eingetreten ist, was das heißt, kenne ich gut, habe es oft durchgemacht. Bis zu den hiesigen

unbedeutenden Jagden denke ich wieder ganz gut zu seyn. Daß die Kinder in St. Pölten Heimweh haben, ist nicht zu wundern, das wird sich aber hoffentlich geben, besonders wo sie mit Anderen Umgang haben und dann ist es auch nicht so weit, daß Du sie öfters besuchen kannst. Ein schönes Bild geben jetzt alle Bäume in ihrer Herbstfärbung. Diese Naturschönheiten ziehn mich immer an und das ist auch die hauptsächlichste Ursache warum es mich so ins Gebirge zieht, wo noch so prachtvolle alte Wälder in riesiger Ausdehnung sind; in dieser majestätischen Ruhe und Stille fühlt man sich so wohl, es ist alles so großartig und immer hat man zu sehen, zu bewundern, zu beobachten, daß dieß doch Viele kalt läßt, da ihnen der Sinn hiersür abgeht, ist kaum zu begreifen, aber leider wahr. Nichts imponirt so, wie die Natur in ihrer Großartigkeit, die doch jede Art Kunst weit übertrifft. Da es ganz schön wurde, ging ich Nachmittags etwas aus die freye Luft that mir wohl ich trieb mich aber nur im Garten herum wo ich genug anzusehn fand; es kommt die Zeit der Herbstarbeiten, so ist auch dafür vorzusorgen, auch denke ich, daß bald kältere Nächte und Morgen kommen werden, worauf man gefaßt seyn muß. Ich sah heute einen alten Apfelbaum in Blüthe wohl eine Seltenheit so spät.

Heute ist es wieder neblig, nicht schön Grüße mir Deinen Mann und Alle mit dem Wunsche, daß es Allen gut gehe Hoffentlich bist Du wie Alle vorsichtig bey der jezigen nicht günstigen Jahreszeit es ist auch die Zeit wo immer in Wien die Influenza spukt wovor Ihr bewahrt bleiben möget Nun lebewohl mit Gottes Schutz und sey überzeugt daß Curer stets gedenkt in Liebe

Dein Vater.

Zu diesem Brief fehlt das Kouvert; der ganze Inhalt macht jedoch zweifellos, daß auch er von Grabin gesandt worden ist. Sämtliche Briefe sind auf Trauerbriefbogen mit breitem schwarzem Rand geschrieben.

Was folgt nun aus diesen Briefen?

1. Sie stellen die Vaterschaft des Erzherzogs Ernst in unzweifelhafter Weise fest, die übrigens auch noch anderweit vollgültig bewiesen werden wird.

Demnach beruhen die den Kindern des Erzherzogs gesandten Tauffcheine auf **Fälschung**.

Wer hat diese Fälschung begangen?

Die Tauffcheine tragen die Unterschrift des jetzigen Fürstbischofs von Ungarn, Franz Simon.

Wer hat diese Fälschung veranlaßt?

Herr von Gall, der Sekretär des Erzherzogs Rainer, hat diese Tauffcheine den Kindern gesandt.

Ist anzunehmen, daß er dies auf eigene Faust gethan hat, oder daß er auf Befehl seines Chefs handelte?

Diese Frage möge jeder sich selbst beantworten — es genügt; darauf hinzuweisen, daß er persönlich in keiner Weise an der Sache interessiert war, wohl aber Erzherzog Rainer, der, abgesehen von den schon vorher ihm zugesprochenen Benefizien, allein infolge des — rechtsungültigen — Verzichtes des Erzherzogs Ernst auf die Erbschaft des Erzherzogs Leopold neun Millionen Gulden empfing, die rechtlich den Kindern des Erzherzogs Ernst zukommen.

2. War Erzherzog Ernst der Vater des Ernst von Wallburg, der Laura von Wallburg, und der Clotilde von Wallburg, so entstammen sie auch der Ehe zwischen Erzherzog Ernst und der mit ihm als Laura Baronin von Wallburg getrauten Laura von Skublig. Dies wird auch dadurch bewiesen, daß Julius von Skublig zu ihrem ersten Vormund ernannt wurde und sie in seinen Eingaben an die Gerichte stets als seine Neffen und Nichten bezeichnete.

Das sind die beiden Punkte von hauptsächlichem Interesse.

Auch einige Punkte sekundärer Bedeutung treten noch aus den Briefen hervor.

Man wird vielleicht versuchen, das Gegenwicht derselben dadurch zu vermindern, daß man den Erzherzog Ernst als geistig geschwächt und seine Entmündigung als aus diesem Motiv entsprungen bezeichnet. Wer aber so klar und logisch

denkt, wie dies z. B. bei der Beurteilung der Dreyfuß-affaire seitens des Erzherzogs Ernst hervortritt, der ist nicht geistig geschwächt. Nebenbei bemerkt, wäre es eine Handlung von verwerflichster Art, wenn man einen Geisteschwachen zur Unterzeichnung eines so wichtigen Rechtsaktes, wie ein Verzicht auf 9 Millionen Gulden es ist, veranlassen wollte — einen Akt, der übrigens schon durch die Entmündigung ungültig gemacht wird, da diese ja eben den Zweck hat, dem von ihr Betroffenen den Abschluß von Akten mit rechtlicher Gültigkeit unmöglich zu machen.

Schließlich sei noch darauf hinzuweisen, daß das nach des Erzherzogs Ernst eigener Schilderung so windige und neblige Grabin, wo er sich jeden Sommer aufhalten mußte, für einen mit chronischem Bronchialkatarrh behafteten Menschen der denkbar ungesundeste Aufenthalt ist. Nur die überaus kräftige Konstitution des Erzherzogs bewahrte ihn davor, den Folgen des gezwungenen Aufenthalts vor einem solchen Orte eher zu erliegen.

Wir kehren nun zum Gang der Begebenheiten zurück.

Trotz des Abtratens ihres Vaters wandte Clotilde sich mit einem Gesuch an den Erzherzog Rainer, in welchem sie ihn bat, die ihr für die Unterhaltung ihrer Schwester Laura zufließende Rente zu kapitalisieren, damit sie diese als Kaution bei ihrer beabsichtigten Heirat mit Rittmeister von Szimic stellen könne, den sie der Wahrheit gemäß als einen braven, guten und charakterfesten Mann schilderte, der sie gewiß glücklich machen und ihren Kindern ein guter Vater sein werde.

Sie erhielt nicht einmal eine Antwort auf dieses Gesuch, ebensowenig auf wiederholte Anfragen an den Sekretär Dr. Giannelia. Verloren gegangen sein können diese Briefe nicht, da sie rekommandiert abgesandt wurden. Schließlich ersuchte sie um Rücksendung ihres Gesuchs — auch hierauf keine Antwort!

Nun ging sie selbst zu dem inzwischen zum Hofrat avancierten Dr. Giannelia. Er, der ihr von Herrn von Gall als wohlwollender Freund Empfohlene, hielt es nicht

einmal für nötig, der Nichte seines Chefs einen Stuhl anzubieten. Auf ihr Drängen um Auskunft, was in der Sache geschehen sei, sagte er schließlich wörtlich:

„Ich habe gar keine Veranlassung, Ihre Bitte seiner Kaiserlich-Königlichen Hoheit zu unterbreiten. Warum mußten Sie sich in einen Offizier verlieben, hätten Sie einen Beamten gewählt!“

Diese Antwort ist weniger charakteristisch durch die Unverschämtheit, mit welcher der niederem Stande entsprossene Sekretär die an Rang so hoch über ihm Stehende behandelt, als einerseits durch die Begründung seiner Ablehnung — einen Civilbeamten hoffte man leichter zu einem Verzicht auf die Rechte seiner Gattin bestimmen zu können, als einen Offizier, der noch dazu an Verwandten, die in hohem Range standen, einen Rückhalt gegen Chikanen hatte — und sodann durch dies brutale, durch die Not des Augenblicks herausgepreßte Geständnis, daß es von ihm, dem untergeordneten Beamten, abhängig sei, welche von den an den Erzherzog gerichteten Briefen derselbe zu lesen bekomme und welche nicht.

Damit hatte der sonst so geriebene Italiener sehr wenig schlau gehandelt! Aber er hatte sich auch verrechnet, wenn er glaubte, auf diese Art die Heirat hintertreiben zu können. Er hatte Clotildes Energie unterschätzt.

Ohne ihrem Bräutigam ihre Absicht mitzuteilen, ließ sie sich, als er von Wien abwesend war, zur Audienz melden und erhielt zwei Tage darauf eine solche.

Sie trug Sr. Majestät dem Kaiser, der sie sehr gnädig empfing, ihr Anliegen vor, ihrem Verlobten die Stellung der für seine Verheiratung nötigen Kaution zu erlassen, und schloß mit den Worten: „Wenn Majestät vielleicht auch der anderen Gründe wegen die Bewilligung zu erteilen nicht geruhen sollten, dann vielleicht doch in Anbetracht dessen, daß ich die Tochter Seiner Kaiserlichen Hoheit des Erzherzogs Ernst bin.“

Der Kaiser war durch diese Eröffnung in hohem Grade überrascht. „Ich werde mich sofort erkundigen“, sagte er

nach einer Pause, in welcher er die Bittstellerin scharf in das Auge gefaßt hatte, „und schon machen.“

Bereits drei Tage später erfolgte die Ehebewilligung unter Abstand von der Forderung der Kautionsleistung. Als der Rittmeister von seinem Urlaube zurückkehrte, stand er vor einem fait accompli, und es blieb ihm nichts weiter übrig, als seiner mutigen Braut zu danken.

Als Clotilde die Bewilligung in Händen hatte, ging sie nochmals zu dem Hofrat Giannella; sie konnte sich die kleine Genugthuung nicht versagen, ihm persönlich Mitteilung von dem Geschehenen zu machen.

„Wenn Sie Geld wünschen“, rief er ihr entgegen, „sparen Sie sich jedes Wort, es ist alles umsonst!“

„O nein, Herr Hofrat!“ erwiderte sie, mit spöttischem Lächeln seine Ungezogenheit quittierend, „um Geld komme ich nicht. Ich will Ihnen nur mitteilen, daß ich die Heirat ohne Sie erreicht habe!“

„Wie ist das möglich?“

„Ich bin einfach zu Seiner Majestät dem Kaiser gegangen und habe ihm gesagt, daß der Erzherzog . . .“

Hier machte sie eine Pause, während deren der Hofrat, in Angstschweiß geraten, mit äußerster Spannung auf ihre Lippen blickte.

„Nun?“

„Daß der Erzherzog — Heinrich mein Taufpathe ist“, fuhr sie langsam fort. Sie hätte lieber ihm die volle Wahrheit gesagt, allein das hätte dann ihr armer Vater büßen müssen.

Er machte eine Bewegung, als traue er dem Gehörten nicht.

„Hier sehen Sie diese Bewilligung!“

Sie reichte ihm dieselbe.

Er gab sie ihr stumm zurück, augenscheinlich froh darüber, daß der Kaiser nicht von der Sache informiert worden war, was leicht weitere Nachforschungen, welche die begangene Niederträchtigkeit zu Tage fördern konnten, zur Folge gehabt hätte.

Allein Clotilde wollte diese Gelegenheit benutzen, um seine Gesinnung ihr gegenüber so klar zu stellen, daß niemand mehr im Zweifel über dieselbe sein konnte.

„Ich ersuche Sie“, sagte sie, „Seine Kaiserliche Hoheit in Kenntniß von meiner Vermählung zu setzen, und ihm die Bitte zu unterbreiten, er möge mir eine Summe zur Aussteuer gewähren. Nach vierzehnjährigem Gebrauch ist die erste, welche ich empfang, so ziemlich abgenützt. Meine Schwester Laura würde, wenn sie in die Lage käme, zu heiraten, ebenfalls eine Aussteuer bekommen; da bei ihr eine Heirat ausgeschlossen ist, so bitte ich, mir wenigstens einen Teil der ihr zugeordneten Aussteuer zuzuwenden.“

„Ich werde es Seiner Kaiserlichen Hoheit melden“, erwiderte er, augenscheinlich nur mit Mühe noch seinen Aerger verbergend, „habe aber keine Hoffnung auf Gewährung. Laura würde es bekommen, aber Sie nicht!“

„Ja warum ich nicht?“

„Weil Sie schon einmal eine Aussteuer bekommen haben und ich es nicht befürworte!“

„So seien Sie doch einmal Mensch und sagen Sie nur, was habe ich Ihnen gethan?“

„Sie müssen überhaupt sehr dankbar sein“, entgegnete er ausweichend, „daß der Erzherzog Sie erziehen ließ.“

„So, dankbar soll ich sein? Es war seine Schuldigkeit, die Kinder seines Bruders erziehen zu lassen, nachdem er diesem die Möglichkeit genommen hatte, es zu thun.“

„Wer hat Ihnen dieses Märchen aufgebunden, daß Sie die Kinder des Erzherzogs sind? Kein lächerlich!“

„Wenn Herr Hofrat so zu mir sprechen, müßte ich mit Beweisen kommen, die Ihnen nicht angenehm wären. Um aber auf das früher Gesagte zurückzukommen, muß ich bemerken, daß wir dankbar sein könnten, wenn man uns zu Bauern gegeben hätte, und niemals hätte ahnen lassen, wer unser Vater ist. Aber dafür, daß man uns gewaltsam das Vaterhaus und den Vater entriß und uns solcher Behandlung zugeführt hat, wie man sie erduldet, dafür gebührt kein Dank! Man wäre aber glücklich gewesen, wenn

wir alle verkommen wären, wenigstens hätte man sagen können: die sind entartet und verdienen keine Rücksicht! . . . Ich empfehle mich Ihnen, Herr Hofrat!“

Zwei Monate später, am 11. Mai 1898, fand die Hochzeit statt, nachdem einige Tage vor derselben der Erzherzog in die Wohnung seiner Tochter gekommen und ihr in innigster Weise Glück gewünscht hatte. Erzherzog Rainer aber sandte **seiner Nichte zur Hochzeit ein Geschenk von — sage und schreibe: hundert Gulden!**

Unglaublich klingt es, daß er, der vielfache Millionär, der, wie wir aus den Briefen des Herrn von Gall ersahen, in die Sachlage vollständig eingeweiht war, für die Hochzeit der Tochter seines Bruders, von dem er wußte, daß derselbe ihr nichts zur Aussteuer geben konnte, ganze hundert Gulden übrig hatte!

Von einer Seite, die wir nicht näher bezeichnen dürfen, wird diese wahrhaft fürstliche Freigebigkeit folgendermaßen charakterisiert:

„Welcher Kontrast ist zwischen dieser Tochter eines Erzherzogs und der anderen, der jetzigen Fürstin Ramposfranco! Die wurde ins Haus aufgenommen, wurde an den Meistbietenden, einen Fürsten, verschachert, bekam eine prachtvolle Aussteuer, in einem ersten Salon in Wien angefertigt, Schmuck und Silber in Hülle und Fülle — und die Andere 100 Gulden! O Noblesse und erzherzoglicher Edelmut!

Natürlich, bei der einen kamen ja spaltenlange Artikel in den Journalen, das edle Herz des Erzherzogs und seiner Gemahlin preisend, welche das an einem Tage elternlos gewordene Kind in ihr Heim aufnahmen und ihm die Eltern ersetzten. Von den andern Kindern erfuhr man ja nicht, daß sie in die Welt gestoßen wurden, aller Liebe und Zärtlichkeit von Eltern entblößt, nur geduldet, getreten, gestoßen, als Parasit behandelt! Wäre es ein Wunder gewesen, wenn diese Kinder moralisch verkommen, wenn sie Anarchisten geworden wären? Nein, es wäre nur natürlich gewesen, und . . . (Diese Aeußerung müssen wir

unterdrücken.) Ein guter Stern hat diesen Kindern ge-
leuchtet, vielleicht der Mutter Auge auf ihnen geruht und
über sie gewacht, als sie ihren dornenvollen Pfad des Lebens
dahinwandelten.“

Es muß befremden, daß Erzherzog Ernst nicht wenigstens
bei dieser Gelegenheit sich aufraffte, um für sein Lieblings-
kind zu sorgen. Allein er war eben durch die erlittenen
Demütigungen zu tief gebeugt, sein Mannesmut gebrochen.
Wie weit mußte es mit ihm, dem jede Falschheit Hassen-
den und Verachtenden, gekommen sein, daß er, wie wir er-
fahren, der Prinzessin Montleart gegenüber seine Ver-
heiratung ableugnen konnte!

Es ließ sich denken, daß die so willensstark gewordene
Clotilde sich hiermit nicht begnügte. In einem ihrer Briefe
deutete sie ihm an, daß ihr wegen der Zukunft bange sei,
denn die Kinder bedürften einer sorgfältigen Erziehung, und
die pupillensicheren Papiere, in denen das Vermögen der-
selben angelegt sei, brächten weniger Zinsen als andere.
Darauf antwortete er: „Sei versichert, daß ich dich nicht
vergessen werde. Ich werde dich von allen Sorgen be-
freien und habe für deine Zukunft vorgesorgt. Verzage
nicht und sei frohen Mutes, wie auch ich gelernt habe, mich
in das Unabänderliche zu fügen. In guten Tagen nicht
zu verzagen, ist keine Kunst; sei aber unverzagt und ruhig;
ich werde auch dich nicht vergessen.“

Worte, nichts als Worte! Er hatte in dem dunklen
Gefühl, daß sein Bruder Rainer den von ihm übernommenen
Verpflichtungen nicht nachkomme, wohl die Absicht, für die
Zukunft seiner Tochter zu sorgen, konnte sich aber zu keinem
energischen Handeln aufraffen. Auch bei seinen Besuchen
versprach er allerlei, ohne hinterher etwas zu thun. Zu
einem derselben, am 17. September 1898, dem Tage des
Requiem's für die ermordete Kaiserin Elisabeth, war er ganz
unerwartet gekommen. Clotilde hatte seit einiger Zeit die
Lieblingsnichte ihres Mannes, die Tochter des Feldmarschall-
leutnants von Tornicic bei sich, und auch der Vater damals
in Graz wohnhaft, war gekommen, um seine Tochter ab-

zuholen und sich noch einige Zeit bei seinem Schwager aufzuhalten. Gegen 1 $\frac{1}{2}$ Uhr mittags saß man bei Tisch, als es läutete, und das Mädchen meldete, ein alter Offizier sei draußen, der sehr stark huste. Clotilde ahnte, wer es sei, und eilte hinaus. Dann führte sie ihren Vater in den Salon, wo sie sich mit ihm unterhielt, so gut es bei dem Husten, der ihn entsetzlich plagte, möglich war. Mit einem Male ging die Thür vom Speisezimmer auf, und der Feldmarschallleutnant trat herein. Diskret wollte er sich so gleich wieder zurückziehen, Clotilde aber stellte ihn ihrem Vater vor. Es entspann sich nun zunächst ein Gespräch über die alten Grenzregimenter, allmählich ging es auf die Gegenwart, auf Clotilde und ihren Mann über.

„Ja,“ sagte der Erzherzog, „die Clotilde hat auch so ein weiches Herz wie ihre Mutter. Es ist mir wirklich eine Beruhigung zu wissen, daß Sie an ihrer Seite sind, und sie gegen Angriffe von gewisser Seite schützen können. Sie wird noch viel zu kämpfen haben; stehen Sie ihr bei und verlassen Sie sie nicht. Geben Sie mir Ihr Ehrenwort darüber!“

— Der Feldmarschallleutnant that es.

„Ich habe,“ fuhr dann der Erzherzog fort, „für **meine Tochter** im Falle meines Todes vorgesorgt. Sie wird ganz sorgenlos leben, aber sie muß einen treuen Berater und Beschützer an der Seite haben.“

Seine Excellenz der Herr Feldmarschallleutnant Johann Ritter von Tonicic, Präsident des Invalidendank und Wittwen- und Waisenvereins, jetzt Wien VIII, Josefstädterstraße 31 wohnhaft, ist bereit, eidlich zu bezeugen, daß dieses Gespräch zwischen Seiner Kaiserlichen Hoheit dem Erzherzog Ernst und ihm so, wie hier geschildert, stattgefunden habe, und namentlich, daß der Erzherzog ihm gegenüber die bei diesem Gespräch anwesende Frau Clotilde von Szimic, geborene von Skublig, als seine Tochter bezeichnete!

Es dürfte wohl sehr schwer fallen, das Zeug-

nis eines solchen Mannes als ein nicht in jeder Beziehung vollgültiges zu bezeichnen!

Der letzte Besuch des Erzherzogs fand am 10. Dezember 1898 statt. Er war in anderer Beziehung sehr bedeutungsvoll.

Der Erzherzog hatte, auf der Durchreise nach Arco begriffen, der Zeichenfeier der Großherzogin von Toskana beigewohnt und sich bei dieser so stark erkältet, daß er vor Husten kaum sprechen konnte. Clotilde bereitete ihm Thee, um den Husten zu mildern. Er weigerte sich jedoch, denselben zu trinken. „Es ist Kneippthee, Papa,“ sagte Clotilde, „er wird dir sehr gut thun. Ich habe ihn selbst bereitet, und wir trinken alle davon, wenn wir erkältet sind.“

Der Erzherzog schüttelte den Kopf. „In früheren Zeiten,“ sagte er, „trank ich auch immer Thee. Allein vor einigen Jahren wurde mir im Palais meines Bruders Rainer ein **Thee serviert, der mich des Nachts vor Krämpfen aus dem Bette warf.** Seitdem trinke ich keinen Thee mehr.

Nach längerem Zureden trank er den Thee doch und derselbe that ihm sehr wohl. Er schlief ein und fand in halbstündigem Schlummer die ihm so nötige Erquickung. Dann trank er eine Tasse Chocolate und fühlte sich verhältnismäßig recht wohl.

Clotilde erzählte ihm auf seinen Wunsch von dem Tode des armen Heinrich und verschwieg ihm auch nicht, daß Hofrat Giannelia herzensroh genug gewesen war, ihr zu sagen, Heinrichs Benehmen in seinen letzten Stunden zeige deutlich, daß er wahnsinnig gewesen sei.

„Ja, ja!“ erwiderte der Erzherzog, „wenn man diesen Herren die allerdings unbequeme Wahrheit an den Kopf schleudert, dann muß man ein Narr sein!“

Clotilde nahm den Augenblick, in dem er durch das Gedenken an seinen so früh gestorbenen Sohn in weiche Stimmung versetzt war, wahr, um ihm eine Frage vorzulegen, die ihr schon lange auf den Lippen schwebte.

„Ich habe etwas auf dem Herzen, Papa!“ sagte sie.

„Sei nicht böse, wenn ich dich etwas frage. Warst du mit Mama verheiratet?“

Er schwieg und blickte düster vor sich hin. Dann stand er auf, trat an das Fenster und starrte hinaus.

„Ich spreche nicht gern von vergangenen Zeiten,“ sagte er endlich unter bebender Stimme, „weil sie so viel Trauriges für mich bergen. Ich bitte dich nur um eins: So lange ich lebe, pflege keine Recherchen und rühre nicht an dieser Angelegenheit. Wenn ich aber nicht mehr bin, kannst du deine Recherchen in Laibach pflegen, wo du geboren bist. Dort sind noch viele Leute aus damaliger Zeit, die Dir an die Hand gehen werden.“

Er nahm dann wieder Platz und es wurde von gleichgültigen Dingen gesprochen. Als er sich zum Abschied erhob, bat sie ihn, ja auf sein teures Leben zu achten und sich recht zu schonen. Er ging dann, von ihr noch bis zur Hausthür begleitet, wo ein Fiaker seiner wartete, und mit einer herzlichen Umarmung schieden sie.

Das war das letzte Mal, daß sie ihren Vater gesehen hatte!

Was an dieser Unterredung besonders bedeutungsvoll ist, braucht wohl nicht erst hervorgehoben zu werden.

Ein Zufall war es, der Clotilde bald darauf eine Spur wies, die sie zu ungeahnten Resultaten führte.

Die Schwester der Gattin Ernsts kam im Januar 1898 mit der Bitte zu ihr, das fünfte Kind ihres Bruders aus der Taufe zu heben. Clotilde trug Bedenken, der Bitte zu willfahren. Sie hatte, sobald sie in die Lage dazu gekommen war, nicht allein selbst ihren Bruder unterstützt, soviel es ihr möglich war, sondern auch die Prinzessin Montleart veranlaßt, dies in ausgiebigster Weise zu thun, dafür aber von ihrem Bruder nur Undank erfahren. Sie gab aber schließlich nach und hielt das Kind, einen Knaben, namens Ernst, über die Taufe.

Die älteren Geschwister des Kindes waren Heinrich, geboren im Mai 1891 in Graz, Chlodwig, geboren im Juni 1893 in Wien, Ernestine, geboren im Mai 1895 in



Kinder des Onkels Ernst (Bruder der Clotilde)
Enkel des Erzherzogs Ernst.



Wien und Auguste, geboren im Januar 1898 in Wien. Später folgte noch ein Knabe, Egon, nach, der im Mai 1900 in Wien geboren wurde.

Bei dieser Gelegenheit traf Clotilde einen Arzt, Dr. Oppenauer, dessen Mutter eine Schwester der Baronin Worideck, der Gattin des Erzherzogs Heinrich, war. Als er ihr vorgestellt wurde, sagte er: „Gnädige Frau müssen einmal zu meiner Mutter kommen; die kannte Sie und Ihre Geschwister in der Kindheit. Sie kann Ihnen viel erzählen, denn sie war viele Jahre im Hause des Erzherzogs Heinrich. Sie hat die Miki aufgezogen und kennt alle Verhältnisse.“

Clotilde versprach ihm gern, seine Mutter zu besuchen, und that es am nächsten Tage. Sie fand in derselben eine sehr liebenswürdige, leider aber auch sehr kranke alte Dame. Von ihr erst erfuhr Clotilde, daß ihre Mutter eine geborene von Skubliž gewesen sei, und daß ihr Oheim noch in Ungarn lebe. Im weiteren Verlauf des Gesprächs sagte die alte Dame: „Daß Ihre Eltern verheiratet waren, müssen Sie doch jedenfalls wissen; ich weiß es vom Erzherzog Heinrich aus, der es mir oft erzählt hat.“

Hochbeglückt über diese Nachricht, erzählte Clotilde nun der alten Dame, was sie alles zu leiden gehabt hatte. Diese war im höchsten Grade erstaunt darüber, bekräftigte nochmals, was sie gesagt hatte und schloß mit den Worten: „Ihnen ist himmelschreiendes Unrecht geschehen!“

Dann berieten die beiden Damen, was zu thun sei, um Clotilde zu ihrem Recht zu verhelfen. Sie hielten es für das beste, wenn Clotilde nach Ungarn fahre, ihren Oheim Julius von Skubliž ausfindig mache, von ihm eine Bestätigung dessen, was sie eben erfahren, erhalte und mit dieser zum Vater nach Arco fahre, um letzteren, dessen Leiden einen bedenklichen Charakter angenommen hatte, dazu zu veranlassen, auch seinerseits eine Bestätigung, daß die Kinder seiner Ehe mit Laura von Skubliž entsprossen seien, niederzuschreiben und sie seiner Tochter zu übergeben.

Als sie, nach Hause gekommen, ihrem Gatten erzählte,

was sie erfahren und was sie beabsichtige, war derselbe mit ihrem Vorgehen durchaus nicht einverstanden. „Ihr werdet gar nichts erreichen,“ sagte er, und machte auch kein Hehl aus seinen Befürchtungen, daß im Gegen'eil schlimme Anfeindungen eintreten könnten. Trotzdem that Clotilde Schritte, um zu ermitteln, wo ihr Oheim Julius von Skublig sich gegenwärtig aufhalte, und es gelang ihr, dies herauszubekommen. Kaum hatte sie hiervon Kunde, so erhielt sie auch die Nachricht, daß jene alte Dame gestorben sei und noch im Sterben nach ihr verlangt habe, da sie noch etwas Wichtiges zu sagen habe. Leider hatte man versäumt, ihr hiervon Mitteilung zu machen, da man das Ende noch nicht so nahe glaubte.

Herr von Skublig hatte sich, als er damals von Wien zurückkehrte, ein Gut gekauft, auf das er 80 000 Gulden baar bezahlte, ein Umstand, der das plötzliche Aufhören seiner Gesuche um Wiedereinsetzung in die Vormundschaft über seine Neffen und Nichten zur Genüge erklärt. Man hatte ihm eben den Mund gestopft. Zum Ausmöbliren hatte er das von seiner Schwester hinterlassene Meublement mitgenommen, das sich heute noch dort befindet.

Clotilde war Willens, sofort hinzureisen, um ihn auszufragen. Ihr Gatte aber sprach sich so entschieden gegen diese Reise aus, daß sie nachgeben mußte. Sie schrieb ihm, und er antwortete, daß er von keiner Heirat wisse. Daß dies eine offenbare Lüge war, beweist nicht nur der später aufgefundene Trauschein — es ist doch ganz und gar ausgeschlossen, daß seine Schwester, die ihn so oft unterstützte, nicht schon um ihrer eigenen Ehe willen ihm ihre Verheiratung mitgeteilt hätte — sondern auch das Protokoll vom Jahre 1872, in welchem Herr Rudolf Skall, Sekretär des Erzherzogs Ernst von Oesterreich, die Vormundschaft über die vier von der Baronin Wallburg hinterlassenen ehelichen Kinder übernimmt.

Uebrigens sind auch noch die weiteren hierauf bezüglichen Protokolle sehr interessant.

Im Jahre 1874 übernimmt laut einem solchen Herr

von Gall, Sekretär des Erzherzogs Rainer, die Vormundschaft, und hier werden die Kinder sofort als uneheliche bezeichnet.

Im Jahre 1876 erscheint wiederum der Herr von Gall und erklärt, er habe sich geirrt (!), die Kinder seien ehelich! Es folgt eine geradezu als klassisch zu bezeichnende Motivierung: „Denn wenn sie selbst unehelich wären, so müssen sie nach dem Gesetze als ehelich gelten, weil ihr Vater Herr von Wallburg sich nicht dagegen mit einer Einsprache erhoben hat.“

Wie nun, wenn man den Spieß umdreht und sagt: „Die als Kinder des Erzherzogs Ernst nachgewiesenen Geschwister von Wallburg müssen als ehelich gelten, weil ihr Vater, der Erzherzog Ernst, sich nicht dagegen mit einer Einsprache erhoben hat!“

Glücklicherweise bedarf es nach der Auffindung des Trauscheins solcher juristischer Spitzfindigkeiten nicht; die Sache ist sonnenklar!

Aber ein seltsamer Vormund ist das, der nicht einmal weiß, ob seine Mündel ehelicher oder unehelicher Geburt sind, der sich in einem amtlichen Protokoll so irrt, während in einem zweifelhaften Falle doch er, verpflichtet, das Interesse derselben zu wahren, darauf hätte dringen müssen, daß sie als ehelich anerkannt wurden!

Und wie seltsam auch, daß diese Infamie, die ehelichen Kinder als uneheliche zu bezeichnen, genau mit dem Moment auftritt, in welchem statt des Sekretärs des Erzherzogs Ernst derjenige des Erzherzogs Rainer die Vormundschaft übernimmt!

Aus den sonstigen Protokollen ist noch erwähnenswert dasjenige, in welchem Herr Obergespan Julius von Skublig als Vormund den Kindern erklärt, die sämtliche Hinterlassenschaft der Baronin von Wallburg zu übernehmen, um sie seinen Mündeln zu erhalten! Jetzt, nach mehr als dreißig Jahren, haben dieselben von dieser Hinterlassenschaft noch nicht ein Stück ausgehändigt erhalten! Doch was ist

diese kleine Gaunerei gegen die großen, die an ihnen verübt wurden!

Nach Empfang des verlogenen Briefes ihres Oheims wollte Clotilde, ihrem ursprünglichen Plane gemäß, nach Arco zu ihrem Vater reisen. Aber auch dieses Projekt fand nicht die Billigung des Rittmeisters. „Du kannst ja“, sagte er, „den Vater fragen, wenn er im Mai wieder hier durchkommt!“

„Wenn er aber inzwischen vielleicht stirbt? Was dann?“

„Er hat eine sehr kräftige Konstitution; er wird noch lange leben. Schreibe ihm und bitte um Antwort!“

Schweren Herzens gab sie nach, überzeugt, daß der Vater, der schon mündlich ihr die erbetene Auskunft verweigert hatte, durch einen Brief zu solcher erst recht nicht zu bewegen sei.

In der That blieb die Antwort aus. Bald darauf aber las sie in den Zeitungen:

„Erzherzog Ernst, der einzige noch lebende Bruder des Erzherzogs Rainer, ist an Influenza mit damit verbundener beginnender Lungenentzündung erkrankt. Gefahr ist noch nicht vorhanden, jedoch sein hohes Alter läßt die größte Besorgnis hegen.“

Da war, was sie gefürchtet hatte, mit um so mehr Recht gefürchtet hatte, als in dem letzten Briefe ihres Vaters aus Arco sich die Stelle fand: „Ich fühle mich elend und schwach, jedoch nicht so, daß ich das Bett hüten müßte. Die Füße versagen ihren Dienst, des Nachts kann ich nicht schlafen, ohne Licht, ganz allein, sehne ich den Morgen herbei, wo ich wieder die Sonne und Menschen sehen kann.“

Ein österreichischer Erzherzog muß als **fünf- undsiebzigjähriger Greis allein und ohne Licht schlafen!** Beleuchtung kostet Geld, Pflege auch!

Gerade damals war Lydia, Clotildens jüngstes Kind, an einem Lungenspitzenkatarrh erkrankt. Da eine Luftveränderung geraten erschien, nahm Clotilde die Kleine mit

nach Arco. Dort angekommen, war ihr erstes, daß sie sich nach dem Befinden des Erzherzogs erkundigte.

Sie hörte wenig Tröstliches. Er sei von der Reise sehr erschöpft angekommen und litte an Marasmus senilis. Die Pflege des Kranken werde von Nonnen besorgt.

Sie ging zur Oberin und erkundigte sich nach dem Befinden ihres Vaters, natürlich ohne anzugeben, in welchem Verwandtschaftsverhältnis zu dem hohen Patienten sie stehe. Auffallender Weise sagte ihn die Oberin, nachdem sie einige Zeit Clotilde prüfend angeblickt, der Patient werde voraussichtlich in drei Tagen wieder ausgehen können, während die Berichte der Dienerschaft, bei welchen Clotilde ebenfalls Erkundigungen einzog, gerade entgegengesetzt lauteten: es gehe sehr schlecht, er nehme keine Nahrung mehr zu sich und gehe zusehends ein. Zum Unglück war der alte Kammerdiener des Erzherzogs, der einzige, auf den er sich verlassen konnte, vor zwei Monaten vom Schlage getroffen worden und konnte noch nicht wieder gehen; die übrige Dienerschaft aber war ganz von Erzherzog Rainer abhängig. Sie sandte ihm durch Vermittelung des Kammerdieners Blumen und einige Zeilen, aber zu ihm zu gelangen, erwies sich ihr als ganz unmöglich.

Clotilde wandte sich in ihrer Verzweiflung an den Arzt, dem sie die Behandlung ihres Kindes anvertraut hatte, und bat ihn, alles zu versuchen, um der Tochter den Zutritt zu dem sterbenden Vater zu verschaffen. Er war tief gerührt und versprach, mit einer höheren Persönlichkeit, zu welcher er Zutritt hatte, sofort Rücksprache zu nehmen. Schon nach 2 Stunden kehrte er mit der Botschaft zurück, daß jener sich gern für Clotilde verwenden wolle. Er würde sich dem Erzherzog Rainer, dessen Ankunft für morgen erwartet wurde, sprechen und hoffe auf Erfolg. Sie ließ ihm noch durch den Arzt sagen, er könne Seiner Kaiserlichen Hoheit mitteilen, daß sie nichts wolle, als von ihrem sterbenden Vater Abschied nehmen, ihm in seinen letzten Stunden beistehen, ihm die Augen zu drücken. Sie bitte sogar, es möge stets jemand zugegen sein, damit auch

der leisefte Verdacht, als hege sie Nebenabsichten, ausgeschlossen sei.

Die Fürstin Kampofranco mit ihrem Gemahl traf an demselben Tage ein. Clotilde hatte eine Empfehlung von einer Tante der Fürsten, die Frau Finanzrat Grabner, an dieselbe und hoffte, die Fürstin, die ja in gewissem Sinne ihre Schicksalsgenossin gewesen war, für ihre Wünsche interessieren zu können. Allein zwei Versuche, von der Fürstin empfangen zu werden, scheiterten. Dagegen sprach am nächsten Tage auf der Promenade die Fürstin Clotilde an, aber deren Bitte, ihr den Zutritt zu ihrem sterbenden Vater zu vermitteln, schlug sie rundweg ab, im übrigen gewandte Liebenswürdigkeit zeigend, die nur leider der schwerbekümmerten Tochter nichts nutzen konnte. Hofart! Die Fürstin hatte sie rasch genug erlernt!

Inzwischen traf Erzherzog Rainer ein und fuhr nach der von seinem Bruder bewohnten Villa. Als ihm die Bitte Clotildens vorgetragen wurde, antwortete er kurz und verächtlich wie folgt:

„Man jagt, es ist eine Tochter meines Bruders, aber diese Mutter hatte mit Mehreren zu thun. Ich gestatte es absolut nicht!“

Ob jene schwere Beschuldigung, welche Erzherzog Rainer mit diesen Worten gegen eine längst Verstorbene schleuderte, auf Wahrheit beruht oder nicht, gelang uns trotz sorgfältigster Recherchen nicht festzustellen. Man möchte das erstere annehmen, weil man es für unmöglich halten möchte, daß ein Prinz des österreichischen Herrscherhauses im stande wäre, leichtfertig eine so schwere Beschuldigung gegen die im Grabe ruhende Gattin seines sterbenden Bruders auszusprechen. Man möchte das zweite annehmen, wenn man bedenkt, daß diese Beschuldigung jetzt erst zum erstenmale auftaucht, so oft sich auch schon Anlaß geboten hatte, dieselbe zu verwerten. Jedenfalls aber erscheint es in hohem Grade unwahrscheinlich, daß Erzherzog Ernst mit solcher Liebe an seiner Gattin gehangen, eine solche Verzweiflung bei ihrem Tode gezeigt hätte, wenn

er von ihrer Untreue Kenntniß gehabt hätte, und zum mindesten ebenso unwahrscheinlich, daß der ihr weit ferner stehende Erzherzog Rainer erfahren haben sollte, was seinem Bruder verborgen blieb.

Sei dem wie ihm wolle, sei jene Beschuldigung wahr oder erfunden — ist es ritterlich, durch dieselbe eine schutzlose Tote und ihre Kinder mit ihr auf das schwerste zu fränken? Ist das eines österreichischen Erzherzogs würdig?

Und zum zweiten: Ist es ritterlich, die eventuelle Sünde der Mutter, bekanntermaßen seit Clotildens Geburt unterleibsliegend, welche diese nur vor der Geburt begangen haben konnte, diese ihrer Tochter aufzubürden? Ist das eines österreichischen Erzherzogs würdig?

Und zum dritten: Ist es ritterlich, aus welchem Grunde immer es sei, einer in Schmerz aufgelösten Tochter den Zutritt zu ihrem sterbenden Vater zu verweigern? Ist das eines österreichischen Erzherzogs würdig?

Und zum vierten: Ist es ritterlich, ein „Man sagt, es ist eine Tochter meines Bruders“ auszusprechen, wenn man — vergleiche den Brief des Sekretärs von Gall — ganz genau in die Verhältnisse eingeweiht ist, ganz genau weiß, daß dies thatsächlich der Fall? Den Verdacht zu nähren, daß die Sache sich doch anders verhalte — ist das eines österreichischen Erzherzogs würdig?

Wir bitten um Antwort auf diese vier Fragen, Kaiserliche Hoheit!

Wir bringen sie vor das Forum der Oeffentlichkeit, dem sich auch ein österreichischer Erzherzog nicht entziehen kann!

Man braucht nicht Demokrat zu sein, um sich vom Byzantinertum herzlich angewidert zu fühlen, trete dasselbe auf, in welcher Form es wolle. Wer dieses Werk, wenn auch nur die letzten dieser Seiten gelesen hat, der wird sich eines gleichen Gefühls nicht erwehren können, wenn er in fast sämtlichen Wiener Zeitungen, auch in solchen, die nicht offiziellen Charakters sind, bei jeder Gelegenheit das edle Herz des Erzherzogs Rainer und seiner Gattin, Erzherzogin Maria Raineria, gepriesen findet, derselben Gattin, die

später, als man ihr das traurige Los der Kinder des Erzherzogs Ernst und die Notwendigkeit schilderte, denselben wenigstens einen Teil ihrer gerechten Ansprüche zu bewilligen, ihren Empfindungen durch die Worte Ausdruck gab: „Das wird wieder ein schönes Stück Geld kosten!“

Jener hohe Herr, dem Erzherzog Rainer obige Antwort gegeben, bezeichnete dieselbe mit einem Namen, den wir hier nicht wiederholen mögen. Zu Clotilde sagte er noch: „Ich bin derlei Sachen von dieser Stelle aus gewöhnt; Ihnen, gnädige Frau, kann ich nur den einen Rat geben: Aug um Auge, Zahn um Zahn! Niemand kann leugnen, daß Sie eine Tochter des Erzherzogs sind; Sie sind ihm ja wie aus dem Gesicht geschnitten!“

Erzherzog Rainer verließ seinen sterbenden Bruder sehr bald wieder. In den Zeitungen las man damals: Infolge anhaltender Besserung im Befinden des Erzherzogs Ernst konnte sein Bruder Erzherzog Rainer zu den Osterfeierlichkeiten nach Wien reisen!

Die „anhaltende Besserung“ war erlogen; zwei Tage darauf starb Erzherzog Ernst.

Wieder eine Zeitungslüge! In den Wiener Blättern hieß es in dem Bericht über seinen Tod: „Alle seine Verwandten umstanden sein Lager.“ In Wirklichkeit starb er einsam; nur eine Nonne war bei ihm. Sie stand am Fenster und las in ihrem Brevier, als ein Geräusch hinter ihr sie veranlaßte, sich umzuwenden. Da sah sie den Erzherzog sich im letzten Todeskampfe aufrichten mit einem Blick, den sie, wie sie selbst sagte, nie vergessen wird, der zu sagen schien: „Gottlob, daß ich von der Qual des Daseins erlöst bin!“

In der Nacht vor seinem Tode hatte Clotilde einen seltsamen Traum. Ihr schien, als ginge sie mit einem Strauß roter Rosen in die Villa in der Hoffnung, ihren Vater sehen zu können. Auf der Treppe trat ihr ein Mädchen entgegen, das auf ihre Bitte, sie zu ihrem sterbenden Vater zu lassen, ihr mittheilte, Erzherzog Rainer habe jeden, der dies thue, mit sofortiger Entlassung bedroht.

Nach langem Bitten von Seiten Clotildens gab das Mädchen nach und versprach, wenn die Herren, die gerade oben wären, nämlich Obersthofmeister Baron de Saur und Oberstabsarzt Dr. Krans die Villa verlassen hätten, wolle sie Clotilde hinaufführen. Es geschah dann auch. Als Clotilde eintrat, stand der Erzherzog im langen Nachtgewande mitten im Zimmer und war sehr erstaunt, seine Tochter zu sehen.

„Haben sie dich doch heraufgelassen?“ frug er. „Ich habe sie so sehr darum gebeten, aber sie wollten nicht.“

Clotilde erzählte ihm, wie sie hinaufgekommen sei.

„Wenn dich die Herren sehen“, meinte er besorgt, „so wird es schlimm“, nahm aber doch die Rosen, die sie ihm reichte, und küßte sie zum Dank. Dann sagte er: „Ich liege so schlecht, mein Bett ist so voll Falten, ich kann nicht liegen, richte es mir doch. Sie erfüllte sofort seinen Wunsch und half ihm in sein Bett, wo er immer an den von ihr mitgebrachten Rosen roch. Endlich sagte er: „Die Herren werden sofort da sein, geh' nur jetzt, damit du keinen Verdruß hast.“ Sie küßte ihn lange und konnte sich kaum von ihm trennen, da drückte er sie so fest an sich, daß sie mit einem Schmerzgefühl erwachte. Sie machte sofort Licht und sah auch nach der Uhr; es war drei Viertelstunden nach Mitternacht.

Die neben ihr schlafende kleine Lydia erwachte von dem Lichtschein und frug, was denn sei. Clotilde antwortete, sie hätte einen Traum gehabt, den sie ihr am andern Morgen erzählen wollte. Das that sie denn auch. Die Kleine meinte altklug: „Das bedeutet, daß du vielleicht doch noch zum Großpapa kommst.“

Während Clotilde dem Kinde ihren Traum erzählte, war auch das zur Aufwartung bestimmte Mädchen hereingekommen und hatte zugehört. Als Clotilde die Zeit ihres Erwachens nannte, sagte das Mädchen erstaunt: „Und gerade um $\frac{3}{4}$ 1 Uhr ist unser guter Erzherzog gestorben!

Darin wäre noch nichts so Sonderbares, das aber

muß auffallen, daß Clotilde später von der Nonne, die sie über die letzten Momente ihres Vaters befragte, erfuhr, daß derselbe in der That kurz vor seinem Hinscheiden die Bitte geäußert habe, sie möge ihm das Bett richten, da er so schlecht liege!

Menschliche Grausamkeit hatte dem Sterbenden verwehrt, von seinem Lieblingskind Abschied zu nehmen — war vielleicht im Augenblick des Todes seine Sehnsucht nach ihr so stark gewesen, daß sie sich Clotilde auf diese Weise kundgab?

„Es giebt mehr Dinge zwischen Himmel und Erde, als unser Verstand sich träumen läßt!“

Als sein treuer Kammerdiener den Tod seines Herrn erfuhr, sagte er weinend: „Wenn alle diejenigen, die meinen armen Herrn zu Tode gemartert und ihm das Leben verbittert haben, einen so ruhigen Tod haben werden, wie mein armer Herr, so ist ihnen zu gratulieren. Wenn es aber eine Gerechtigkeit giebt, dann wird es anders kommen.“

Das ist die Stimme eines schlichten Mannes aus dem Volke — vox populi, vox Dei!“

Im Laufe des Vormittags erhielt Clotilde die herzlose Botschaft, wenn sie den toten Erzherzog sehen wolle, so möge sie kommen. Der arme tote Dulder lag auf seinem Bett; in Arco, wo doch so viele Blumen selbst mitten im Winter zu haben sind, hatte man für ihn keine. Nur sechs Leuchter mit brennenden Lichtern und ein Kruzifix standen um das Bett herum und warfen einen trüben Schein auf das ärmliche Mobiliar. Seine Tochter legte ihm die ersten Blumen, einen Strauß Rosen, die er so sehr geliebt hatte, auf die Brust, in der das Herz zu schlagen aufgehört hatte.

Bald darauf wurde er einbalsamiert und in den Sarg gelegt, noch immer ohne weitere Blumen. Den Sarg stellte man einfach auf den Fußboden.

Erzherzog Rainer hatte bestimmt, die Beerdigung solle so einfach und billig als möglich hergerichtet werden, und die Aufbahrung, die man doch nicht ohne einen gewissen

Aufwand von Blumen und Kränzen vollziehen konnte, unterbleiben. Da legte sich der Erzpriester in das Mittel und sagte: „So gut ein jeder andere Erzherzog, der hier gestorben ist, mit prinzlichen Ehren beerdigt wurde, gebührt es auch diesem!“

Um Skandal zu verhüten, gab Dr. Giannelia, der die Leitung des Begräbnisses übernommen hatte, nach; die Aufbahrung fand statt. Vorher hatte Feldmarschall-Leutnant Ritter von Tomacic den Hofrat Dr. Giannelia wegen der schlechten Behandlung, die er Frau von Szimic angedeihen lasse, interpelliert, und zwar in soldatisch derber Weise. Dr. Giannelia jedoch mußte absolut sicher sein, daß sein Benehmen den Beifall seines Chefs fand, denn er ersuchte sich, dem hohen Offizier zu erwidern:

„Was will denn die Frau von Szimic? Sie hat doch eine schöne Behandlung erfahren!“ Er zählte nun alle ihr erwiesenen „Gnaden“ auf und meinte zum Schluß: „Woher kommt nur auf einmal die große Liebe zum Vater? Früher hat sie sich nicht um ihn gekümmert! Als Offiziersfrau jedoch belästigt sie fortwährend den Erzherzog Rainer. Zuerst die Bettelei um die Ration, dann um die Aussteuer! Was hat sie für Rechte? Wenn sie sich einbildet, die Tochter des Erzherzogs Ernst zu sein, so entstammt sie nur einem Ehebruch, denn die Mutter war an einen Herrn von Walburg verheiratet, und wenn der Erzherzog der Vater ist, so beweist das erst recht die Schlechtigkeit der Mutter. Uebrigens ist es nur Frau von Szimic, die uns fortwährend haranguiert, denn die anderen kommen nicht in Betracht. Ernst ist ein Lump, der Heinrich war verrückt und Laura ist ohnedem nicht zurechnungsfähig. Wenn Frau von Szimic Ansprüche an die Verlässenshaft erheben will, so soll sie sich an das Oberstmarschallamt wenden. Das Wie ist ihre Sache. Ich gebe keine Direktive. Es sind nur 22000 Gulden da; 16000 Gulden kostet die Ueberführung samt dem Kondukt, bleiben 6000 Gulden. Wenn sie dies will, soll sie sich melden. Ich bitte mir übrigens aus, daß die Frau am Ende bei der Leichenseier keinen

Skandal provoziert, sonst müßte ich sie im Namen des Erzherzogs ausweisen lassen!“

Der Feldmarschall-Leutnant war empört über die Unverschämtheit, mit welcher der Sekretär von der Nichte seines Chefs sprach, so verblüfft, daß er nichts zu erwidern vermochte. Immerhin ist dieselbe interessant. Sie beweist, was man der hohen Herren gegenüber schutzlosen Frauen bieten zu können glaubte. Der Erzherzog hatte die Parole von der Schlechtigkeit der Mutter ausgegeben, der Sekretär griff sie begierig auf, sich als eine echte Sakaienseele zeigend. Auch er war -- siehe wiederum den Brief des Herrn von Gall -- in die Verhältnisse vollständig eingeweiht; er wußte, daß er log und eine Tote verleumdete, als er behauptete, Clotilde entstamme einem Ehebruch; auch der Gedanke, daß er gleichgültig das Andenken des noch nicht einmal beerdigten Erzherzogs Ernst verunglimpfe, hielt ihn nicht einen Moment zurück. Wahrlich, ein Muster von Erbärmlichkeit, dieser Herr Hofrat!

Clotilde kehrte nach Wien zurück. Bald nach ihrer Ankunft dort begab sie sich zu ihrer Schwägerin, der Frau ihres Bruders, um sich nach dem Befinden ihres erkrankten Pathenkindes zu erkundigen. Unvermutet traf sie auf ihren Bruder, der, längere Zeit als Omnibuskondukteur thätig, einen dienstfreien Tag hatte. Zwischen beiden bestand noch immer ein gespanntes Verhältnis; durch den Tod ihres Vaters jedoch war Clotilde in eine weichere Stimmung gekommen, und als ihr Ernst die Hand zur Versöhnung reichte, schlug sie in dieselbe ein. Sie berichtete ihm dann ihre letzten Erlebnisse, und gemeinsam faßten beide den Entschluß, nach der ihrer Mutter noch im Grabe gewordenen Beschimpfung seitens des Erzherzogs Rainer nicht zu ruhen, bis sie das Andenken derselben von jedem ungerechten Vorwurf gereinigt und alles, was ihre eigene Geburt betraf, klargestellt hätten. Ernst sollte seine Stellung aufgeben, um sich ganz den zu diesem Zweck nötigen Recherchen widmen zu können, und Clotilde versprach, ihn nach Kräften pekuniär zu unterstützen.

Zunächst begaben sie sich nach dem Magleinsdorfer Friedhof. Die Totengräberleute, noch dieselben, die bei dem Tode ihrer Mutter fungiert hatten, erinnerten sich genau, daß bei dem Leichenbegängnis derselben der Erzherzog Ernst anwesend gewesen sei und bitterlich geweint habe. Der Kontrolleur schlug ihnen das Buch auf, aus welchem hervorging, daß die Einsegnung der Leiche in der Karlskirche stattgefunden hatte.

Nun gingen sie dorthin. Als sie sich dem Domherrn Herrn Dobner vorstellten, empfing derselbe sie in sehr freundlicher Weise. Er war es gewesen, der Heinrich getauft und die Einsegnung der Mutter vorgenommen hatte.

„Diesen Tag habe ich vorausgesehen“, sagte er, „und ich freue mich, daß er gekommen ist. Ich erzähle Ihnen gern alles, was ich weiß. Als der Heinrich im Hotel Victoria auf der Wieden zur Welt gekommen war, wurde ich zur Taufe gerufen. Man sagte mir sofort, daß die Wöchnerin die Frau des Erzherzogs Ernst sei. In Vertretung des Erzherzogs Wilhelm war ein Arzt erschienen. Nach der Taufe nahm ich alle Daten auf; sonderbarer Weise aber legte man mir keine Dokumente vor. Ich frug nach denselben und zwar, da der Erzherzog selbst nicht zugegen war, seinen Sekretär Herrn Skall.

„Die Dokumente sind nicht da“, sagte mir dieser, „der Vater des Kindes ist auf einer Reise in Ungarn und hat alle Papiere mitgenommen.“

„Wenn keine Dokumente da sind, kann ich auch keinen Tausschein ausstellen“, erwiderte ich.

„Dazu ist ja auch noch Zeit, wenn der Vater zurückgekehrt sein wird“, meinte er, sichtlich etwas verlegen.

Nach einigen Wochen suchte er mich in der Pfarrkanzlei auf und wies mir den Tausschein der Eltern vor — oder wenigstens ein Papier, das er für einen solchen ausgab.

Nach demselben waren am 8. August 1848 in der M. Heinrichspfarre zu Prag durch den Pfarrer Steckan getraut worden:

Carl Edler von Wallburg, österreichischer Offizier,

Vater Joseph von Wallburg, preußischer Offizier, Mutter Marie geb. Ivankovic, mit Laura Gräfin Hugonay, Vater Graf Josef Hugonay, Mutter Mathilde geb. Ivankovic aus Pest in Ungarn.

Mir kam dieser Tausschein gleich verdächtig vor, um so mehr, als ich wußte, daß Erzherzog Ernst der Vater des von mir getauften Kindes war; ich mußte indessen den Tausschein ausstellen, da der Tausschein kirchlich legalisiert war, nahm mir aber vor, gelegentlich in Prag weitere Erkundigungen einzuziehen. Da sich mir bald darauf die Gelegenheit hierzu bot, weil ich in anderen Angelegenheiten nach Prag fahren mußte, informierte ich mich über den Pfarrer Steckan und erfuhr, daß dieser für Geld zu allem zu haben sei.

Mich ging ja die Sache nichts an, und so ließ ich sie ruhen. Nach vier Jahren wurde ich wieder an dieselbe erinnert, als ich zur Einsegnung der Leiche der Baronin von Wallburg berufen wurde. Von ihren Leuten hörte ich, daß sie mit dem Erzherzog, ihrem Gatten, in Laibach gelebt habe, und das Verhältnis zwischen beiden ein sehr glückliches gewesen sei, auch daß die Baronin einen **absolut tadellosen Lebenswandel** geführt habe.

Die Verlassenschaftsabhandlung wurde, wie ich mich mit Sicherheit erinnere, von dem Bezirksgericht auf der Wieden gepflogen. Den Totenschein können Sie hier einsehen; er lautet auf Anna Freiin von Wallburg, Witwe, gestorben am 8. Oktober 1865, in ihrer Wohnung Wien IV, Margarethenstraße Nr. 1, an Gehirnödem. Das letztere zum mindesten ist eine Unwahrheit, sie starb an Unterleibskrebs.

Ich kann natürlich nicht wissen, wer alle diese Schwindeleien mit dem falschen Tausschein zc. verübt hat und mag es auch nicht wissen, wenngleich ich es ahne. Ich wünsche Ihnen von ganzem Herzen, daß es Ihnen gelinge, Licht in diese Sache zu bringen, glaube aber nicht, daß es Ihnen gelingen wird, da die meisten, die mit ihr zu thun hatten, schon tot sind. Einer allerdings lebt noch und ich möchte

Ihnen empfehlen, sich an ihn zu wenden. Es ist der Notar Fohlentner, der nach dem Tode Ihrer Mutter die Verlassenschaftsaufnahme vornahm. Er ist ein Freund von mir, und hat mir mancherlei über die Sache erzählt, unter anderem auch, daß nach dem Tode Ihrer Mutter der Kaiser selbst für jedes Kind 300 000 Gulden zinsbar angelegt habe. Wo dies geschehen ist, weiß ich nicht. Gehen Sie zu Fohlentner, und fragen Sie ihn, er wird es wohl wissen. Wenn Sie mich sonst noch brauchen können, stehe ich Ihnen mit Vergnügen jederzeit zu Diensten.

Die Geschwister dankten dem Domherrn für seine ihnen so wertvollen Nachrichten und begaben sich dann zum Bezirksgericht Wieden.

Man machte ihnen keine Schwierigkeiten bezüglich des Vorweisens der betreffenden Akten; ihre Gegner wiegten sich zu dieser Zeit noch in Sorglosigkeit. Etwas sehr Merkwürdiges stieß ihnen hierbei auf. In dem pfarrämtlichen Totenschein war die Verstorbene als geborene Gräfin von Hugonay bezeichnet, in der gerichtlichen Verlassenschaftsaufnahme, die an demselben Tage gemacht wurde, als geborene von Skublitz!

Was von beiden richtig und was eine Fälschung ist, brauchen wir nach dem bereits früher Gesagten hier wohl nicht nochmals hervorzuheben.

Nun gingen die Geschwister zum Notar Fohlentner, der jedoch die erhofften Angaben nicht machen konnte. Sein Vater hatte damals die Verlassenschaftsaufnahme gemacht, und er wußte nichts von derselben, ebensowenig von dem Depot, welches Se. Majestät der Kaiser gemacht haben sollte. Sehr merkwürdig aber war, daß der betreffende, nach gesetzlicher Bestimmung auf das sorgfältigste aufzubewahrende **Notariatsakt verschwunden** war und auch trotz aller späteren Recherchen nicht ermittelt werden konnte!

Nun wurde ein Familienrat abgehalten. Der Rittmeister sprach sich entschieden gegen jeden weiteren Schritt in dieser Angelegenheit aus, die nur Geld und Mühe kosten,

in keiner Weise aber zum Ziel führen werde. Clotilde war ebenso entschieden für Fortsetzung der Recherchen, hauptsächlich deshalb, weil der ihrer Mutter angethane Schimpf ihr heiß auf der Seele brannte. Sie setzte durch, daß beschlossen wurde, Ernst solle nach Laibach reisen und dort weitere Nachforschungen anstellen. Dies geschah Ende Mai 1899.

Es ergab sich ein überraschendes Resultat. Die Trauung des Erzherzogs Ernst und der Laura von Skublyz war in die Militärmatrikel der Laibacher Garnison eingetragen, das Blatt, das diese Eintragung enthielt, dieselbe, die wir bereits wiedergaben, jedoch aus der Matrikel herausgerissen. Die Vergilbung der Ränder bewies, daß dies schon vor langer Zeit geschehen sein mußte. Es läßt sich denken, daß dies zu dem Zweck geschehen war, die Vernichtung des für die Kinder so kostbaren Dokuments vorzunehmen. Woran dieselbe gescheitert war, ließ sich nicht ermitteln, da der Militärkaplan Josef Zormeiz, der die Trauung vorgenommen hatte, verstorben war. Das Dokument selbst war in die Hand seines Bruders und Erben gelangt.

Ein von Ernst engagierter Detektiv hatte nicht allein dies festgestellt, sondern auch das Dokument selbst wenigstens für so lange Zeit in die Hände Ernsts geliefert, daß dieser auf den Rat Clotildens, die telegraphisch von dem Vorgefallenen benachrichtigt worden war, dasselbe photographieren lassen konnte. Diese Photographie liegt hier bei.

Ein Versuch, eine Kopie des Dokuments bei dieser Gelegenheit notariell legalisieren zu lassen, mißglückte. Sie waren zur Vorsicht nach Cilli gereist, die dortigen Notare weigerten jedoch die Legalisation, so lange nicht die Autorisation seitens der Laibacher Militärpfarrbehörde beigebracht sei.

Der Detektiv erbot sich nun, gegen Zahlung von 500 Gulden das Dokument selbst dauernd in die Hände Ernsts zu liefern. Dieser ging auf den Vorschlag ein, Clotilde sandte telegraphisch die 500 Gulden, und jener löste in der That sein Versprechen ein.

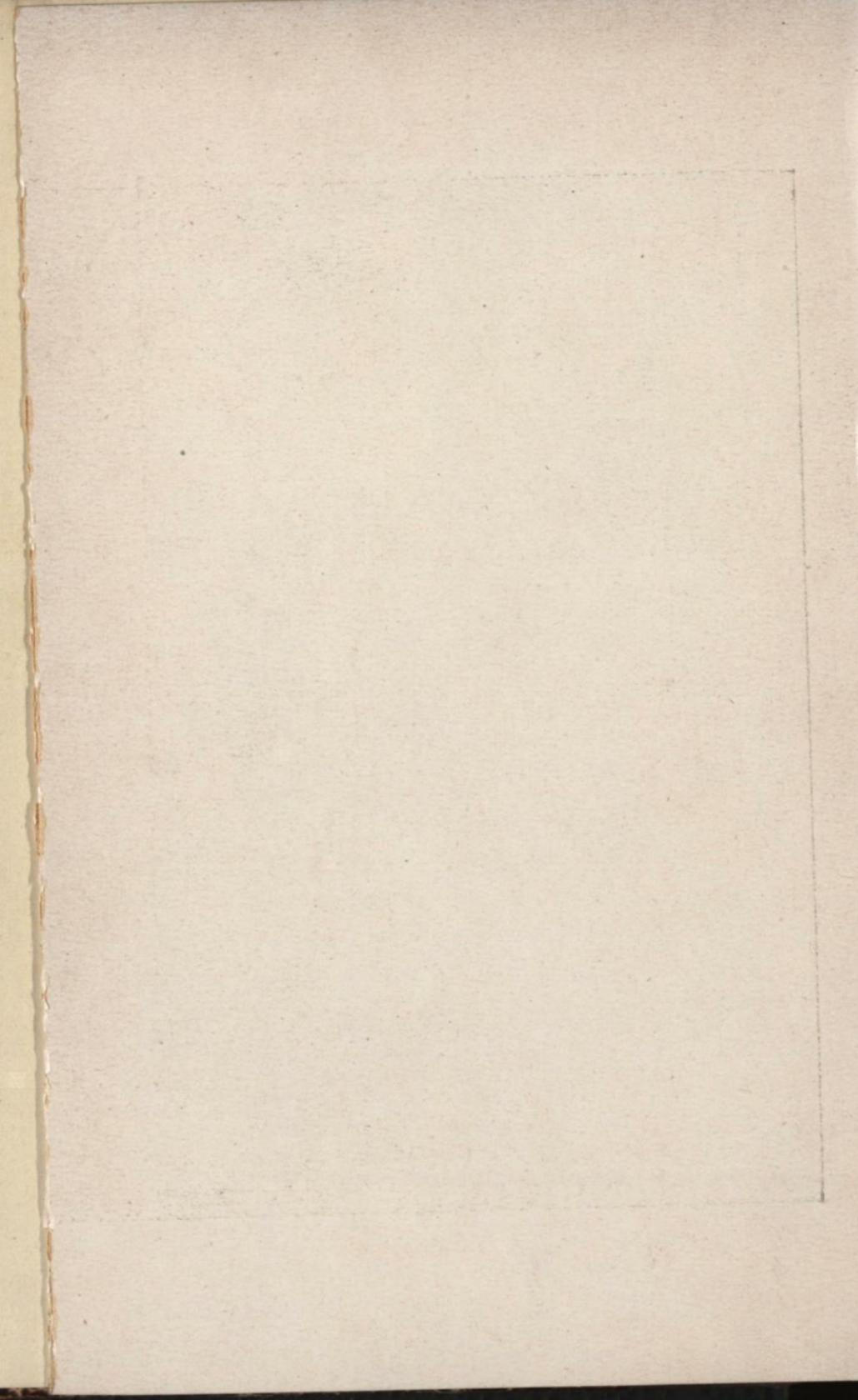
36.

18

Trauungs-
Buch.

Sf.

Regiment oder Corps.	Tag, Monath und Jahr, Ort, Kreis und Land der Trauung, Namen und Charakter des trauenden Priesters	Des Bräutigam				Der Braut				Der Beistände, Namen und Charakter durch eigenhändige oder zeichliche Fertigung.	Aufführung der beigebrachten Trau-Documente, nebst Bemerkung über die geschehenen Verkündigungen; dann Bezeichnung des Archiv-Fascicels mit Nr. ihrer Aufbewahrung.	Nr. und Fol. des auswär- tigen Proto- kolls.		
		Namen und Charge; dessen Vater Namen und Charakter, sammt Tauf- und Familien-Namen der Mutter.	Geburtsort Kreis und Land.	Religion.	Alter.	ledig oder Wittwe.	Namen; ihres Vaters, Namen und Charakter, sammt Tauf- und Familien-Namen der Mutter; bei Wittwen: Namen und Charakter der verstorbenen Gatten.	Geburtsort Kreis und Land.	Religion.				Alter.	ledig oder Wittwe.
	Am 14. April 1888 in dem Stofungssaal Laibach in Krain wunderwya Krautwung von Garni- sons Caplan J. J. J. Jamejz	Ernesten Carolus Archidux aust.	Mailand	Katholisch	24. Jänner 1884	ledig	mit: Laura von Skultitz Gutsbesitzerin unpar. Namen Laura Freifrau von Wellburg	Beweg in Ungarn	Katholisch	24. Jänner 1888	ledig	Herrn Archidux ausk: Martin Zelezny	Matrikon: morganaheim S. 9.	



Es war nun von Wichtigkeit, die in Prag vorgenommene Fälschung des Trauscheins festzustellen. Auch dies gelang. Ein in Prag lebender Verwandter Clotildens, den sie bat, ihr eine Kopie desselben zu verschaffen, schrieb zurück, daß die angegebene Trauung sich nach den von ihm persönlich vorgenommenen Recherchen in dem Kirchenbuch von St. Heinrich nicht finde.

Um eine offizielle Auskunft hierüber zu erhalten, wandte Ernst sich direkt an das inzwischen in andere Hände übergegangene Pfarramt St. Heinrich und erhielt eine Auskunft, deren wichtigster Teil der folgende ist:

„Mit ihrer Anfrage haben Sie mir große Mühe gemacht. Weder in den Dezennien vor, noch nach 48 kommt eine Trauung unter dem Namen Wallburg vor. Es muß sonach ein Irrtum vorliegen.“

Damit war die Fälschung unwiderleglich erwiesen!

Zur weiteren Vervollständigung ihres Beweismaterials wandten sich die Geschwister nun an den noch lebenden Bruder des Militärkaplans Josef Samejz, den Domherrn Samejz in Laibach. Viel Hoffnungen setzte man auf denselben nicht; der 84 Jahre alte Herr mochte nicht gern beunruhigt werden. Er verhielt sich lange abwehrend; erst als Ernst ihm die ganze Sache klar darlegte und schilderte, wie man sich seiner toten Mutter gegenüber benommen, brach er sein Stillschweigen und gab eine in hohem Grade überraschende Auskunft.

„Als an meinen Bruder, den Militärkaplan,“ sagte er, „die Aufforderung gelangte, die Trauung des Erzherzogs Ernst mit seiner Geliebten vorzunehmen, wandte derselbe sich an mich mit der Bitte um Rat, was er thun solle. Er wußte, daß zu der Trauung eines Erzherzogs die Genehmigung Seiner Majestät des Kaisers erforderlich sei, die hier nicht vorlag und nach Lage der Sache auch schwerlich erteilt werden würde, und fürchtete, daß er, wenn er die Trauung ohne diese Erlaubnis vornehme, schwere Unannehmlichkeiten haben werde. Andererseits hielt er es für seine Pflicht als Priester, die erbetene Legalisation eines

solchen Verhältnisses nicht zu verweigern, da er die sonst möglichen Folgen mit seinem Gewissen nicht verantworten könne.

Ich riet ihm, die Ehe als eine morganatische zu bezeichnen, wodurch sie ja in ihrer Gültigkeit nichts einbüßte. Es hatte dies nun zur Folge, daß die der Ehe eventuell entspringenden Kinder keinen Anspruch auf den Titel als Erzherzöge oder Erzherzoginnen und Mitglieder des kaiserlichen Hauses machen konnten.

Mein Bruder folgte diesem Rat und vollzog die morganatische Trauung in der Wohnung des Erzherzogs zu Laibach, trug dieselbe auch, gleichfalls auf meinen Rat, in die gewöhnliche Militärmatrikel in Laibach ein.

Dies ist sonst unstatthaft, weil die Ehe eines Erzherzogs in die Hofmatrikel eingetragen werden soll. Allein ich hegte damals schon die dunkle Befürchtung, daß man, wenn eine Eintragung der Trauung nicht stattfindet, den Versuch machen werde, die eventuell der Ehe entspringenden Kinder um ihre Rechte zu bringen, und um dies zu verhüten, gab ich meinem Bruder den Rat der Eintragung in die Militärmatrikel.“

Diese Aussage bestätigte der Herr Domdechant Samejz in einem hierüber aufgenommenen Protokoll mit seinem Priestereid, gab noch an, daß er seinem Bruder diesen Rat erteilt habe, um sein Gewissen zu beruhigen und erklärte sich jederzeit bereit, den Vollzug der Trauung zu bezeugen.

Er übergab Ernst dieses Protokoll mit dem Bemerkten, daß er für das Gesagte und Geschriebene jederzeit einstehe und nur wünsche, daß die Kinder zu ihren so lange ihnen vorenthaltenen Rechten kommen möchten.

Später richtete er dann noch an Clotilde das uns im Original vorliegende, hier abgedruckte Schreiben:

Laibach, am 22. März 1900.

Guer Hochwohlgeboren!

Indem ich für das liebe Schreiben vom 20. d. M. meinen verbindlichsten Dank sage, muß ich nur noch den wirklichen Wunsch beifügen, daß der Prozeß in Bälde

seine Erledigung finde, um aus dem unerquicklichen Harrenszustande endlich einmal herauszukommen. Die gerechte Sache muß den Sieg davontragen. Was mich anbelangt, bin ich immer bereit, für Euer Hochwohlgeboren einzustehen.

Gottes Kraft stärke Hochselben, um die gegenwärtige Lage mit Ergebung in seinen heiligsten Willen zu ertragen.

Genehmigen den Ausdruck meiner vollsten Hochachtung, mit dem ich zu zeichnen die vorzüglichste Ehre habe.

Euer Hochwohlgeboren
ergebenster

Samejz,
Domdechant,
am Domplaz 6.

Mit ihren Dokumenten in Händen begaben sich die Geschwister nun zu einem bekannten Advokaten, der ihnen riet, sich zunächst an das Hofmarschallamt mit einer Erbs-erklärung auf den verstorbenen Erzherzog Ernst zu wenden.

Dies geschah.

Die Antwort lautete abweisend. Man müsse, hieß es, das Gesuch zurückweisen und bestreiten, daß der Erzherzog verheiratet gewesen sei und daß er Kinder gehabt habe.

Aber selbst wenn er verheiratet gewesen wäre, hätten die Kinder gar kein Recht, weil die Ehe von Sr. Majestät dem Kaiser nicht anerkannt würde und hochdemselben auch nicht zur Kenntniss gebracht worden wäre.

Erzherzog Ernst sei ledig gestorben, wurde in allen Matrikeln als ledig geführt, und dies könne nicht auf einmal umgestoßen werden.

Man weise darum auch die Erbs-erklärung ab, weil der Erzherzog nichts hinterlassen habe.

• Zum Schluß heißt es:

„Wir können die Kinder nicht als erzherzogliche betrachten, so lange es ihnen nicht gelingt, die richtigen Tauf-scheine beizubringen. Sie sind die Kinder der Gräfin Hugonay und nicht der geborenen Skubliß.“

Diese Antwort verriet einen solchen Mangel juristischer Kenntnisse, wie man sie eigentlich von einem Oberstmarshallamt, das mit der Wahrnehmung der Rechtsangelegenheiten des Kaiserlichen Hofes betraut ist, nicht erwarten sollte.

Daß die Ehe und die Vaterschaft des Erzherzogs bestritten wird, mag noch hingehen; es ist ja ein von Advokaten niederer Moralität häufig angewandter Kniff, alles, selbst Dokumente, zu bestreiten, so lange nicht der Richter durch Anerkennung der gegnerischen Behauptungen denselben zu ihrem Recht verholfen hat. Auf diese Weise wird der Prozeß hingezogen, und der Gegner bisweilen mürbe gemacht. Ob eine solche Taktik eines Kaiserlichen Oberstmarshallamtes würdig sei, ist freilich eine andere Frage.

Geradezu naiv dagegen ist die Ausführung, daß der Erzherzog in allen Matrikeln als ledig geführt worden sei, und dies nicht auf einmal umgestoßen werden könne.

Also weil bisher etwas Falsches in den Matrikeln geführt worden ist, deshalb darf, auch nachdem der Nachweis geführt worden ist, daß dies falsch gewesen, eine Richtigstellung nicht erfolgen? Heilige Logik! Um diese Ausführungen als haltlos zu erkennen, bedarf es nicht einmal juristischer Kenntnisse; daß sie das sind, sagt schon dem Laien der gesunde Menschenverstand, dem allerdings der Zutritt in das Kaiserliche Oberstmarshallamt verboten zu sein scheint.

Der Erzherzog habe nichts hinterlassen — er hinterließ, da sein Verzicht auf die Erbschaft seines Bruders Leopold in Höhe von mindestens 9 Millionen Gulden rechtungültig ist, und seine Schuldenregulierung einen Ueberschuß von mehr als einer Million Gulden ergab, da ferner seine Apanage von ihm seit 1873, seit seiner Entmündigung, nie aufgebraucht wurde, die Kleinigkeit von mehr als 10 Millionen Gulden, ohne die Zinsen zu rechnen!

Die Kinder können nicht anerkannt werden, so lange es ihnen nicht gelingt, die richtigen Tausscheine beizubringen! Sie seien die Kinder der Gräfin Hugonay! Will man wirklich die selbst dem Gehirn des dümmsten Tyroler

Bauern widerstrebende Fiktion aufrecht erhalten, dem in das Reich der Mythe gehörigen Ehepaar Wallburg-Hugonay seien an denselben Tagen vier gleichnamige Kinder geboren worden, wie dem Erzherzog Ernst von der Baronin Wallburg? Selbst nachdem die „Dokumente“ bezüglich der Hugonayschen Trauung als Fälschungen nachgewiesen sind? Jeder anständige Advokat würde sich schämen, vor Gericht mit Fälschungen zu operieren — das Kaiserliche Oberst-marschallamt kennt solche Anwandlungen nicht!

Genug davon! Es widerstrebt jedem ehrlich denkenden Menschen, gegen solche Büberei zu kämpfen!

Allein dieselbe sollte nicht vereinzelt bleiben.

Daß der Militärpfarrer in Laibach einen Verweis bekam, weil er Ernst von Wallburg nicht das diesem zustehende Recht verweigerte, in die Militärmatrikel Einsicht zu nehmen, sei nur als Kuriosum erwähnt. Aber es erging auch ein Memorandum an die Geistlichkeit des Inhalts, daß, wenn die Gültigkeit dieser Ehe zur Entscheidung vor ein geistliches Forum gebracht werden sollte, diese Ehe als ungültig zu erklären sei. Zum Glück gab es noch eine Reihe ehrlicher und gewissenhafter Priester, die gegen diese Zumutung energisch protestierten und die Ehe als vollkommen gültig erklärten.

Herr Hofrat Dr. Giannelia, die Seele des Widerstandes gegen die berechtigten Ansprüche der Kinder des Erzherzogs Ernst und wahrscheinlich auch der Verfasser des vom Oberst-marschallamt erteilten, juristisch einzig dastehenden Bescheides, suchte auch den Advokaten der Kinder dadurch einzuschüchtern, daß er ihm mit Enthüllungen über die angebliche Unmoralität der Baronin Wallburg drohte. Er wußte natürlich nicht, daß in einem der eigenhändigen Briefe des Erzherzogs an Clotilde sich der Passus findet: „Mögest du die Herzeigenschaften deiner edlen Mutter geerbt haben!“ Der Herr Hofrat möge entschuldigen, wenn wir diesen Worten des Mannes, der die Baronin Wallburg besser gekannt hat, als irgend jemand sonst, mehr Gewicht beilegen, als seinen Verleumdungen! Der Advokat führt

ihn übrigens sehr treffend ab, indem er kühl erwiderte: „Herr Hofrat vergessen, daß nicht über die Moralität der Baronin, sondern über die Legitimität ihrer Ehe zu entscheiden ist.“

So in die Enge getrieben, vermochte Herr Dr. Giannelia nichts zu erwidern als:

„Wir thun absolut nichts — und selbst wenn Seine Kaiserliche Hoheit etwas thun wollte, so werde ich sagen: „Nein, nein und abermals nein! — Aber nur kein Skandal, den bitten wir zu vermeiden!“

Zum drittenmale tritt hier in charakteristischer Weise die Anmaßung des Herrn Hofrats hervor, der seinen Willen sogar über den seines Chefs stellt. Köstlich geradezu aber ist das Ersuchen, jeden Skandal zu vermeiden. Geschehen soll nichts, absolut nichts, Ernst soll mit seinen sechs Kindern ruhig weiter hungern, aber nur keinen Skandal! Das heißt denn doch, den armen Betrogenen gar zu viel zumuten! Sie sollen schweigen aus lauter Edelsinn? Nichts sagen? Weiter dulden? Nein! Sie haben keinen Skandal zu fürchten, wohl aber die Betrüger und Urkundenfälscher!

Uebrigens versuchten die Kinder des Erzherzogs in der That immer noch, auf gütlichem Wege ihr Ziel zu erreichen, Clotilde ging zum Beichtvater des Kaisers, trug diesem die Angelegenheit vor und bat ihn, Majestät von derselben Mitteilung zu machen, oder ihr wenigstens eine Audienz bei der Erzherzogin Valerie, des Kaisers Lieblings-tochter, zu verschaffen, damit sie diese bitten könne, für die nachträgliche Anerkennung und die standesgemäße Abfertigung der Kinder des Erzherzogs Ernst Sorge zu tragen.

Nach Prüfung der Papiere erwiderte der Bischof: „Ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, daß ich mit der Erzherzogin Valerie sprechen werde. Sie hat großen Einfluß auf den Kaiser, und hier ist's ja hauptsächlich darum zu thun, die Sache zu Ohren Seiner Majestät zu bringen. Ich muß so zur Taufe hinaus und diese Zeit werde ich benutzen und mit ihr sprechen. Es ist nicht nur ein Wert

der Menschlichkeit, sondern auch der Gerechtigkeit, wenn ich dies thue.“

Froh des erhaltenen Versprechens, ging Clotilde nach Hause. Aber die Zeit verstrich und keine Wirkung zeigte sich. Um zu erfahren, was geschehen, begab sie sich zum zweitenmale zum Bischof.

„Es thut mir sehr leid“, antwortete er auf diese Frage, „aber ich konnte nichts sagen, denn man hat mir nahe gelegt, mich nicht hineinzumischen.“

„Und Ihr Ehrenwort, bischöfliche Gnaden?“

„Ja, es thut mir sehr leid, aber ich kann nicht dafür. Uebrigens bestreitet ja niemand, daß Sie die Kinder des Erzherzogs sind, aber es ist nichts zurückgeblieben; was wollen Sie denn?“

„Wenn es zuträfe, daß der Erzherzog nichts zurückgelassen hätte, wozu wären denn da die Familienfonds da? Wenn man für Maitressenwirtschaften Hunderttausende ausgiebt, kann man auch erzherzogliche Kinder anständig versorgen. Die eine Tochter bekommt 100 fl. Aussteuer, die andere zum Leben jährlich 800 Gulden, und der Bruder, der sechs Kinder und eine Frau hat, gar nichts, der ist stellenlos dem Hunger preisgegeben. Er wäre schon verkommen, wenn er nicht einen anständigen Menschen gefunden hätte, der ihm Geld vorstreckt in der Hoffnung, daß der Prozeß doch ein gutes Ende nehmen muß!“

„Ja, das ist alles recht traurig, aber ich kann da nichts ändern!“

So war Clotildens Hoffnung auf das Ehrenwort des Bischofs und Beichtvaters Seiner Majestät des Kaisers gescheitert.

Troßdem ließen die Geschwister nicht nach in ihren Versuchen, die Sache auf gütlichem Wege zur Erledigung zu bringen. Sie waren überzeugt, daß, wenn nur Seine Majestät der Kaiser von derselben Kenntniss bekäme, er in seinem ritterlichen Gerechtigkeitsgefühl ihnen helfen werde. Aber zu ihm zu dringen, ist nicht so leicht!

Clotilde hatte bereits am 22. Oktober 1898 an Seine Majestät den Kaiser folgendes Immediatgesuch gerichtet:
Eure Majestät!

Allergnädigster Kaiser und Herr!

Mit angstvollem Herzklopfen wage ich, diese Zeilen an Eure Majestät zu richten, denn ich bin mir klar bewußt, was mein Unternehmen zu bedeuten hat. Anderseits glaube ich jedoch, auch im Sinne Eurer Majestät zu handeln, wenn ich meine Privatangelegenheit nicht zur Kenntniß Allerhöchst Ihrer Kabinettskanzlei bringe, da ich Diskretion bewahren will und muß. Ich bitte daher, meine Kühnheit gnädigst zu verzeihen, die auch die Gesetze der Allerhöchsten Kabinettskanzlei umgehen ließ, und wage, meine Herzensbitte zu den Füßen Eurer Majestät niederzulegen. Euer Majestät sind nicht nur als Familienvater in der Welt berühmt, Euer Majestät besitzen auch gegen Allerhöchst Ihre Unterthanen ein Vaterherz voll Liebe und Güte; darauf poche ich, und das Vaterherz Eurer Majestät wird einem elternlosen Wesen gewiß nicht verschlossen bleiben.

Ich will nichts klagen von einem schweren, bedrückten und einsamen Leben, ich weiß, daß recht viele Menschen ein noch viel schwereres Kreuz zu tragen haben. Auch will ich Euer Majestät mit dem Aufzählen meiner Schicksalsschläge nicht ermüden, ich will nur mit aufgehobenen Händen bitten, Majestät möge gnädig den Erguß aus gequältem Herzen zu Ende lesen. Ich wende mich ja heute nicht nur an meinen Kaiser und Herrn, sondern auch an das Oberhaupt der Familie Habsburg. Ich hätte diesen Schritt niemals unternommen, wenn mir nicht von allen Seiten Hemmschuhe in den Weg gelegt wurden und man mir absichtlich nicht helfen will.

Ich habe einen Vater und doch keinen. Ich hatte bereits das Glück, im März dieses Jahres zu Eurer Majestät in Audienz zugelassen zu werden. Damals sagte ich Euer Majestät, daß mein Vater Seine Kaiserliche Hoheit der Durchlauchtigste Herr Erzherzog Ernst ist.

Meine Mutter war eine Gräfin Laura Hugonay, und führte während der Zeit, als sie mit meinem Vater in Pest und Laibach lebte, den Namen einer Baronin Wallburg.

Wir vier Kinder führten ebenfalls den Namen Wallburg. Im Tauffchein fungiert als Vater ein Herr von Wallburg, bei meinem älteren Bruder und meiner Schwester S. K. K. Hoheit, Herr Erzherzog Ernst, bei meinem zweiten Bruder und mir S. K. K. Hoheit Herr Erzherzog Heinrich als Taufpathe.

Meine Mutter starb bereits im Jahre 1865; soweit meine und meiner Geschwister Erinnerung zurückreicht, hatten wir eine glückliche, sonnige Kinderzeit, verklärt durch die Sonne reiner, goldiger Elternliebe.

Bis zum Jahre 1872 sorgte mein Vater für uns, und ließ uns im Institute der englischen Fräuleins erziehen. Mit dem Unglücksjahre 1872 ging unser Glück in Trümmern; die Erziehung ging in die Hände Seiner Kaiserlichen Hoheit des Herrn Erzherzogs Rainer über; wir bekamen so recht die Geschicke der Ausgestoßenen zu fühlen. Zuerst geliebt, glänzend versorgt, verwöhnt, waren wir nur mehr geduldet. Zurücksetzungen, Kränkungen jeder Art mußten wir als ganz natürlich hinnehmen. Wir sollten auf einmal vergessen, wer unser Vater war, jede unserer Erinnerungen an das Vaterhaus und die Vaterliebe wurde als Chimäre brüst zurückgestoßen.

Nachdem wir 11 Jahre im Institut zugebracht, kamen wir nach Innsbruck zu der Frau eines Diurnisten. Dort mußte ich Magddienste verrichten, den ganzen Haushalt für die Frau führen. Nach dreijährigem Aufenthalt verheiratete man mich an einen Arzt, den ich erst am Verlobungstage zum erstenmal sah. Nach sechsjähriger unglücklicher Ehe starb mein Mann und ließ neben einem Barvermögen von 85000 fl. mir noch drei Kinder zurück. Mir testierte er 400 fl. jährlich und den Nutzgenuß des Hauses in Trienz, Tirol, der sich im Jahre auf 450 fl. stellt. Ich erhielt als Heiratsgut vom Erzherzog Rainer

20000 fl. Die Hälfte hiervon verbaute ich ins Haus meiner Kinder, die andere Hälfte verlor ich theils durch einen betrügerischen Advokaten, dem ich als junge, unerfahrene Frau in die Hände fiel, theils durch eine mißglückte Spekulation, die ich unternahm, um mein verlorenes Vermögen wieder zurückzugewinnen.

Durch sieben Jahre vertrat die Stelle eines Vormundes bei meinen Kindern der ungarische Garde-Rittmeister Eugen Edler von Szimic, der durch seine Herzens- und Geistesvorzüge es verstand, mich in Liebe für ihn zu entflammen. All' mein Bestreben, ihn zu ehelichen, scheiterte an dem absoluten Vermögensmangel beiderseits. Ich wandte mich drei- bis viermal an den Erzherzog Rainer mit Gesuchen, er möge die Kaution uns nur leihweise überlassen, deren Zinsen ohnedem für den Lebensunterhalt meiner Schwester, die schwachsinzig ist und sich bei uns befindet und vom Erzherzog Rainer 800 fl. jährlich bezieht, dienen sollten. Doch alles umsonst, es kam nicht einmal eine Antwort zurück, ob Seine Kaiserliche Hoheit meine Bitte erfülle oder nicht. Ich bin fest überzeugt, daß mein Gesuch gar nicht in die Hände Seiner Kaiserlichen Hoheit kam, denn sonst hätte er ja doch gewiß der Tochter seines Bruders geholfen.

Auch in dieser Notlage waren Euer Majestät mein leuchtender Rettungsstern, und ich danke die Eheschließung nur der Gnade und dem goldenen Vaterherzen meines angebeteten Kaisers, für den ich jederzeit bereit wäre, mein Leben zu lassen.

Ich beziehe jährlich den Erziehungsbeitrag für meine Kinder im Betrage von 2800 fl. jährlich und meine Rente von 400 fl. Die Heirat hat viel gekostet, nachdem ich kein Vermögen besitze. Die erste Ausstattung hat durch vierzehnjährigen Dienst ihre Schuldigkeit gethan und konnte nicht mehr für eine zweite Ehe herhalten.

Ich mußte meine Einkäufe auf Teilzahlungen nehmen, und muß von dem Einkommen, das zur Erziehung der Kinder, zum Lebensunterhalt der ganzen Familie dient,

namhafte Abzahlungen leisten, die mir furchtbar wehe thun.

Ich habe keine rettende Hand, nach der ich greifen könnte, ich habe nicht Vater noch Mutter, denen ich mein Leid klagen könnte. Noch schlimmer: Ich habe einen Vater, der leider selbst garnichts thun kann. Er selbst hat mich anerkannt und mich seine Tochter geheißt, mir erlaubt, ihm den süßen Vaternamen zu geben. Es war vor drei Jahren, als Prinzessin Montleart, gerührt durch mein unverdientes Unglück und meine Sehnsucht, meinen Vater wiederzusehen, eine Zusammenkunft am Berge veranstaltete, wo ich durch acht Stunden in seiner Nähe verweilen durfte. Majestät, dieses Glück von damals kann ich nicht schildern, er hat mich anerkannt und mir von meiner Mutter erzählt. Wenn er in der Lage wäre, so würde er mich vor aller Sorge schützen und mir helfen.

Majestät, meine Bitte geht dahin, mögen Majestät mein Vater sein, mir helfen, meine Zukunft sicher zu stellen; ich verlange kein großes Vermögen, mit einigen tausend Gulden wäre mir momentan geholfen, und die Sicherheit zu haben, die Jahre, die mir der liebe Gott noch in seiner Gnade bescheert, sorgenfrei leben zu können.

Meine Kinder sind versorgt, wenn sie jedoch vor dem 24. Lebensjahre sterben sollten, fällt das ganze Vermögen an die Geschwister meines Mannes. Sollte der liebe Gott uns noch ein Kind bescheeren, so wäre dasselbe ganz arm.

Euer Majestät kniefälligst bitte ich, mir zu helfen in anbetracht aller Umstände und der freudlosen Jahre, die ich zugebracht.

Möge der liebe Gott Euerer Majestät segnen und beschützen und Euerer Majestät reichlich vergelten. Diese Wohlthat, die Euerer Majestät mir zuwenden, wird der schönste Diamant in der ohnedies mit Edelsteinen der Wohlthaten so reich geschmückten Krone sein.

Indem ich noch flehe, mir nicht zu zürnen, verharre ich als

Curer Majestät
unterthänigste Dienerin
Clotilde von Szimic.

Wien, am 22. Oktober 1898.

Sehr geschickt ist dieses Gesuch gerade nicht abgefaßt, indessen kann man das von einer jungen, unerfahrenen Frau auch schwerlich verlangen. Bezüglich der irrigen Angaben über die Mutter bedenke man, daß Clotilde damals thatsächlich noch nicht wußte, daß ihre Mutter eine geborene von Skublig gewesen war und in dem Glauben lebte, von ihren Gegnern — pardon, von ihren Vormündern, wollten wir sagen, von ihren liebeichen, die Interessen der Kinder so warm vertretenden Vormündern nur in Bezug auf die Person ihres Vaters getäuscht worden zu sein. Immerhin aber muß dem Unbefangenen aus dem Gesuch wenigstens das klar werden, daß die Tochter des Erzherzogs Ernst sich in einer ihrer Geburt keineswegs würdigen Lage befand, und wer da weiß, wie häufig die Majestät des Kaisers seinen Unterthanen in unverschuldeter Not geholfen hat, der konnte kaum daran zweifeln, daß es auch diesmal der Fall sein werde, wo die Bittstellerin, wenn auch nicht offiziell dem Kaiserlichen Hause angehörte, so doch demselben so nahe stand.

Aber es sollte anders kommen!

Das Schreiben, welches auffallender Weise den Präsentationsvermerk erst vom 1. November 1898 trägt — in wessen Händen mochte es wohl inzwischen gewesen sein? — wurde an Clotilde mit dem nachfolgenden Vermerk zurückgesandt:

„Dieses Gesuch wird der Frau Bittstellerin mit dem Beifügen zurückgestellt, daß über dasselbe eine Allerhöchste Verfügung nicht getroffen wurde.“

Wien, am 5. November 1898.

Von der K. und K. Generaldirektion der A. G. Fonds
Dr. Hagen.

Ein solcher Bescheid muß allerdings befremden.

In dem mehr als eine Woche umfassenden Zeitraum, der von dem Einlaufen des Gesuchs bis zur Präsentation desselben verging, war ja natürlich reichlich Zeit vorhanden, diejenigen von demselben Kenntnis nehmen zu lassen, welche ein Interesse an demselben hatten, nämlich die Beamten des Erzherzogs Rainer, vor allem Hofrat Dr. Giannelia. Daß aber, wenn dies geschehen, der Herr Hofrat und Konsorten nicht zögerten, eine Kontremine zu legen, ist selbstverständlich: und somit würde eine Abweisung des Gesuchs kaum befremden können.

Selbstverständlich wäre es eine grobe Pflichtwidrigkeit, wenn ein für Seine Majestät den Kaiser bestimmtes Immediatgesuch anderen Personen vorgelegt würde, noch dazu, ehe Seine Majestät von demselben Kenntnis erhält — aber in Bezug auf die Kinder des Erzherzogs Ernst sind schon soviel wunderbare Thatsachen aufgetaucht, daß diese uns kaum noch seltsam erscheinen könnten.

Aber nicht eine Abweisung erfolgt, sondern: „Eine Allerhöchste Verfügung über dasselbe ist nicht getroffen worden.

Ist es vielleicht garnicht vorgelegt worden? Dann freilich konnte eine Verfügung nicht getroffen werden!

Aber nein! Wie käme das Gesuch denn an die Generaldirektion der Allerhöchsten Fonds?

Eine Verweisung an diese hat nur Sinn, wenn **die Regelung der Angelegenheit von Seiner Majestät dem Kaiser befohlen wurde!**

Daß dies geschehen, ist umso wahrscheinlicher, als in der That Seine Majestät der Kaiser, wie wir sehen werden, als er von der Sache später wirklich Kenntnis erhielt, die Regelung der Ansprüche befahl — freilich auch, ohne daß bis jetzt der Befehl ausgeführt wurde.

Wenn aber ein solcher Befehl schon damals, Anfang November 1898 erfolgte, ohne daß ihm bis jetzt Folge gegeben wurde, so qualifiziert sich dieses Vergehen einfach als **eine an Frau von Szimic verübte Unterschlagung!**

Jedenfalls war klar, daß weitere Immediatgesuche erfolglos bleiben würden. ^{was}

In der Voraussicht, daß es in Wien ganz unmöglich sein werde, reiste Ernst, als der Kaiser im Herbst nach Pest ging, ebenfalls dorthin und bemühte sich um eine Audienz. Nicht ohne Schwierigkeiten wurde sie ihm bewilligt. Gleichzeitig aber mußten wohl die Spione des Hofrats Dr. Giannelia diesem von dem Geschehenen Mitteilung gemacht haben, denn Ernst wurde verständigt, daß die Audienz nicht stattfinden könne. Er wandte sich nun an zwei ihm persönlich bekannte, der Opposition angehörige Abgeordnete und diese willigten ein, ihn in die Burg zu begleiten. Ihnen gegenüber wagte man nicht, die Weigerung aufrecht zu erhalten; die Audienz wurde auf den nächsten Tag festgesetzt. Als er an diesem im Audienzsaal erschien, sagte man ihm, die Audienz müsse noch verschoben werden, weil die Papiere nicht ganz in Ordnung seien; er möge am Samstag wiederkommen. Als er auch dieser Weisung Folge leistete und am Samstag wieder erschien, sagte man ihm mit schlecht verhehlter Schadenfreude, daß Se. Majestät der Kaiser bereits abgereist sei!

Es blieb dem in so hinterlistiger Weise Getäuschten nichts weiter übrig, als sein Vorhaben wenigstens vorläufig aufzugeben.

Auf den Rat seiner Freunde ging Ernst nun zu Herrn Notar Gaszner, dem Schwiegersohn des in Ungarn außerordentlich einflußreichen und vom Kaiser wiederholt empfangenen Besitzers einer der verbreitetsten Zeitungen Ungarns, des Pester Lloyd, namens Max Falk. Er trug ihm seine Sache vor, und nach Prüfung der Dokumente erklärte Herr Notar Gaszner sich bereit, die Sache zu übernehmen, wofür ihm Ernst 20 % der Erbschaftssumme zusicherte. Herr Gaszner sammelte noch alles in Ungarn erreichbare Material, während Clotilde mit Ernst nach Tapolcza fuhr, um zu versuchen, ob ihr Oheim Julius von Skubliß vielleicht doch noch zu einer wahrheitsgetreuen Aussage zu bewegen sei.

In Tapolcza angekommen, stiegen sie im Hotel Wolf ab. Bei der sehr freundlich ihnen entgegenkommenden Frau des Hotelbesizers zogen sie Erkundigungen über ihren Oheim ein und erfuhren bei dieser Gelegenheit, daß die Frau des dortigen Oberstuhlrichters Hynca von Szentmiklossy ebenfalls eine Nichte des alten Herrn von Skubliß sei und zwar aus der ersten Ehe der Schwester desselben, Laura — also eine Stieffchwester Clotildes! Auch das frühere Kindermädchen Clotildes wurde ermittelt; jetzt natürlich eine alte Frau. Nach dieser wurde geschickt; sie kam und erzählte Clotilde mancherlei Interessantes aus ihrer Kindheit, dessen Wiedergabe hier zu weit führen würde. Dann wurde sie von Clotilde nach dem Landgut ihrer Stieffchwester gesandt, wo diese sich aufhielt, mit der Anfrage, ob sie Clotilde empfangen wolle. Eine Antwort kam nicht, wohl aber Herr von Szentmiklossy selbst mit seiner Gattin. Beide zeigten sich äußerst lebenswürdig und freundlich und gaben den Geschwistern noch manchen schätzenswerten Wink. Dagegen war aus dem alten Herrn von Skubliß nichts herauszubringen, wenigstens nichts Wahres; er zeigte sich außerordentlich ängstlich, hatte wohl auch guten Grund dazu, denn es wäre ihm recht sehr schwer gefallen, den Ursprung seines Vermögens zu erklären. Immerhin war aber doch der Besuch in Tapolcza nicht fruchtlos gewesen.

Inzwischen war Herr Gaszner nicht unthätig geblieben. Er hatte sich mit den ihm übergebenen Dokumenten an den Oberstmarschall Grafen Szilagyi gewandt und dieser in seinem Beisein und demjenigen eines juristisch gebildeten Hofrats vom Oberstmarschallamt die Dokumente einer gründlichen, drei Stunden währenden Prüfung und Erwägung ihrer Beweiskraft unterzogen. Anfänglich hatte man, jedenfalls von Wien beeinflusst, die schon dort gebräuchte Ausflucht, wenn auch in etwas besser gewählter Form, angewandt und Herrn Notar Gaszner gesagt, die Kinder sollten andere Taufscheine zu bekommen trachten, dann ließe sich noch einmal darüber reden. Da aber Gaszner sich damit nicht abspeisen ließ, wurde jene Prüfung der

Dokumente vorgenommen, und am Schluß derselben erklärte der Hofrat: „**Ich gebe mich besiegt, die Kinder sind vollkommen legitim!**“

Damit war erst die erste der bestehenden Schwierigkeiten behoben. Die zweite bot die Beantwortung der Frage, was nun geschehen solle.

Graf Szilagyi meinte, die Sache gehe den Erzherzog Rainer allein an, da er Kurator des Ernst gewesen und Erbe seiner sämtlichen Brüder sei. Von einer Anerkennung von Seiten des Kaisers müsse Abstand genommen werden, denn das gebe unheilvolle Komplikationen. Der verstorbene Erzherzog Ernst sei überall als „ledig“ geführt worden; man könne nicht so einen Skandal provozieren, wie er nun durch die Kunde von seiner Verhehlung entstehen würde. (Es ist nicht schwer zu sehen, woher da der Wind geblasen hat!) Allein er wolle es übernehmen, mit dem Erzherzog Rainer über diese Angelegenheit zu sprechen.

Es ist gar nicht daran zu zweifeln, daß Graf Szilagyi, an dessen Ehrenhaftigkeit zu zweifeln nicht der mindeste Anlaß vorliegt, sein Versprechen eingelöst und dem Erzherzog Rainer bekannt gegeben hat, daß die hinterlassenen Kinder des Erzherzogs Ernst legitim, also auch erbberechtigt seien. Ebenso aber steht fest, daß trotzdem Seine Kaiserliche Hoheit der Herr Erzherzog Rainer sich nicht bewogen gefühlt hat, den um ihr Erbe Bekommenen auch nur einen geringen Teil desselben zurückzugeben. Mit einem „Nichtwissen“ kann er sich nach diesem doppelten Beweise, dem Briefe seines früheren Sekretärs Herrn von Gall und dem Vorgesprecher des Oberstmarshalls Grafen Szilagyi keinesfalls mehr entschuldigen.

Nun begab sich Herr Notar Gaszner zum Hofrat Dr. Giannelia und teilte diesem das Geschehene mit.

Dr. Giannelia schäumte vor Wut, als er erfuhr, daß der ungarische Hofrat gerecht genug gewesen war, in Gegenwart des Oberstmarshalls die Kinder des Erzherzogs Ernst als legitim anzuerkennen. „Ich werde Seiner Kaiserlichen Hoheit ganz entschieden abraten, etwas zu thun,“ rief er

mit gewohnter Annäherung und Selbstüberhebung. „Wenn es uns befohlen wird, können wir auch eine Million zahlen, aber freiwillig keinen Heller!“

„Wollen Herr Hofrat in den Trauschein Einsicht nehmen?“

„Ich muß es entschieden ablehnen, in einen solchen Schwindel, wie dieser Trauschein es ist, Einsicht zu nehmen; er interessiert mich keinesfalls! Es ist schmachvoll, wie diese Frau von Szimic fortwährend den Erzherzog belästigt!“

„Nun, wenn Seine Kaiserliche Hoheit den Skandal vorzieht, mir ist es gleich. Aber die Welt soll dann auch erfahren, welche Fälschungen begangen wurden, und es ist dann Sache des Staatsanwaltes, zu untersuchen, wer der Fälscher war, der Urheber und — wer der stille Mitwisser aller dieser Fälschungen war!“

Der Herr Hofrat wurde sehr blaß bei dieser unverhüllten Drohung. „Sie werden sich das doch noch überlegen!“ meinte er in unverkennbarer Angst.

„Ich ziehe es vor, die Sache, wenn möglich, gütlich beizulegen und keinen Skandal zu provozieren. Wenn wird das aber unmöglich gemacht wird, so muß ich als Vertreter der Interessen der Kinder schärfere Saiten aufziehen, und es ist dann nicht meine Schuld, wenn der Hof durch die Weigerung seiner berufenen Vertreter, die anstatt zu löschen noch schüren, unheilbar kompromittiert wird.“

„Ja, was wollen denn die Kinder eigentlich?“ (O himmlische Naivetät, wer hätte dich in einer Hofratsseele gesucht!) „Der Erzherzog war unter Kuratel, er hatte sein Vermögen vergeudet, er hat nichts hinterlassen!“

„Gut, Herr Hofrat, ich will das momentan gelten lassen. Aber Herr Hofrat scheinen ganz zu vergessen, daß er nach dem Erzherzog Leopold, der ein nach Millionen zählendes Vermögen hinterließ, erberechtigt war, daß er aber gezwungen wurde, zu Gunsten seines Bruders Rainer zu verzichten. Diese Verzichtleistung ist eine ernste Verletzung des Gesetzes, und wenn auch der Hof nicht dem Zivilgericht untersteht und ein eigenes Gericht besitzt, so ist

und bleibt es eine Gesetzlosigkeit, jemand zur Verzichtleistung zu zwingen, der eheliche Kinder hat. Und eine Gesetzlosigkeit begeht derjenige, der verzichtet, denn auf mehr als die Hälfte seines Vermögens ist er gar nicht zu verzichten berechtigt. Also, mein Herr Hofrat, kann ich den entsprechenden Teil des Vermögens des Erzherzogs Leopold für meine Klienten anfechten.

Dann der zweite Punkt: Wie kommt man dazu, meinen Klienten einen Namen zu geben? Dieses Recht gebührt ausschließlich der Krone, und nachdem Sie behaupten, Seine Majestät wisse nichts von der stattgehabten Ehe des Erzherzogs, so haben hiermit fremde Personen das Recht der Krone usurpiert und den Kindern einen Namen verliehen, der ihnen gar nicht zukommt. Eingetragen ist die Mutter als Baronin Wallburg, die Kinder galten als Barone und Baronessen. In den später erschienenen gefälschten Tauffcheinen ist der Vater ein Edler von Wallburg, und unter der Herrschaft des Erzherzogs Rainer wird den Kindern nicht einmal mehr das Wörtchen „von“ eingeräumt. Der Ernst wird als einfacher Leutnant Ernst Wallburg im Schema geführt, der Heinrich als simpler Heinrich Wallburg inskribiert; als solche mußten sie den Staatsbürgereid leisten.

Von den Mädchen gar nicht zu sprechen. Da hat ja eine grauenhafte Willkür geschaltet, die beinahe an das Mittelalter mahnt.

Ich sage nur soviel, Herr Hofrat: Wenn den Kindern nicht ihr Recht wird und sie standesgemäß versorgt werden, so werde ich meinen Weg zu Seiner Majestät selbst finden, denn Sie dürfen nicht vergessen, daß in Ungarn jeder Bettler zu seinem König gehen darf. Es ist ja nur ihr Recht, was die Kinder vertreten. Wer kann ihnen denn ersetzen und gutmachen, was ein ganzes Lebensalter hindurch an ihnen verbrochen wurde? Wer macht ihnen gut die friedlose Jugend, den gewaltsamen Raub des Vaterhauses, die lieblose Behandlung bei fremden Leuten, den Sturz des einen Sohnes in Schande und Elend, den Tod,

die grausame Behandlung des andern so braven, die Verkuppelung der Tochter an einen ungeliebten Mann, die Hindernisse, die man ihr bei ihrer Wiedervermählung in den Weg legte, die brutale, gemeine Behandlung, die man ihr dort, wie auch in Arco, zu teil werden ließ? Das sind alles Dinge, die man nie mehr gut machen kann, denn mit Geld lassen sich Blutstropfen, die auf's Herz fallen, nicht abwaschen!

Wenn man denkt, was aus diesen Kindern hätte werden können, im Sonnenglanze des elterlichen Hauses; gerade wie aus einem Grafen Meran, einer Fürstin Ramponfranco, und was aus ihnen geworden ist! Wahrlich, hier tritt der Kontrast so recht hervor: Die einen im Glanze der Sonne, und die anderen im tiefsten Schatten der Nacht! Die einen glänzen in Ansehen, Macht, Reichthum und Glück, und die anderen kämpfen ums Dasein, der eine Sohn kämpft ums tägliche Brod für seine hungernden sechs Kinder, der andere wird in den Tod getrieben, die Tochter muß glücklich sein, einen vermögenslosen Offizier geheiratet zu haben, der ihren Kindern den Vater ersetzt. Und glücklich sein, wirklich glücklich sein, kann auch sie nicht! Warum? Die leidigen Verhältnisse sind Schuld daran! Sie war auch schon nahe daran, Heinrichs Beispiel zu folgen, allein der einzige Gedanke hielt sie aufrecht: „Denen da oben die Freude nicht zu gönnen!“ Sie will ausharren, um zu sehen, wie lange ein Menschenherz braucht, um gebrochen zu sein!

Nicht Neid im gewöhnlichen Sinne des Wortes ist es, wovon die Kinder in ihrem Innern aufgewühlt werden, wenn sie ihre Konkurrenten im Glücke, im vollsten Glänze zu sehen bekommen, oder maßlose Erbitterung, wenn sie sich sagen müssen: das alles könnten auch wir haben, wenn wir nicht einen so characterschwachen Vater gehabt und einen so herzlos rohen Mann zum Onkel hätten!

Wann wird doch hier einmal die Stunde der Vergeltung schlagen? Wahrscheinlich, wenn es niemanden mehr nügen wird!

Der Herr Hofrat hatte mit diesem Plaidoyer einen Borschmack dessen bekommen, was bei der öffentlichen Gerichtsverhandlung zu Ohren der ganzen Welt gelangen wird. Er hielt es nun doch endlich für geraten, seine ablehnende Haltung aufzugeben oder wenigstens den Anschein zu erwecken, als ob er dies thue. Die Verhandlungen wurden fortgesetzt, aber sie nahmen ein sehr langsames Tempo. Der Wahlspruch, den er für dieselben adoptiert, schien zu sein: „Wir brauchen es nicht, und die es brauchen, können warten.“ Wieder die alte, unwürdige Verschleppungstaktik!

Endlich schienen sie zum Abschlusse gedeihen zu wollen, da erkrankte ein an ihnen übrigens nur sehr entfernt beteiligter Hofrat — an einem Hühneraugenleiden, und die Verhandlungen wurden auf einen Monat sistiert.

Der wahre Grund dieser Verzögerung wurde erst später bekannt. Man war allmählich doch zu der Einsicht gekommen, daß die Sache auf die Dauer Seiner Majestät nicht verschwiegen bleiben könne. Aber wer sollte den bedenklichen Auftrag übernehmen, dem Kaiser eine solche Mittheilung zu machen? Niemand hatte Lust dazu? Endlich ließ sich Baron Schießl, der neue ernannte Chef des Civilkabinetts Seiner Majestät, dazu herbei, in den saueren Apfel zu beißen.

Was seine Majestät der Kaiser zu der sauberen Affaire gesagt hat, ist natürlich nicht so bekannt geworden, daß wir es hier als Factum wiedergeben dürfen. Aber aus einer Quelle, deren Zuverlässigkeit nicht bezweifelt werden kann, erfuhren wir wenigstens soviel, daß seine Majestät den Fondskassendirektor angewiesen habe, die Sache zu ordnen.

Für die den Kindern des Erzherzogs Ernst rechtlich zustehende Erbschaft in Höhe von mindestens 10 Millionen Gulden bot derselbe ihnen 200000 Gulden, also **noch nicht den fünfzigsten Teil des ihnen rechtlich Zustehenden** an!

Wenn ein Kaufmann mit 2% Bankerott macht, so schreit alle Welt über Gaunerei, und der Staatsanwalt sagt dafür, daß der Schuldige ein Quartier mit eisernen

Gardinen angewiesen bekommt. Wenn aber ein österreichischer Erzherzog denjenigen, die eine absolut rechtmäßige und gesetzmäßige Forderung an ihn haben, ihnen 2 Prozent derselben bietet — ja, Bauer, das ist ganz was anders!

Das Anerbieten wurde natürlich zurückgewiesen, und der Fondskassendirektor Baron Chotek sagte, als Herr Notar Gaszner ihm dies notifizirte:

„Die Kinder sollen uns klagen, wenn sie was zu erreichen glauben!“

Das geschah aber, nachdem er dem Notar Gaszner sein Wort gegeben hatte, die Sache in der ersten Woche des Juli zu schlichten! Jetzt ist es November und sein Wort ist nicht eingelöst!

Nebenbei bemerkt, war auch jenes eines galizischen Trödlers würdige Anerbieten erst gemacht worden, nachdem Gaszner gedroht hatte, wenn die Sache jetzt nicht in Ordnung komme, werde er sie durch seinen Schwiegervater Max Falk Seiner Majestät dem Kaiser zum Vortrag bringen lassen!

In neuester Zeit schienen die Verhandlungen zu einer gedeihlicheren Entwicklung zu gelangen, als Herr Hofrat Dr. Giannella dies durch einen neuen Schachzug zu vereiteln wußte: Er produzierte plötzlich ein Schreiben des verstorbenen Erzherzogs Ernst an Erzherzog Rainer, in welchem derselbe sein Ehrenwort verpfändet, daß er niemals Kinder besessen habe!

Wenn schon der zum mindesten als sehr sonderbar zu bezeichnende Umstand, daß von diesem Schreiben, so wichtig es auf den ersten Blick erscheinen kann, bisher niemals die Rede war, der Verdacht weckt, daß es sich um eine neue Fälschung handle, so wird derselbe noch durch einen anderen Umstand verstärkt. Bei genauerer Prüfung stellte sich nämlich heraus, daß der Brief nicht im Original vorlag, sondern nur eine Kopie desselben! Und eine solche plumpe Spiegelfechtereie wurde zum Vorwande genommen, um übermals die Verhandlungen zu verschleppen!

Oder erscheint es etwa so unglaublich, daß hier wieder eine Fälschung vorliege?

Kann man denen, die Trauscheine und Tauffcheine fälschten, nicht auch zutrauen, daß sie ihre saubere Kunst an einem Brief ausübten?

Und selbst wenn der Brief echt wäre, was würde er gegenüber den unwiderlegten Dokumenten für die Legitimität der Kinder anders beweisen, als daß man die schon von Notar Gaszner mit Recht hervorgehobene Characterschwäche des Erzherzogs Ernst dazu benutzt habe, ihm, wahrscheinlich unter Einschüchterungen aller Art, eine solche den Thatsachen widersprechende Niederschrift abzurufen? Hat er damit die Unwahrheit gesagt, so fällt auf ihn, den tiefer Melancholie Verfallenen, fast Willenlosen, viel weniger Schuld, als auf diejenigen, die seine ihnen bekannte moralische Depression dazu benutzten, ihn jene Unwahrheit niederschreiben und mit seinem Ehrenwort bekräftigen zu lassen. Wieviel Ehrgefühl muß wohl der haben, der einen Anderen zur Abgabe eines falschen Ehrenwortes verleitete oder verleiten läßt? Keines!

Eins von beiden kann aber nach Lage der Sache nur der Fall sein: Entweder ist der Brief, resp. die Kopie desselben unecht — dann liegt eine Fälschung vor, nach deren Urheber man entsprechend der alten juristischen Frage: *Cui bonum?* Wem kommt es zu gute — nicht weiter zu suchen hat — oder er ist echt — dann liegt ein Verbrechen vor, das fast einer Verleitung zum Meineid gleich steht: Eine willensschwache Person ist zur Abgabe eines Ehrenwortes verleitet worden für ein Schriftstück, das nicht allein zum Beweise von Rechten dienen kann — nämlich des Unrechtes des Erzherzogs Rainer auf die Erbschaft — sondern thatsächlich zu solchem Beweis benutzt worden ist!

Ja, ja, Herr Hofrat Dr. Giannelia, Lügen und Fälschungen bringen manchmal dem, der sich salviert, aber sich ihrer bedient, mehr Schaden als Nutzen, sie sind zwei schneidige Schwerter!

Hand in Hand mit dieser bodenlosen Gemeinheit geht eine zweite!

Es wird jetzt, nachdem das Märchen von dem Vater Wallburg und der Mutter Hugonay nicht mehr zieht, die Behauptung vorbereitet, die Kinder hätten zur Mutter eine gewisse Luscher, die längst nach dem Tode der Baronin Wallburg einen Liebeshandel mit dem Erzherzog hatte, und dieser sei als Vater nur vorgeschoben. Sonderbar nur, daß die Kinder bereits sämtlich geboren waren, als der Erzherzog die Luscher kennen lernte!

Das ist wieder einmal eine recht ungeschickte, ja geradezu eine dumme Erfindung, Herr Hofrat! Haben Sie denn wirklich eine solches Spazengehirn, um nicht zu erkennen, daß Sie mit derartigen Manövern, die sich auf den ersten Blick als plumpe Lügen erweisen, nur die Verachtung aller ehrlich denkenden Leute erwecken, oder haben Wut und Angst Ihr Gehirn so umnebelt, daß Sie gar nicht mehr wissen, was Sie thun?

Oder beabsichtigen Sie vielleicht für den Fall, daß der Staatsanwalt den Fälschungen näher zu treten sich veranlaßt sieht, den Fälschungen näher zu treten, deren Urheber zu ermitteln, den Beweis vorzubereiten, daß Sie unzurechnungsfähig seien? an aktiverem Verfolgungswahn, der *paranoia persecutoria Brausewetteriana*, leiden?

Fast möchte man das annehmen!

Doch genug von diesem „dunklen Ehrenmanne!“ Es erübrigt nur noch, auf Grund des beigebrachten Materials eine objektive Darstellung der Rechtslage zu geben.

Die hinterlassenen Kinder des Erzherzogs Ernst erstreben zweierlei:

1. Die Anerkennung ihrer Geburt,
2. die Aushändigung der ihnen zustehenden Erbschaft von ihrem Vater.

Der von ihnen bisher geführte Namen von Wallburg ist kein Recht; im Gegenteil, als man ihnen denselben auf-octroyierte, beging man an den wehrlosen, unmündigen Kindern insofern ein Unrecht, als man sie dadurch zu

unehelichen Kindern stempelte. Solche führen gesetzlich, falls der Vater sie nicht durch Anerkennung legitimiert und ihnen dadurch das Recht gegeben hat, seinen Namen zu führen, denjenigen der Mutter.

Allerdings kommt es auch bei morganatischen Ehen vor, daß die Kinder den Namen der Mutter führen, allein dann ist er ihnen resp. auch der Mutter durch landesherrlichen Erlaß verliehen.

Ein solcher landesherrlicher Erlaß liegt hier nicht vor.

Der Name von Wallburg ist ein bei der Verheiratung des Erzherzogs Ernst von diesem für seine Gattin ganz willkürlich gewählter; ob mit ihrer Zustimmung oder nicht, ist irrelevant.

Die Mutter hieß thatsächlich Laura, verwitwete von Czendhely, geborene von Skubliz. Wären die Kinder in der That unehelich, so müßten sie den Geburtsnamen ihrer Mutter, von Skubliz, führen.

Da sie eheliche Kinder sind, haben sie gerechtfertigten Anspruch auf den Namen ihres Vaters.

Da die Ehe eine morganatische war, haben sie nur Anspruch auf den Geschlechtsnamen ihres Vaters, nicht aber auf die sonstigen Titel desselben (vergl. die diesbezüglichen staats- und privatrechtlichen Ausführungen der Professoren Schmoller, Bluntschli, von Treitschke und andere).

Der Geschlechtsname des Erzherzogs Ernst von Oesterreich ist „von Habsburg“.

Die Kinder des Erzherzogs Ernst von Oesterreich haben demnach das Recht, sich „von Habsburg“ zu nennen, soweit nicht, wie bei Frau von Szimic, der Name des Vaters an Stelle des Geburtsnamens getreten ist. Allein auch diese hat das Recht, sich als eine geborene von Habsburg zu bezeichnen.

Alle diese Ausführungen treffen selbstverständlich nur für den Fall zu, daß die Kinder wirklich diejenigen des verstorbenen Erzherzogs Ernst von Oesterreich und legitim sind.

Es kann kein Zweifel darüber herrschen, daß die Ehe des Erzherzogs Ernst mit Laura verwitweten von

Czendhely geborene von Skubliz stattgefunden hat und daß die Kinder dieser entsprossen sind.

A) Beweise für die Ehe:

1. die Eintragung dieser Ehe in die Militärmatrikel zu Laibach durch den Militärkaplan Josef Samejz,

2. die Bestätigung der Richtigkeit dieser Eintragung durch den Domdechanten Samejz zu Laibach;

3. die Zeugnisse zahlreicher Personen zu Laibach zc., denen Erzherzog Ernst die Laura von Czendhely geborene von Skubliz als seine Gattin vorgestellt hat.

B) Für die legitime Geburt der Kinder:

1. die Eingaben des Julius von Skubliz an das Bezirksgericht zu Wieden, in denen er die in Rede stehenden Kinder des Erzherzogs Ernst von Oesterreich als seine Neffen und Nichten bezeichnet,

2. der Umstand, daß er zum Vormund derselben bestellt wurde. Die Familie von Skubliz war weder mit einer Familie von Wallburg, noch mit einer gräflichen Familie Hugonay irgendwie verwandt oder bekannt. Es lag somit gar kein Grund vor, Julius von Skubliz die Vormundschaft über die Kinder eines Herrn von Wallburg mit einer Gräfin von Hugonay zu übertragen, umso weniger, als Julius von Skubliz zur Uebernahme dieser Vormundschaft seinen Wohnsitz von seinem Gute in Ungarn nach Wien verlegen mußte,

3. die von Julius von Skubliz unterzeichnete Hinterlassenschaftserklärung, in welcher er das Erbe der Mutter seinen „Neffen und Nichten“ aufzubewahren verspricht,

4. die eigenhändigen Briefe des Erzherzogs Ernst an Clotilde von Szimic, in welchen er sich stets als deren Vater bezeichnet,

5. die Bezeichnung der Clotilde von Szimic durch den Erzherzog Ernst als seine Tochter gegenüber dem Feldmarschall-Leutnant Ritter von Tomacic,

6. die Wahl des zweiten Vormundes, des Sekretärs des Erzherzogs Ernst, Rudolf Skall,

7. die Wahl des dritten Vormundes, des Sekretärs des Erzherzogs Rainer, des Kurators seines Bruders, von Gall,

8. die Wahl des dritten Vormundes, des Sekretärs des Erzherzogs Rainer, Hofrat Dr. Giannelia,

9. die von Erzherzog Rainer den Kindern gemachten Zuwendungen,

10. das Angebot des Fondskassen-Direktors Baron von Chotek, in Höhe von 200 000 Gulden, zur Abfertigung der Erbansprüche der Kinder.

Hierzu kommen noch Beweise negativer Art, nämlich:

11. das Fehlen der Eintragung der angeblichen Trauung des Edlen von Wallburg mit der Gräfin Hugonay im Register der St. Heinrichsparochie in Prag trotz Existenz des betreffenden — gefälschten — Trauscheins,

12. das Fehlen der Eintragung der Geburten der Kinder in die Matrikeln trotz Existenz der betreffenden — gefälschten — Taufscheine.

Die Beweise für die Legitimität der Kinder sind gleichzeitig solche für deren Erbberechtigung.

Es ist nun festzustellen, wie hoch das Erbobjekt zu bemessen sei.

Dasselbe setzt sich aus 6 Faktoren zusammen:

1. Das von Erzherzog Ernst bei seinem Tode hinterlassene Barvermögen,

2. der Ueberschuß seines Vermögens über seine Schulden bei der Regulierung derselben,

3. die für ihn gemachten Ersparnisse von seiner Apanage,

4. das in die Fondskasse des Erzherzogs Rainer geflossene Geschenk der Prinzessin Montleart,

5. Sein Anteil an der Erbschaft des Erzherzogs Leopold,

6. die Zinsen aus den Posten 1—5.

Leider sind wir, da genaue Bewertungen der meisten obigen Objekte nur von den im gegnerischen Lager maßgebenden Faktoren gegeben werden können, was schwerlich eher geschehen wird, als bis sie gerichtlich hierzu gezwungen

werden, auf Schätzungen angewiesen, die wir, um möglichst sicher zu gehen, eher zu niedrig als zu hoch greifen wollen.

Der erste Posten beträgt nach Angabe des Herrn Hofrats Dr. Giannelia, der sicherlich die Hinterlassenschaft den Verwandten der Erben gegenüber nicht zu hoch angegeben hat, auf 6000 Gulden, wenn man seine anscheinend sehr hohe Angabe über die Kosten des Konduktes zc. mit 20000 fl. gelten läßt.

Die Schulden des Erzherzogs bei seiner Entmündigung wurden von seinem Kurator, Erzherzog Rainer, mit $2\frac{1}{2}$ Millionen Gulden beziffert. Diese Schulden wurden nur zum teil voll bezahlt, zum teil ein Arrangement getroffen, letzteres wohl hauptsächlich soweit, als es sich um Wucherzinsen handelte. Die hierdurch erzielte Ersparnis mußte selbstverständlich dem Kuranden, nicht dem Kurator zufallen. Nimmt man aber selbst an, daß $2\frac{1}{2}$ Millionen Gulden gezahlt worden seien, so bliebe, da das eine der beiden, dem Erzherzog Ernst gehörigen Güter, Schönkirchen, für drei Millionen Gulden an Baron Himl verkauft wurde, aus diesem allein ein Ueberschuß von $\frac{1}{2}$ Million Gulden. Eine Taxe des anderen Gutes zu erlangen, war uns leider nicht möglich.

Die Ersparnisse an der Apanage wurden uns von sachverständiger Seite auf jährlich mindestens 6000 Gulden angegeben, macht also in 26 Jahren 156000 Gulden.

Das von der Prinzessin Montleart dem Erzherzog gemachte Geschenk belief sich auf 20000 Gulden.

Erzherzog Leopold hinterließ in bar 18 Millionen Gulden, die sonstige Hinterlassenschaft auch nur annähernd genau festzustellen, war nicht möglich. Der Verzicht des Erzherzogs Ernst auf diese Erbschaft ist rechtsungiltig, 1. weil nach österreichischem Recht ein Vater ehelicher Kinder nur auf die Hälfte einer Erbschaft Verzicht leisten kann, der Verzicht aber auf die ganze Erbschaft lautet, 2. weil der Erzherzog zur Zeit dieses Verzichtes bereits längst entmündigt, also zur Vornahme eines solchen Aktes überhaupt unfähig war. Erbberechtigt war außer ihm nur noch sein Bruder Erzherzog Rainer, folglich kam jedem der beiden

Erben ein Barerbe von 9 Millionen Gulden außer der unberechenbaren Hälfte der sonstigen Hinterlassenschaft zu.

Die Zinsen — Verzugszinsen, da keiner der Erben Kaufmann ist, nicht zu 6, sondern zu 5 Prozent gerechnet — betragen bis 1. Januar 1900:

Für den Posten unter 1: 6000 fl. auf 1 Jahr = 300 fl.

Für den Posten unter 2: 500000 fl. auf 26 Jahre = 650000 fl.

Für den Posten unter 3: 156000 fl. auf das Mittel von 13 Jahren = 101400 fl.

Für den Posten unter 4: 20000 fl. auf 6 Jahre [wieviel Jahre vor 1893 diese Schenkung gemacht wurde, war nicht festzustellen, daher wurden nur 6 Jahre angenommen] = 6000 fl.

Für den Posten unter 5: 9 Millionen fl. auf 5 Jahre = 2250000 fl.

In Summa also: 3007700 fl. Zinsen.

Hierzu die Hauptsumme mit: 9682000 fl. ergibt als zweifellos berechnete Mindestgesamtforderung der Kinder 12689700 fl.

Hierfür wurden ihnen 200000 Gulden geboten; denn Kaiserliche Hoheit Erzherzog Rainer, der die Verhältnisse, wie nachgewiesen, genau kannte, wollte mit ca. 1½ Prozent affordieren!

